This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

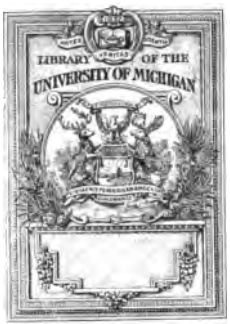
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



FROM THE LIBRARY OF
Professor Karl Heinrich Rau
OF THE UNIVERSITY OF HEIDELBERG
PRESENTED TO THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
BY
Mr. Philo Parsons
OF DETROIT
1871

JC
143
.M315

BUILDING
USE ONLY

BUILDING
USE ONLY

Machiavelli, Nicc. ed.

Nic. Machiavells

Regierungskunst eines Fürsten.

University of MICHIGAN

Mit Hrn. Amelots de la Houſſaye

historiſchen

und politiſchen Anmerkungen,

und dem

Leben des Machiavells.

Hanover und Leipzig,
bey Johann Wilhelm Schmidt, 1756.

C. H. Rau.

Nic. Machiavell,

von der

Regierungskunst

eines Fürsten.

II-13-33 M40

Die Geschichte

von

Prinz Eisenherz.

Nicolaus Machiavell,

Bürger und Secretär zu Florenz.

Dem

Hochgebohrnen

LAURENTIUS

de Medicis,

Herzogen von Urbino, Herrn von Pesaro ꝛc. ꝛc.

Diejenigen, welche sich um die Gnade eines Fürsten bewerben, pflegen ihm von den seltensten Sachen, die in ihrem Vermögen sind, oder auch von denen ein Geschenke zu machen, woran der

Fürst iederzeit ein Vergnügen findet. Daher siehet man, daß ihm Pferde, Gewehr, güldene Stoffe, Diamanten, und dergleichen Dinge überreichet werden, welche werth sind, daß sie ein Fürst besitze. Was mich betrifft, so habe ich lange nachgedacht, was ich E. Hochfürstl. Gnaden zur Versicherung meines unterthänigen Gehorsams darlegen könne: Ich habe aber nichts gefunden, das mir so lieb wäre, als die Kenntniß der Handlungen großer Herren, die ich durch lange Uebung in den neuern Geschäften und durch beständiges Lesen alter Begebenheiten mir zuwege gebracht. Nachdem ich also die Gedanken, die ich über alle solche Sachen bey Gelegenheit gehabt, in einen kleinen Band zusammen getragen, so übergebe ich sie E. Gnaden, nicht, als ob ich sie Deroselben würdig achtete; sondern, weil Dero Güte mich hoffen lässet, Sie werden dieselben geneigt aufnehmen. Denn ich kann E. Gnaden nichts größers schenken, als daß ich Ihnen die Mittel an die Hand gebe, wie Sie alles, was ich in so vielen Jahren

in der Schule der Widerwärtigkeiten gelernet, in sehr kurzer Zeit fassen können. Ich habe mein Werk nicht mit hochtrabenden und prächtigen Worten ausgeschmückt; und ihm keine von den übrigen Annehmlichkeiten zu geben gesucht, wodurch verschiedene Schriftsteller ihre Bücher zu zieren pflegen: Denn ich begehre nicht, daß meines wegen etwas andern, als wegen der Wichtigkeit und Gründlichkeit der Materie gefalle. Man lege es mir auch nicht für einen Hochmuth aus, daß ich als ein Mensch von niedrigem Stande, Fürsten Lehren gebe, wie sie regieren sollen. Denn gleichwie diejenigen, welche Landschaften abzeichnen, sich auf einer Ebene in die Tiefe setzen, damit sie die Höhe der Berge und die Beschaffenheit anderer erhabenen Oerter besser entdecken können; dagegen aber auf den Gipfel der Berge steigen, wenn sie die niedrigen Oerter betrachten wollen; also muß man auch ein Fürst seyn, um die Eigenschaften des Volkes, und einer vom Volke, um die Eigenschaften der Fürsten recht zu er-

kennen. E. Gnaden geruhen demnach dieſes kleine Buch mit ſo gutem Herzen aufzunehmen, als ich es Denenſelben darlege. Wenn Sie es mit Aufmerkſamkeit leſen, ſo werden Sie darinn mein äuſſerſtes Verlangen wahrnehmen, Sie in der Macht zu ſehen, welche Ihnen das Glück und Dero große Eigenſchaften zutheilen können. Und wenn E. Gnaden, von dem erhabenen Orte, den Sie einnehmen, manchmal auf das Niedrige ſehen, ſo werden Sie befinden, daß ich eine ſo harte und langwierige Verfolgung des Glückes ohne mein Verſchulden leide.

Nachricht

von

Machiavells Leben und Schriften.

Nicolaus Machiavell ist zu Florenz gebohren. Man weis aber weder das Jahr noch den Tag seiner Geburt. Ich habe diesen besondern Umstand in der Geschichte der Florentinischen Schriftsteller, einem Werke des Paters Julian Neri, das nach seinem Tode im Jahre 1722 zu Florenz herausgekommen ist, vergeblich gesuchet. Er sagt weiter nichts, als sein Vater habe Bernhard geheißen, und sey von einem alten adelichen Hause gewesen. Sodann wird er böse, und fängt an zu schelten; anstatt, daß er uns von dem Machiavell die Zeit seiner Geburt, sein Studiren, seine glücklichen und

unglücklichen Begebenheiten, und seinen Tod bekannt machen sollte; wovon andere Schriftsteller nichts gewußt haben.

Weil unser Nicolaus dürftig war, sah er sich genöthiget bey einem Gelehrten als Schreiber zu dienen. Paulus Jovius nennet diesen Gelehrten nur bey seinem Taufnamen Marcellus Virgilius. Der Pater Neri merket an, sein Zuname sey Adriani gewesen; ein Mann, der die griechische und lateinische Sprache sehr wohl inne gehabt. Adriani unterrichtete den jungen Machiavell in der lateinischen Sprache, weil er spürete, daß er einen muntern und lebhaften Verstand hatte. Allein er brachte es darinn nicht weit; denn Machiavell bekümmerte sich nicht viel darum, rein Latein zu schreiben. Hingegen lernte er seine Muttersprache mit besserm Fortgange, und begnügte sich damit, daß er sich die schönsten Gedanken der Alten zueignete, und in seine Schriften einschaltete.

Es glückte ihm dergestalt in dieser Sprache, daß seine Feder noch heutiges Tages vor eine von den schönsten aus dem Großherzogthum Florenz gehalten wird. Dieses kann ich mit dem Wörterbuche de la Crusca am besten beweisen. Die Verfasser desselben führen in der zweyten Auflage den Machiavell als einen Schriftsteller an, dessen Ansehen hinlänglich ist zu entscheiden, ob ein Wort gut sey oder nicht.

Seinen vortrefflichen Verstand zeigte er sonderlich in einem Lustspiele, das er unter dem

Titel Clitia aufsetzte, und worinn er dem Aristophanes nachahmete. Verschiedene Florentiner wurden darinn ohne Mitleiden, und doch so angenehm durchgezogen, daß diejenigen, auf welche es gemünzet war, sich nicht merken ließen, daß sie getroffen wären; sie waren vielmehr so klug, und lachten mit darüber.

Dafern man dem Varillas darinn trauen kann, so war Machiavell dem Moliere ähnlich. Nach seinem Berichte war er nicht allein geschickt ein gutes Schauspiel zu verfertigen, sondern er konnte auch die wunderlichen Geberden und den Gang einiger Florentiner nachmachen. Der Cardinal Medicis sah ihm einmal zu, und sprach zu ihm: Dieses würde auf einer Schaubühne weit artiger zu sehen seyn. Machiavell ließ sich dadurch bewegen, das Lustspiel zu verfertigen, das Varillas die Sanitia nennet; er irret sich aber, denn es heißet Clitia. Dieses Stück ist indessen eine Nachahmung von der Cazina des Plautus, woraus Bachiara viele Stellen genommen und von Wort zu Wort übersetzet hat. Der Geschichtschreiber merket dabey an, es habe dem Cardinal sehr wohl gefallen; ja, da er unter dem Namen Leons des zehenden Pabst geworden, habe er die Comödianten, die Kleider und alle Sachen, so zu Vorstellung des Lustspieles gehöreten, von Florenz nach Rom kommen lassen, um seinem Hofe solche Lust zu gönnen. Paulus Jovius sagt: der heilige Vater habe

manchmal das Luſtſpiel mit angeſehen, und dieſes hätte jedermann wohl geſehen und gewußt.

Ein anderes Zeugniß giebt der Dichter Antonius Vacca davon, daß Machiavell in ſeiner Mutterſprache ſchön geſchrieben habe. Er nennet ihn in der Grabſchrift, die er auf den Machiavell gemacht hat, die Ehre und den Ruhm der florentiniſchen Sprache:

Hetruſcae Machiauellus bonos & gloria linguae.

Solche ſchöne Geſchicklichkeiten verſchafften ihm die Gewogenheiten des Hauſes Medicis. Er erlangte dadurch die Stelle eines Secretärs bey der Republik Florenz, und nachgehends die Stelle eines Hiſtorienſchreibers. Bayle ſpricht, die Medicis hätten ihm dieſe beyden Bedienungen mit anſehnlichen Beſoldungen verſchaffet, damit ſie ihn wegen der Folter beſänftigen möchten, die er hatte ausſtehen müſſen. Der Pater Neri hingegen führet dieſe beyden Umſtände in ſolcher Ordnung an, als wenn er Secretär bey der Republik geworden wäre, ehe man den Verdacht auf ihn gefaſſet, daß er mit um die Verſchwörung der Soderiner gewußt hätte. Er ſagt ferner, Machiavell habe in der größten Armuth gelebet, und ſey in der äußerſten Dürftigkeit geſtorben.

Ihm begegnete ein anderes Unglück, das dem erſten ähnlich war. Man hatte Verdacht auf

ihn,

ihn, er habe eine heimliche Verbindung mit dem großen Dichter, Aloisius Alamanni, mit dem Jacob Diacettino und einigen andern gehabt, mit welchen Machiavell oft in den Gärten des Cosimo Ruscelli zusammen kam, wo er ihnen seine Schriften vorlas. Man wußte, daß Machiavell den Brutus und Cassius sehr bewunderte. Die Lobsprüche, so er diesen beyden Republikanern sowohl in seinen Discursen, als in seinen andern Schriften beylegte, verrückten dieser Gartengesellschaft den Verstand dergestalt, daß sie sich vorsetzten diesen Römern nachzufolgen, und dem Cardinal Julian Medicis, der nachgehends Pabst Clemens der siebende wurde, das Leben zu nehmen. Sie waren zwar seiner Person nicht gehäßig, sondern sie entschlossen sich dazu, weil sie meynten, er unterdrücke die öffentliche Freyheit.

Dieses verwegene Unternehmen kostete einigen, die darum wußten, das Leben. Wider den Machiavell aber wurde damals nichts vorgenommen. Er starb an einem Tranke, den er zu nehmen pflegte den Krankheiten vorzubeugen. Paulus Jovius sagt, er sey kurz vorher gestorben, ehe Florenz eben die Medicis vor seine Herren erkennen müssen. Florenz ergab sich den neunten August im Jahr 1530. Neri in den Florentinischen Schriftstellern, und Poccianti setzen seinen Tod in das Jahr 1527.

Machiavells Schriften sind ins lateinische und Französische, und einige davon in verschiedene andere Sprachen übersetzet worden. Seine sieben Bücher von der Kriegskunst hat Johann Morell, ein Pariser, in französischer Sprache herausgegeben. Der Herzog von Urbino las das Buch, und gerieth dadurch auf die Gedanken, Machiavell müßte sehr wohl verstehen, wie Truppen zu ziehen, und Armeen in Schlachtordnung zu stellen wären; aber Machiavell hütete sich die Probe auszustehen.

Eben dieser Morell hat seine Discurse über den Titus Livius in die lateinische Sprache übersetzet. Die Geschichte von Florenz, die Machiavell auf Befehl der Republik verfertiget, hat man lateinisch von Hieronymus Turler. Sie fängt mit dem Jahre 1215 an, und höret mit dem Jahre 1494 auf. Der Buchhändler ließ anfangs nur die Uebersetzung des ersten Buches im Jahre 1564 mit einer Zuschrift an den Pabst Clemens den siebenden drucken. Diese Probe gieng stark ab, dem ungeachtet kam das Uebrige erst lange hernach, und zwar zu Straßburg heraus.

Außer des Castruccio Castracani Leben hatte Machiavell ein Werk von den merkwürdigsten Sachen, die zu seiner Zeit geschehen waren, aufgeschrieben. Es führte den Titel: Nachrichten; Franciscus Guicciardini bekam es geschrieben von ihm, und hat es zur Verfertigung

gung seiner Geschichte sehr nützlich gebrauchet. Man hat auch viele ungedruckte Briefe an seine guten Freunde von ihm; ingleichen einen großen Band von andern Briefen, die er im Namen seiner Republik geschrieben hat.

Zu Florenz in dem Badischen Büchervorrathe ist eine ungedruckte Disputation des Machiavells unter dem Titel: **Discurs von der Verbesserung des toscanischen Staates**; sie ist vor den Pabst Leo den zehenden geschrieben.

Wir haben bereits von einem Lustspiele geredet, das er gemacht hat: er hat aber noch zwey andere verfertiget, die nicht gedruckt sind; sie liegen in dem Büchervorrathe des Großherzogs von Toscana. Die eine führet den Titel: Die Larven, und ist ein sehr stachlichtes Stück; die andere heißet: Der Secretär. Das Lustspiel, das unter dem Namen des Korbes dem Johann Baptista Gelli gemeiniglich zugeeignet wird, rühret eigentlich von dem Machiaveli her: denn er hat die Einrichtung und die Unterredungen davon gemacht, worinn die artigsten Einfälle sind.

Das fünfte Lustspiel, das unser Dichter ganz ausgearbeitet, und die Alraune betitelt hat, ist nicht zu vergessen. La Fontaine hat es als eine Fabel unter eben dem Titel vorgetragen. Man hat dem Machiavell noch verschiedene andere Schauspiele zu danken; wir haben nur die vornehmsten davon anzeigen wollen. Ferner ist er

der Verfasser von einigen Fabeln, die nach des Bocaccio seinen eingerichtet sind. Sonderlich ist eine unter dem Namen Belphegor sehr sinnreich; Johann Breccio hat sie vor seine Erfindung ausgegeben; allein Johann Cinelli hat den Betrug bekannt gemacht. Der Herr le Fevre von Saumur ließ sie nach dem Geschriebenen des Machiavells im Jahre 1664 drucken; und damals ist dieses Stück zuerst unter dem Namen seines wahren Urhebers zum Vorschein gekommen. Auch diese hat la Fontaine mit in seine Fabeln gebracht.

Nunmehro komme ich auf dasjenige Buch des Machiavells, um dessen willen man ihn vor einen gefährlichen und einen solchen Schriftsteller gehalten hat, dessen Regeln den Fürsten schädlich wären. Ich meyne die Regierungskunst eines Fürsten (*).

Izo

(*) Machiavells Regierungskunst eines Fürsten wurde um das Jahr 1515 gedruckt und Laurentius Medicis, einem Bruderssohne des Pabstes Leons des zehenden zugeschrieben. Machiavell wurde deswegen nicht nur nicht gestraft, sondern auch gebraucht ein anderes Buch zu schreiben.

Adrian der sechste und Clemens der siebende thaten ihm nichts zuwider. Dieser letzte ließ sich auch die Geschichte von Florenz von ihm zuschreiben, und gab dem Antonius Bladus ein Privilegium, daß er die Werke unsers Schriftstellers zu Rom drucken durfte. Das Privilegium ist unter dem drey und zwanzigsten August des Jahres 1531 ertheilet, und stehet vor Machiavells Werken.

Die

Itzo erscheinet die vierte Auflage von der deutschen Uebersetzung dieses Werkes und der vortrefflichen Anmerkungen, die einen so ungemeinen Beyfall gefunden haben, daß acht bis zehn Auflagen, die in französischer, deutscher und englischer Sprache herausgekommen sind, dem heftigen Verlangen der Leute kein Genüge thun können. Einige von eben diesen Regeln sind schon in seinen historischen Büchern hier und dar befindlich. Sie sind darinn als Betrachtungen angebracht: Bisweilen sind sie als Geschichte, manchmal aber als Muthmaßungen vorgetragen, die der Verfasser über die Ursachen und kleinen Bewegungsgründe der Handlungen der Fürsten angestellet. Hierinn hat er viele alte und neue Geschichtschreiber zu Vorgängern gehabt. Wenn Machiavell nicht auf die Gedanken

Die Nachfolger des Pabstes Clemens des siebenden bis auf Clemens den achten erlaubten, daß Machiavells Regierungskunst in ganz Italien verkauft werden durfte. Es kamen öfters Auflagen und Uebersetzungen davon zum Vorschein. Endlich machten der Jesuit Possevin und ein Priester, Namens Thomas Bossius, zu Rom so vielen Lermen, daß der Nachfolger Pabstes Innocentius des neunten, Clemens der achte, die Schriften dieses Florentiners im Jahre 1592 verdammte. Possevin hatte den Machiavell nicht gelesen, als er sein Urtheil darüber auf Befehl Pabstes Innocentius des neunten im Jahr 1592 heraus gab.

Machiavell wurde also verurtheilet, da seine Schriften der Welt zwey und siebenzig Jahre vor Augen gelegen hatten.

ken gerathen wäre, eine so teufliſche Staatsklugheit als ein Syſtem und als Lehren vorzutragen, ſie den Fürſten anzupreiſen und öffentlich bekannt zu machen; ſo hätte man ihn vermuthlich, eben ſo wenig als den Tacitus und andere mehr, berüchtiget.

In dieſem Stücke ſtehet Machiavell ſchlechterdings nicht zu entſchuldigen. Ich ſage noch mehr: Diejenigen, die ſich wundern, daß man dieſen Schriftſteller ohne Erbarmen herunter machet, da man dem Saluſtius, Plutarchus, Titus Livius, und ſonderlich dem Tacitus dergleichen Dinge gut heißet; haben vielleicht nicht darauf Acht gehabt, daß Machiavells Lehrart von der andern ihrer gar ſehr unterſchieden iſt. Bey den Dichtern werden eben ſolche Sätze mit einer Beredſamkeit vorgeſtellet, welche die Leidenſchaften erreget, und einen weit ſtärkern Eindruck machet. Niemand tadelt ſie deswegen; ſie werden vielmehr zu Sprüchwörtern, die ein jeder auswendig lernet. Die alten und neuen Geſchichtſchreiber haben zwar auch ſolche ſchädliche Sätze; aber ſie geben ſie nicht vor Lehren oder Rathſchläge aus; ſondern ſie haben gemeiniglich dabey angemerket, daß ſie verwerflich ſind. Die Dichter legen ſie, wie man zu reden pfleget, nur ſolchen Perſonen in den Mund, die zugleich als die gottloſeſten Leute vorgeſtellet werden, und welche man dem Leſer häßlich und abſcheulich abſchildern will. Machiavell hingegen macht Lehren und eine Kunſt daraus; er trägt alles als

Rath-

Rathschläge, als Unterrichtungen vor, und preiset sie denen an, welche die höchste Gewalt mit Unrecht an sich reißen wollen.

Man hat sich bemühet, den Machiavell mit wahrscheinlichen Gründen zu rechtfertigen. Man konnte nicht glauben, daß ein Mann, der sonsten so vernünftig und aus einem adelichen Hause entsprossen war, ein Secretär einer Republik, die so sehr vor ihre Freyheit besorget gewesen, im Ernste vorgegeben hätte, dergleichen Lehren sollten einem Fürsten dienlich seyn. Man hat desfalls behauptet, sein Buch sey nur bloß eine feine und verdeckte Stachelschrift; wenn er seinem Fürsten sagt, er solle etwas häßliches thun, habe er damit nur zu erkennen geben wollen, was die meisten Fürsten zu seiner Zeit gethan, und wie sie sich aufgeführet haben.

Zween bis drey Umstände scheinen diese Vermuthung zu bestärken. Erstlich war Machiavell ein sehr eifriger Republikaner; ja er gieng darinn fast zu weit. Wir haben schon gesagt, er habe den Brutus und Cassius sehr bewundert. Man hat daraus geschlossen, es sey unmöglich, daß er dasjenige vor seine wahre Meynung ausgegeben habe, was seiner Gemüthsneigung und der Freyheit, die er am höchsten schätzte, so sehr zuwider ist; sonderlich, da die Seinigen an der Regierung seines Vaterlandes einigen Antheil gehabt hatten. Zum andern gab es zu seiner Zeit viele sehr gottlose und unartige Fürsten. Einige von ih-

nen giengen aus bloßem Verdacht, den solche Personen sehr leichte fassen, so übel mit ihm um, daß sie ihn auch foltern ließen. Es waren eben dieselben, die ihm wegen seiner Geschicklichkeiten gewogen waren, und ihm Bedienungen und Besoldung verschafften. Sein Wohlseyn und sein Glück kam also auf sie an. Mit einem Worte: Es waren die Medicis, die damals ihre äußersten Kräfte anwendeten, eine sterbende Republik zu besiegen; worinn es ihnen auch gelung. Die dritte Ursache, die man anführet wahrscheinlich zu machen, daß sein Buch nur eine stachlichte Abbildung solcher Fürsten sey, die begierig sind, eine ungemessene Gewalt zu gebrauchen, bestehet darinn, daß er von Natur eine große Neigung zu Satyren gehabt, und die Leute gerne durchgezogen; ungeachtet er ein großer Geschichtschreiber und Staatslehrer gewesen. Man siehet es an seinen Fabeln und Lustspielen.

Unter andern scheinet Albericus Gentilis im neunten Kap. seines dritten Buches von den Gesandten diese Meynung zu hegen. Er spricht: **Seine Absicht ist nicht, einen Tyrannen zu unterrichten, sondern er bemühet sich, seine Geheimnisse zu offenbaren, und ihn dem geplagten Volke bloß und in seiner wahren Gestalt vorzustellen. Man weis ja wohl, daß die meisten Fürsten so beschaffen gewesen sind, wie sie Machiavell abgeschildert hat.** Er gründet sich darauf, daß Machiavell ein sehr eifriger Freund der Democratischen, hingegen

ein öffentlicher Feind der unumschränkten Regierungsform gewesen.

Bocalini, ein sonst aufrichtig catholischer Schriftsteller, giebt in dem ersten Hundert im neun und achzigsten Kap. seiner Erzählungen ohne Bedenken, jedoch ziemlich fein zu verstehen, die Regierung einiger Päbste habe dem Machiavell die schöne Staatsklugheit bekannt gemacht, die er seinen Fürsten lehret.

Der Herr Bayle heget einerley Gedanken mit dem Gentilis und Bocalini. Er sagt in seinen verschiedenen Werken Tom. 3. Bl. 740. nach der neuesten Auflage in Folio, von der dritten Auflage der französischen Uebersetzung, die Amelot gemacht hat: Des Uebersetzers Vorrede hält fast lauter wichtige Sachen in sich. Unter andern lieset man diesen Gedanken des Herrn Wicquefort darinn: Machiavell sagt fast allenthalben, wie es die Fürsten machen, nicht aber, wie sie es machen sollten. Es ist zu bewundern, daß die meisten Menschen glauben, Machiavell lehre die Fürsten eine gefährliche Staatskunst. Dieses ist falsch; Machiavell hat vielmehr von den Fürsten gelernet, was er geschrieben. . . . Man verbrenne, man widerlege seine Bücher. . . . In Ansehung der Regierungsform werden ihrer nicht mehr oder weniger seyn. Die Staatsklugheit muß sich aus seiner unglücklichen und betrübten Nothwendigkeit über die Sittenlehre erheben.

heben. Sie gestehet es zwar nicht; allein sie macht es doch wie der Achilles, der die Rechte verläugnete, die ihm angebohren waren. Man könnte hinzusetzen, dieses Buch sey, wenn man die Sache recht einsiehet, nur eine Erläuterung der Worte des Euripides, die Cäsar immer im Munde zu führen pflegte: Wenn die Rechte übertreten werden sollen, so muß es geschehen, indem man die Herrschaft an sich zu bringen sucher; in andern Dingen muß man Recht und Billigkeit beobachten.

Diese Regierungskunst eines Fürsten ist bereits in Italien, Frankreich und England widerleget worden; allein es ist bey weiten nicht mit so vielem Verstande geschehen. Die Widerlegungen sind auch nicht mit so sonderlichen Anmerkungen und Betrachtungen versehen, als man in unserm neuen Antimachiavell allenthalben von Anfang bis zu Ende antrifft. Des Innocentius Gentillet seine, ist ohne Namen des Verfassers, des Buchdruckers und des Ortes im Jahre 1576, unter dem Titel: Discurs von den Mitteln wohl zu regieren, herausgekommen. Herr Bayle bemerket, dieses Buch sey gemeiniglich unter dem Titel Antimachiavell angeführet worden, und daher sey dieser Titel entstanden, ob man gleich kein Buch hätte, das ihn führete.

Der Herr Bayle sagt ferner, das Beste, das zu der Zeit über des Machiavells Regierungs-

kunst eines Fürsten geschrieben, sey ein Buch, das im Jahr 1622 mit vielen Lücken gedruckt worden, und den Titel führe: **Ein unvollkommen Werk von einer Prüfung der Regeln, die Machiavell von der Regierungskunst eines Fürsten giebt; worinn von den vertrauten Ministern und Räthen der Fürsten, imgleichen von dem Glücke der Favoriten gehandelt wird.** Herr Bayle merket davon an, es enthalte dreyhundert neun und dreyßig Seiten in Duodez, ob es gleich vor ein unvollkommnes Werk ausgegeben werde.

Uebrigens ist des Machiavells Regierungskunst eines Fürsten fast in alle Sprachen übersetzt worden. Man sagt, der Sultan Amurath der vierte, habe die türkische Uebersetzung davon gelesen. Caspar Langenhert hat sie gegen das Ende des vergangenen Jahrhunderts vom neuen ins Lateinische übersetzet, und mit Erläuterungen versehen, weil er die alte Uebersetzung vor mangelhaft gehalten. Dieses Werk wurde im Jahr 1699 zu Amsterdam gedruckt.

Der Cardinal Mazarin wollte in der Mitte des vorigen Jahrhundertes versuchen, ob es nicht möglich seyn sollte, den Machiavell zu übertreffen. Er munterte den Gabriel Naudäus, einen gebohrnen Pariser, Prior zu Artige und Domherrn zu Verdun auf, eben dergleichen Arbeit zu übernehmen. Naudäus that es auch in seinen **Politischen Betrachtungen über die Staatsstreiche**; und man muß gestehen, daß er es weit hö-

her getrieben habe, als sein Vorfahre. Die Kenner wissen, daß die Regierungskunst eines Fürsten vor den Betrachtungen die Segel streichen muß. Man darf beyde Bücher nur durchblättern, so muß man bekennen, daß die Regeln des Florentiners gegen des Pariser seine zu rechnen, sehr gelinde sind. Die Lehren des Secretärs haben zwar die Welt in Schrecken und Erstaunen gesetzt; wenn man aber die Staatsstreiche des abscheulichen Priors und Domherrn dagegen hält, so sind es doch nur die ersten Anfangsgründe.

Wir wollen diese Nachricht mit der Grabschrift beschließen, die Antonius Vacca zu Ehren des Machiavells gemacht hat, und wovon wir schon im Anfange einen Vers angeführet haben.

Quisquis ades, sacro flores, et serta sepulchro
Adde puer, cineri debita dona ferens:
Nam veteris belli et pacis qui reddidit artes,
Iam pridem ignotas regibus et populis,
Hetruscae MACHIAVELLVS, honos et gloria linguae
Hic iacet, hoc saxum non coluisse nefas.

Das erſte Kapitel.

Von den verſchiedenen Regierungsformen, und wie man ein Oberherr werden könne.

Alle Staaten und Herrſchaften, welche iemals über die Menſchen Gewalt gehabt, und noch haben, ſind entweder, wie ſie es auch noch itzo ſind, Republiken oder Fürſtenthümer geweſen (*). Die Fürſtenthümer ſind entweder bey einer Familie,

(*) Dieſe Eintheilung gründet ſich auf die Lehre des Tacitus, welcher das Fürſtenthum und die Republik, als Dinge, die ſich nicht vereinigen laſſen, einander entgegen ſetzet: Res diſſociabiles, principatum et libertatem Agric. 3. 1. Rom ſtund anfangs unter den Königen; L. Brutus machte es zu einer freyen Republik. Romam a principio reges habuere, libertatem L. Brutus inſtituit. Ann. 1. 1. 1. Freyheit und Herrſchaft läſſet ſich nicht leicht vermiſchen. Haud facile libertas et domini miſcentur. Hiſt. 4. 64. 5. Jede Republik iſt ein Fürſtenthum. Il Sereniſſimo Principe fà ſaper, der Durchl. Fürſt thut kund,

die seit langer Zeit herrschet, erblich (*) oder sie sind neu. Die neuen sind entweder ganz neu, wie des Franciscus Sforzia seines in Mayland war; oder es sind gleichsam Glieder, die dem Erbstaate des Fürsten, der sie an sich gebracht, einverleibet sind; dergleichen das Königreich Neapel in Ansehung des Königs von Spanien ist. Diese solchergestalt dazu gebrachte Staaten pflegen entweder einen Fürsten zu haben, oder ganz frey zu seyn; und man bringt sie entweder durch fremde, oder durch eigne Waffen, durch Glück oder Tugend, an sich.

kund, sagt die Republik Venedig in ihren Edicten, allein nicht jedes Fürstenthum ist eine Republik.

(*) In diesem Verstande sagte Galba zum Piso: Bey den Völkern, welche beherrschet werden, ist das Haus, woraus die Herren stammen, gewiß: In gentibus, quae regnantur, certa dominorum domus. Tacit. Hist. 1. 16. 7. Und Mucianus sprach zum Vespasianus: Wir lehnen uns nicht wider das Haus des Cajus, oder des Claudius, oder des Nero auf, welches sich durch eine so lange Regierung fest gesetzt hat. Non contra Caii, aut Claudii, vel Neronis fundatam longo imperio domum exsurgimus. Hist. 2. 76. 4.

Das

Das andere Kapitel.

Von erblichen Fürſtenthümern.

Ich werde mich itzo nicht damit aufhalten, von den Republiken zu reden, wovon ich anderswo (*) ausführlich gehandelt habe; ſondern nur bey dem Fürſtenthum ſtehen bleiben. Ich ſage alſo, es ſey weit leichter, erbliche Staaten zu erhalten, als die, ſo man erſt an ſich gebracht hat (**). Denn bey jenen iſt es genug, wenn man nur die von den Vorfahren gemachten Ordnungen nicht übertritt (***), und

(*) In den Diſcurſen über den Livius.

(**) Tacitus ſpricht: Ein Reich, das man durch unrechte Wege an ſich gebracht, laſſe ſich durch Gelindigkeit und Beſcheidenheit nicht erhalten. Non poſſe principatum, ſcelere quaeſitum, ſubita modeſtia et priſca grauitate retineri. Hiſt. 1. 83. 2. Die Strenge aber, die man gemeiniglich gebrauchen muß, ein neu gewonnenes Land zu erhalten, iſt öfters Urſache, daß man es durch die Empörung der Unterthanen, denen die Geduld ausreißet, wieder verliehret. Atque illi, ſagt Tacitus, quamuis ſeruitio ſueti, patientiam abrumpunt. Ann. 12. 50. 4.

(***) Dahin gehet eben dasjenige, was man zum Nero ſagte: Weil ſeine Kinderjahre zu Ende wären, und er die Stärke der männlichen Jugend beſäße, ſolle er den Lehrmeiſter abſchaffen: denn er hätte große Lehrer gnug an ſeinen Vorfahren. Finitam Neronis pueritiam, et robur iuuentae adeſſe; exueret magiſtrum

ſich in die Zeit ſchicket. Wenn alſo ein Fürſt nur eine mittelmäßige Geſchicklichkeit beſitzet, ſo wird er ſich doch in ſeinem Lande erhalten; es wäre denn, daß ihn eine gar zu große Macht deſſelben beraubte. Und noch wird er es wieder erlangen, derjenige, ſo es ihm mit Gewalt abgenommen, mag auch ſo ſtark ſeyn, als er will. Wir haben ein Exempel an dem Herzoge von Ferrara, der ſich im Jahr 1484 gegen die Venetianer, und 1510 gegen den Pabſt Julius II. bloß deswegen hielt, weil er ſchon von langen Zeiten her in dem Beſitze des Herzogthums beſeſtiget

satis amplis doctoribus instructus maioribus suis. Ann. 14. 52. 5. Vom Tiberius meldet Tacitus, er habe bey dem Anfange der Regierung ſich ein Geſetz gemacht, dem Auguſtus in allem nachzuahmen. Neque fas Tiberio, infringere dicta eius. Ann. 1. 77. 3. Qui omnia facta dictaque eius vice legis obseruem. Ann. 4. 37. 4. und er habe es nicht gewagt, gegen das Volk Strenge zu zeigen, das ſo viele Jahre hindurch mit Gelindigkeit beherrſchet worden. Populum per tot annos molliter habitum, nondum audebat ad duriora vertere. Ann. 1. 54. 5. Vonones ſey von den Parthern verachtet und verjagt worden, weil er ſich ganz anders als die vorigen Könige aufgeführet. Accendebat dedignantes et ipse, diuersus a maiorum institutis. Ann. 2. 2. 5. Italus hingegen ſey den Cheruſcern deſto angenehmer geweſen, weil er in Rom erzogen war, und ihre Ausſchweifungen ſo mitmachte, als wenn er unter ihnen gebohren und erzogen wäre. Laetus Germanis aduentus, atque eo magis, quod saepius vinolentiam ac libidinem, grata barbaris, vsurparet. Ann. 11. 16. 4.

get worden war (*). Denn weil ein dem Lande angebohrner Fürst weniger Gelegenheit und Ursachen hat, seine Unterthanen zu beleidigen, so muß er nothwendig von ihnen mehr geliebet werden; und wenn er sich nicht durch außerordentliche Laster verhaßt macht, so haben sie schon von Natur Neigung zu ihm. Ueber dieses benimmt ihnen der alte und unterbrochene Besitz der Herrschaft die Lust und Bequemlichkeit, etwas wider ihn anzufangen (**): Zumal, da eine jede Staatsveränderung allezeit zu noch mehrern Anlaß giebt (***).

(*) Wir lehnen uns nicht wider das Haus des Augustus auf, welches sich durch eine lange Regierung fest gesetzet, sagte Mucianus zum Vespasianus, bey dem Tacitus Hist. 2. 76. 4. um daraus die Folgen zu ziehen: Man dürfte nicht besorgen, daß das Reich jemals wieder an den Vitellius kommen würde, wenn es ihm einmal genommen wäre.

(**) Denn, nach dem Tacitus, ist allemal weniger Gefahr dabey, einen Fürsten zu nehmen, der schon da ist, als einen neuen zu suchen. Minore discrimine sumi principem quam quaeri. Hist. 1. 56. 5.

(***) Denn, nach dem Ausspruche des Paterculus, stehen die Exempel nicht da stille, wo sie angegangen sind; sondern, wenn sie gleich in eine enge Bahn eingeschränket sind, so machen sie sich doch einen Weg zu weiten Ausschweifungen. Non enim ibi consistunt exempla, vnde coeperunt; sed quamlibet, in tenuem recepta tramitem, latissime euagandi sibi viam faciunt. Hist. 2. Daß eine Veränderung immer die andre nach sich ziehe, davon giebt uns Tacitus schöne Exempel: Die Freyheit und das Consulat hat L. Brutus eingeführet.

führet. Das Amt der Dictatoren ward nur auf eine Zeitlang angenommen. Auch der Decemvir Macht daurete nicht länger als zwey Jahre. Die Tribuni der Soldaten behielten ihr Recht der Consuls gleichfalls nicht lange. Weder des Cinna noch Sylla Herrschaft war von Dauer. Des Pompejus und Crassus Macht kam bald an den Cäsar; des Lepidus und Antonius Macht im Kriegswesen an den Augustus. Libertatem et consulatum L. Brutus instituit. Dictaturae ad tempus sumebantur. Neque decemuiralis potestas vltra biennium. Neque tribunorum militum consulare ius diu valuit. Non Cinnae, non Sullae longa dominatio: et Pompeii Crassique potentia cito in Caesarem, Lepidi atque Antonii arma in Augustum cessere. Ann. 1. 1. 2. Noch ein Exempel solcher auf eine ander folgenden Veränderungen lieset man an einem andern Orte: Der Dictator Sulla hob die Gesetze des Grachus und Saturninus theils auf, theils veränderte er sie, und that mehr hinzu; allein die Ruhe daurete nicht lange. Bey des Lepidus Verfassungen ward gleich alles verwirret, und den Tribunen bald darnach die Freyheit eingeräumet, das Volk dahin zu bringen, wohin sie nur wollten. Bald wurden nicht nur allgemeine, sondern über ieden Menschen Verordnungen gemacht. Daher erwuchs eine Uneinigkeit, welche zwanzig Jahr währete; und man wußte weder von Recht noch Gewohnheit, das man zur Richtschnur hätte. Sulla dictator abolitis vel conuersis prioribus, cum plura addidisset, otium ei rei haud in longum parauit. Statim turpidis Lepidi rogationibus, neque multo post tribunis reddita licentia, quoquo vellent, populum agitandi. Iamque non modo in commune sed in singulos homines latae quaestiones. Exin continua per viginti annos discordia, non mos, non ius. Ann. 3. 27. 4.

Das

Das dritte Kapitel.

Von vermischten Staaten.

Bey einem neuen Fürstenthum aber hat man allezeit einige Schwierigkeiten zu überstehen. Ist es nicht ganz neu, sondern nur vermischt, indem ein neues Glied dazu gekommen, so entspringen seine Veränderungen erstlich aus einer natürlichen Schwierigkeit, die sich bey allen neuen Herrschaften findet (*), und darinn bestehet, daß die Menschen gern ihre Herren wechseln, in der Hoffnung, einen bessern zu bekommen (**). Diese Hoffnung machet, daß sie gar wider ihren Regenten die Waffen ergreifen; allein sie erfahren bald, daß sie sich dabey nicht wohl befinden (***). Noch auf eine andre Art ist

(*) Tacitus redet von einem neuen und wankenden Fürsten, nouum et nutantem principem. Ann. 1. 17. 1.

(**) So waren die Parther bey den Gegenwärtigen unbeständig, gegen die Abwesenden billig. Parthos, praesentibus mobiles, absentibus aequos, Tacit. Ann. 6. 36. 6. Und nach seinem Urtheil sind alle Nationen so gesinnet, weil es die Knechtschaft so mit sich bringet; Seruitii ingenio, Ann. 12. 30. 4.

(***) Glaubet ihr denn, sagte ein römischer Senator, daß die Tyranney mit dem Nero ausgestorben sey? Das glaubten diejenigen auch schon, die den Tiberius und Cajus überlebten; und dennoch ist indessen ein abscheulicherer und grausamerer aufgestanden. An Neronem extremum dominorum putatis? Idem credi-

derunt,

ist es gewöhnlich, ja natürlicher Weise unvermeidlich, daß ein Fürst seine neue Unterthanen beleidige, wenn er sie nämlich entweder mit Soldaten beschweret, oder sonst tausend anderes Uebel verhängen muß, das eine Landeseroberung nach sich ziehet (*). Daher kommt es dann, daß du dir alle die zu Feinden hast, welche du beleidiget, indem

derunt, qui Tiberio, qui Caio superstites fuerunt; cum interim instabilior et saeuior exortus est. Hist. 4. 42. 10. Claudius hatte also wohl Recht, daß er den parthischen Gesandten, die ihn um einen bessern König baten, als der gegenwärtige war, die Antwort gab: Man müßte sich nur in die Gemüther der Könige schicken, denn die oftmaligen Veränderungen taugten nicht. Ferenda regum ingenia, neque vsui crebras mutationes. Ann. 12. 11. 3. Alle Unterthanen sollten der Meynung jenes römischen Senators seyn, welcher sagte: Er erinnere sich der Zeiten, darinnen er gebohren worden, er bewundre die zukünftigen und schicke sich in die gegenwärtigen; gute Regenten wünsche er, mittelmäßige ertrage er. Se meminisse temporum, quibus natus sit; vlteriora mirari, praesentia sequi! bonos imperatores voto expetere, qualescunque tolerare. Hist. 4. 8. 3. Worte, welche Machiavell billig gülden nennet, Disc. 3. 6.

(*) Darum sprach die Königinn von Carthago bey dem Virgilius:

Mir dringt ein harter Fall und selbst mein neues Reich
Dieß Unternehmen ab; und nöthigt mich zugleich
Mein weit gestrecktes Land vor Anfall zu beschützen.

Res dura et regni nouitas me talia cogunt
Moliri, et late fines custode tueri.

Aeneid. I.

dem du dich des Fürſtenthums bemächtiget; daß du die Freundſchaft derer, ſo dir geholfen, nicht erhalten kannſt, weil du nicht im Stande biſt, ſie in allem zu vergnügen, was ſie von dir erwarteten; und endlich, daß du auch nicht ſtrenge mit ihnen verfahren kannſt, weil du ihnen verpflichtet biſt. Man mag eine ſo mächtige Armee haben, als man immer will; ſo iſt man doch ſtets der Gewogenheit der Einwohner des Landes benöthigt, darein man dringen will. Das war die Urſache, warum der König von Frankreich, Ludwig der zwölfte, Meyland zwar auf einmal einnahm; aber es auch auf einmal wieder verlohr. Denn ſo bald das Volk, das ihm ſelbſt die Thore eröffnet, ſah, daß ſeine Hoffnung fehl ſchlug, ward es des neuen Fürſten überdrüßig (*). Indeſſen iſt auch nicht zu läugnen, daß man ein Land, wenn man es nach einer Empörung wieder gewinnet, zum andernmal nicht ſo leicht verlieret. Denn der Fürſt ermangelt nicht wegen der Empörung Rache zu üben; und ſich ſo wohl durch Beſtrafung der Schuldigen, als durch eine ſtrenge Aufſicht auf die Handlungen der Verdächti-

(*) Tacitus ſagt: Die Parther hätten den Tiridates mit offenen Armen aufgenommen, weil ſie gehoffet, er würde ſie beſſer halten, als Artabanus; bald darauf hätten ſie den Tiridates ſo ſehr gehaſſet, als zuvor geliebet, und denjenigen wieder zurück berufen, den ſie zuvor ſo ſehr gehaſſet: Qui Artabanum ob ſaeuitiam exſecrati, come Tiridatis ingenium ſperabant . . . ad Artabanum vertere, etc. Ann. 6. 43. 2.

dächtigen, in Sicherheit zu ſetzen (*). Da alſo der Herzog Ludwig Sforzia, mit dem Beynamen der More, das erſtemal nichts weiter zu thun brauchte, als die meyländiſchen Gränzen ein wenig zu beunruhigen, wenn Frankreich, Meyland, wie es auch geſchah, verliehren ſollte; ſo mußte ſich faſt die halbe Welt dagegen verbinden, und ſeine Armeen aus Italien jagen, um es ihm zum andernmal aus den Händen zu reiſſen. Und dieſes rührte lediglich von den gedachten Urſachen her. Itzo muß ich noch zeigen, was für Mittel der König in Frankreich wirklich hatte, oder ein andrer Fürſt, der an ſeiner Stelle wäre, haben könnte, ſeine eroberten Länder beſſer zu erhalten. Man merke demnach folgendes: Die Länder, die mit den Erbländern deſſen, der ſie an ſich bringet, vereiniget werden, liegen entweder in eben der Provinz, und haben eben dieſelbe Sprache; oder nicht. Iſt jenes, ſo fällt es ſehr leichte, ſie zu erhalten; ſonderlich, wenn ſie zuvor nicht frey waren: Man darf nur die Familie des Fürſten ausrotten, der ehemals regierte. Denn, wenn man übrigens nur die alten Gewohnheiten beybehält, und ſonſt nur bey den Leuten kein natürli-

(*) Tacitus meldet, Rhadamiſtes ſey mit den Armeniern, die ihn verjagt, nachdem er das Land wieder eingenommen, grauſamer umgegangen, als zuvor, und hätte ſie als Rebellen angeſehen, die zu rechter Zeit wieder abfallen würden. Vacuam rurſus Armeniam inuaſit, truculentior quam antea, tanquam aduerſus defectores, et in tempore rebellaturos. Ann. 12. 50. 3.

türlichen Widerwillen herrschet, so leben sie gar friedlich mit einander. Ein Zeugniß davon findet man an Burgundien, Bretagne, Gasconien und der Normandie; welche seit so langer Zeit bey Frankreich geblieben sind. Ihre Sprache ist zwar in etwas unterschieden; allein ihre Sitten sind gleich, folglich können sie einander leiden. Wer sie also erhalten wollte, nachdem er sie sich unterwürfig gemacht, der müßte dieses thun: Erstlich, das ganze Geschlechte des alten Fürsten ausrotten; sodann ihre Gesetze nicht ändern, und die Auflage nicht erhöhen. Geschähe dieses, so würde aus dem Erblande, und dem dazu gebrachten bald ein einziger Staatskörper werden. Wenn man aber Staaten einnimmt, die in der Sprache, den Sitten und Gewohnheiten unterschieden sind; so setzet es viele Schwierigkeiten, und erfordert vieles Glück und große Sorgfalt, sie zu erhalten (*). Eines von den besten Mitteln würde dieses seyn, daß der neue Herr darinn residirte. Hiedurch würde der Besitz sicherer und dauerhafter werden. Man siehet es an den Türken. Der Sulton würde Griechenland nimmermehr erhalten haben, was er auch sonst dazu gethan hätte, wenn er nicht seinen Aufenthalt darinn genommen hätte. Denn wenn man selbst zugegen ist, so müssen die Unordnungen vor unsern Augen

(*) Der Unterschied der Sitten giebt zu oftmaligen Kriegen Anlaß, sagt Tacitus: Ex diuersitate morum crebra bella. Hist. 5. 13.

Augen entſtehen, und man kann ihnen ſogleich abhelfen (*). Iſt man aber abweſend, ſo weis man nichts eher davon, als wenn ſie ſchon groß geworden, und kein Mittel mehr dagegen vorhanden iſt. Noch mehr: Das Land wird nicht von den Beamten ausgeſogen: und weil die Unterthanen die Bequemlichkeit haben, ſich ſogleich an den Fürſten zu wenden, ſo haben ſie deſto mehr Urſache, ihn zu lieben, wenn ſie gut, und ihn zu fürchten, wenn ſie böſe ſind. Die Fremden, ſo ſich gelüſten laſſen wollten dieſen Staat anzutaſten, werden davon durch die Schwierigkeit abgehalten, die ſie finden, ihn dem Prinzen zu entreiſſen, der darinn reſidiret. Das andre Mittel iſt dieſes: Man muß an einen oder zween Oerter, welche gleichſam der Schlüſſel des Staats ſind, Colonien ſchicken, oder auch viele Soldaten darinn halten. Nun koſten die Colonien den Fürſten wenig; und er beleidiget noch dazu ſonſt niemand, als diejenigen, denen er Haus und Hof nimmt, um es den neuen Einwohnern zu geben. Die aber, welche er ſolchergeſtalt beleidiget, machen nur einen kleinen Theil des Staats aus; und weil

ſie

(*) Die erſten Bewegungen ſind oft durch geringe Mittel geſtillet worden, ſpricht Tacitus: Modicis remediis primos motus conſediſſe. Ann. 14. 61. 8. Und deswegen ſagte man zu dem Tiberius: Er hätte ſich nur den Rebellen zeigen dürfen, ſo würden ſie in ſich gegangen ſeyn. Ire ipſum et opponere maieſtatem imperatoriam debuiſſe, coſſuris vbi principem vidiſſent. Ann. 1. 40 2.

sie arm und zerstreuet bleiben, können sie ihm niemals schaden. † Diejenigen hingegen, so nicht beleidigt sind, halten sich desto lieber stille, weil sie fürchten, es möchte ihnen, wenn sie es worinn versehen, nicht besser gehen, als jenen. Ich mache also aus diesem allen den Schluß: Die Colonien kosten nichts; sie sind getreuer; sie beleidigen auch weniger; die Beleidigten sind arm und hin und her zerstreuet, und können keinen Schaden thun. Man muß aber ja wohl merken, daß man den Leuten entweder liebkosen, und sie durch Glimpf gewinnen, oder sie aus der Welt schaffen müsse; denn sie rächen sich sonst wegen geringer Beleidigungen; wegen großer aber müssen sie es wohl anstehen lassen. Man muß ihnen also auf solche Weise Schaden zufügen, daß sie außer Stand gesetzet werden, sich zu rächen. Brauchet man aber zu den obengedachten Absichten anstatt der Colonien, Soldaten; so sind die Kosten größer, und alle Einkünfte des Staats gehen auf die Besatzungen. Solchergestalt hat der Fürst von dem neuen Lande nur Schaden. Er beleidiget auch dadurch viel mehr Leute im Lande, weil er dem ganzen Lande schadet; oder er muß doch die Besatzung oft von einem Orte an den andern verlegen; wodurch jeder beschweret, und jeder ihm feind wird. Und diese Feinde können ihm desto mehr schaden, weil es innerliche Feinde sind. Dahero sind solchen Besatzungen so nutze, als die Colonien nützlich sind. Ein Fürst, der ein Land an sich bringet, dessen

Gewohnheiten von den Gewohnheiten des alten Landes unterschieden sind, muß sich über dieses noch zum Haupte und Beschützer der schwächeren Nachbarn machen, und sich bemühen, die stärksten darunter zu schwächen; vor allem aber schlechterdings verhindern, daß kein Fremder in das Land komme, der eben so mächtig ist als er selbst. Denn man findet allezeit, daß ein solcher durch die Mißvergnügten des Landes, sie mögen es nun aus Ehrgeiz oder aus Furcht seyn, hineingezogen wird. So wurden die Römer von den Aetoliern in Griechenland eingeführet; und wo sie nur einen Fuß hinsetzten, wurden sie allemal von den Einwohnern gerufen. So bald ein mächtiger Fremder in ein Land kommt, so vereinigen sich alle, so im Lande und weniger mächtig sind, sehr gern mit ihm, und zwar aus Haß gegen den, der mächtiger war als sie. Ein Fürst muß also nur dahin sehen, daß sie nicht zu mächtig werden, und sich gar zu vieles heraus nehmen. Zu diesem Ende muß er seine eigenen und ihre Kräfte anwenden, die mächtigen herunter zu setzen, damit er allein in der ganzen Provinz den Meister spielen könne. Wer dieses nicht ins Werk zu richten weis, der wird nicht nur alles, was er erworben, bald verliehren, sondern auch nicht die geringste Ruhe haben, so lange er es besitzet. Die Römer wußten diese Staatsregeln in den eingenommenen Provinzen vortrefflich zu beobachten. Sie schickten Colonien hin; sie unterhielten die Schwächern, doch so, daß sie

ihre

ihre Macht nicht wachsen ließen; sie beschnitten sie denen, die zuviel hatten; und litten nicht, daß ein mächtiger Fremder sich bey den Einwohnern in Ansehen oder Liebe setzte. An Griechenland haben wir davon ein schönes Exempel. Sie unterstützten die Achaer und Aetolier, sie jagten den Antiochus aus Macedonien; darnach machten sie Macedonien selbst klein. So gute Dienste ihnen auch die Achaer und Aetolier leisteten, so erlaubten sie ihnen doch niemals, daß sie ihren Staat erweiterten. Philippus mochte noch so viele Vorstellungen thun, so wollten sie ihn doch nicht eher zum Freunde annehmen, als bis sie ihn gedemüthiget: Und Antiochus konnte es mit aller seiner Macht nicht dahin bringen, daß sie ihm vergönnten an dieser Provinz den geringsten Theil zu haben. Die Römer verfuhren hierinn so, wie alle kluge Fürsten verfahren sollen, die nicht allein dem gegenwärtigen Uebel abhelfen, sondern auch dem künftigen vorbeugen müssen. Denn wenn man es schon von weiten siehet, so ist es leicht, ihm zu begegnen: Wartet man aber bis es nahe kommt, so ist es mit dem Mittel dagegen zu spät; denn die Krankheit ist unheilbar geworden. Die Aerzte sagen, ein abzehrendes Fieber sey Anfangs leichte zu curiren und schwer zu erkennen; Hingegen werde es mit der Zeit leichte zu erkennen, und schwer zu curiren, wenn man es nicht gleich Anfangs erkannt, und die Cur darauf eingerichtet hat. Eben so ist es mit den Staatssachen beschaffen. Wenn

man das Uebel, das sich entspinnet, von weiten schon siehet, welches aber nur eines klugen Kopfes Werk ist, so kann man ihm bald abhelfen. Wenn man es aber nicht erkannt, und es nimmt dermaßen zu, daß es jedermann erkennet, so ist keine Hülfe mehr. Die Römer sahen alle Zufälle zuvor; und begegneten ihnen allemal dergestalt zu rechter Zeit, daß sie nimmer nöthig hatten, den Krieg abzulehnen: denn sie wußten wohl, daß, wenn sie ihn auch aufschoben, sie ihn doch nicht gänzlich vermieden, wohl aber des andern Vortheil beförderten. Sie bekriegten also den Philippus und Antiochus in Griechenland, damit sie nicht von denselben in Italien bekrieget würden (*). Und ob sie gleich damals des einen sowohl als des andern überhoben seyn konnten, so wollten sie es doch nicht. Sie waren darinnen ganz anders gesinnet, als unsre heutigen Staatsklugen, welche bey aller Gelegenheit zu sprechen pflegen: Man müsse es der Zeit überlassen, was sie

(*) Cicero sagt, es sey den Römern eigen gewesen, weit vom Hause Krieg zu führen. Fuit proprium populi romani, longe a domo bellare, pro Pomp. 10. a. Tiberius nahm dieses unverbrüchlich in Acht, auswärtige Händel durch List und Ueberlegung zu besorgen, und die Waffen von sich zu entfernen. Ann. 6. 32. 1. Die Römer thaten dieses, um die Freyheit und Reichthümer Italiens zu erhalten, deren sich sonst die Fremden zur Schwächung der Römer bedienet haben würden, wenn sie hineingekommen wären. Deswegen sagte Hannibal zum Antiochus: Die Römer könnten nirgends überwunden werden, als in Italien.

sie Gutes ausbringen werde: und sie hielten es indessen für rathsamer, ihre Tapferkeit und Klugheit ins Werk zu setzen. Denn die Zeit ändert alles, und kann sowohl Böses als Gutes, so wohl Gutes als Böses mit sich bringen. Lasset uns aber nach Frankreich zurück kehren, und untersuchen, ob es dann das geringste von allen dem in Acht genommen hat, was ich bisher beygebracht. Ich will nicht von Carl dem achten, sondern nur von Ludwig dem zwölften reden, als von dem, dessen Vorfahre am meisten in die Augen gefallen ist, weil er am längsten in Italien geherrschet hat. Und von diesem werdet ihr finden, daß er gerade das Gegentheil von demjenigen gethan, was doch geschehen muß, wenn man einen an Sitten und Gebräuchen unterschiedenen Staat erhalten will. Ludwig ward durch die Ehrsucht der Venetianer in Italien eingeführet; welche durch dieses Mittel die halbe Lombardey davon zu tragen hofften. Ich will den Eingriff, den der König gefasset, nicht tadeln. Denn, weil er gerne einen Fuß in Italien haben wollte, und doch keine Freunde darinnen hatte, so mußte er sich nothwendig Freunde machen; zumalen da ihm wegen seines Vorfahren übler Aufführung alle Thore verschlossen waren. Das Unternehmen würde ihm auch glücklich von statten gegangen seyn, wenn er keine Fehler dabey gemacht hätte. Nachdem er die Lombardey gewonnen, erwarb er bald den Ruhm wieder, den Carl verlohren hatte. Genua bückte sich unter das

Joch; Florenz, der Markgraf von Mantua, der Herzog von Ferrara, die Bentivoglio, (als Herren von Bologna) die Gräfinn von Forli, die Herren von Faenza, Pesaro, Rimini, Camerinum und Piombino, die Luccheser, Pisaner, Sieneser, und alle andre suchten seine Freundschaft. Da konnten die Venetianer erst inne werden, wie thöricht sie gehandelt, daß sie Ludwigen zum Herrn von zween Drittheilen von Italien gemacht, damit sie vor sich nur zwo Städte in der Lombardey bekommen möchten. Wir müssen aber ferner sehen, wie leicht es dem Könige gewesen wäre, seine Ehre zu erhalten, wenn er den vorgedachten Regeln nachgegangen wäre, und die Sicherheit aller seiner Bundesgenossen festgesetzet hätte. Denn dieser waren viele, alle aber ohnmächtig; und weil sie theils den Pabst, theils Venedig zu fürchten hatten, waren sie gezwungen sich mit ihm zu vereinigen; folglich konnte er sich vermittelst derselben leichtlich derer versichern, welche stärker waren. Kaum aber befand er sich zu Mayland, als er schon von allem das Gegentheil that. Er kam dem Pabst Alexander zu Hülfe, daß er Romagna an sich reissen konnte; und sah dabey nicht, daß, indem er den Pabst groß machte, und seine Macht im Geistlichen und Weltlichen so stark werden ließ, wodurch sein Ansehen schon so hoch gestiegen war, er sich selber schwächte; weil er seine Freunde, und die, so sich in seine Arme geworfen hatten, zugleich verlohr. Nachdem er

sich

sich aber einmal eingelassen, war er genöthiget fortzufahren, bis er endlich selbst nach Italien gehen mußte, damit er des Alexanders Ehrsucht dämpfte, und ihn hindern möchte sich zum Herrn von Toskana zu machen. Es war ihm aber nicht genug sein Pabst groß, und seine Freunde von sich abwendig gemacht zu haben; er begieng auch noch die Thorheit, und theilte das Königreich Neapolis mit dem Könige von Spanien. So, daß, da er zuvor allein in Italien Herr war, er sich noch einen zur Seite setzte, damit ja die Ehrgeizigen im Lande, und die, so etwan mit ihm übel zufrieden seyn möchten, jemand hätten, an den sie sich wenden könnten. Er konnte selbst in Neapolis einen König lassen, der ihm zinsbar seyn mußte; und er jagte ihn fort, um einen hin zu setzen, der ihn selber fortjagen könnte. Warlich, die Begierde mehr zu haben, ist unter den Menschen gemein, und ihnen natürlich (*). So oft sie sich auch größer machen können, werden sie deswegen gelobet (**), und nicht getadelt.

(*) So spricht auch Tacitus: Vetus, ac iam pridem insita mortalibus potentiae cupido. Hist. 2. 38. 1.

(**) So meynte es auch Mucianus, wenn er zum Vespasianus sprach: Ich berufe dich zum Reiche. Es steht in deinen Händen. ſ ſ ſ Länger die Hände in den Schooß zu legen, und die Republik ihrem Untergange zu überlassen, würde eine Schlafsucht und Trägheit zu seyn scheinen, wenn dir auch gleich die Dienstbarkeit so sicher wäre, als schimpflich sie seyn würde. Ego te ad imperium voco. In tua manu positum est.

Wenn sie aber, zwar die Begierde, aber nicht die Kräfte haben, mehr an sich zu bringen, so fehlen sie und sind tadelnswürdig. Wär also Frankreich im Stande, Neapolis mit seiner Macht anzugreifen, so sollte es dasselbe angreifen; Wär es aber nicht in dem Stande, so sollte es dieses Königreich nicht mit einem andern theilen. Daß es die Lombarden mit den Venetianern theilete, ließ sich noch entschuldigen, weil es dadurch einen Fuß in Italien bekam. Die Theilung aber von Neapolis ließ sich um so viel weniger rechtfertigen, je weniger sie nothwendig war. Ludwig begieng also fünf Fehler. Die Schwachen richtete er zu Grunde; er vermehrte die Macht dessen, der in Italien schon mächtig war; er führte einen sehr mächtigen Fremden hinein; er hielt sich nicht beständig darinn auf; er schickte keine Colonien hin. Und dennoch hätte er alles dieses wieder gut machen können, wenn nicht noch der sechste dazu gekommen wäre, den Venetianern das Ihrige zu nehmen. Es ist wahr, wofern er den Pabst nicht größer gemacht, und den König von Spanien nicht in Italien gezogen hätte, so wäre es nicht nur die rechte Zeit, sondern auch gar nothwendig gewesen, sie auf solche Art zu erniedrigen. Da er aber so verfahren war, wie wir vernommen haben, so hätte er nimmer in ihren Untergang willigen

est. - - - Torpere vltrà et perpendam remp. relinquere sopor et ignauia videretur, etiamsi tibi quam inhonesta, tam tuta seruitus esset. Hist. 2. 76. 5.

ligen sollen. Denn bey ihrer Macht würden sie die andern jederzeit abgehalten haben, sich der Lombardey zu nähern; es wäre denn, daß sie ihnen geholfen hätten, darüber Herren zu werden. Die andern aber würden sich wohl vorgesehen haben, die Provinz von Franckreich abzureissen, und sie ihnen zu geben, oder sie auch alle beyde anzugreifen. Man kann zwar sagen: Ludwig habe Romagna dem Pabste, und Neapolis an Spanien überlassen, damit er einen Krieg vermeiden möchte. Allein, hierauf dienet zur Antwort: Man solle niemals eine Unordnung zulassen, um einen Krieg zu vermeiden: denn in der That vermeidet man ihn nicht, sondern schiebet ihn nur zu seinem eignen Schaden auf. Wenn mir ein anderer die Einwendung machen will, Ludwig habe einmal dem Pabste sein Wort gegeben, die Sache zu seinem Vortheil auszuführen, damit er von ihm Dispensation in der Heyrath (*), und vor den Erzbischof von Rouen den Cardinalshut erlangen möchte, so werde ich ihm in dem achtzehenden Kap. von dem Worthalten eines Fürsten darauf antworten. Kurz, Ludwig verlohr die Lombardey, weil er nicht das geringste von dem allen beobach-

(*) Mit der Herzogin Anne von Bretagne. Nardi sagt davon gar artig, Alexander und Ludwig gebrauchten einer gegen den andern das Geistliche, um das Weltliche zu erlangen; Alexander, um seinem Sohne Romagna zu verschaffen; Ludwig, um Bretagne mit der Krone zu vereinigen. Im 4 B. seiner Histörie von Florenz.

achtet, was andre gethan, welche Länder eingenommen und haben behalten wollen. Wie ich es dann dem Cardinal von Rouen zu Nantes gar wohl zu sagen wußte, als der Herzog von Valentinois, denn so nannte man den Sohn des Pabstes Alexander, den Cäsar Borgia, sich der Provinz Romagna bemächtigte. Denn als der Cardinal sich einmal gegen mich heraus ließ: Die Italiäner verstünden nichts vom Kriegswesen, so antwortete ich ihm: Es schiene wohl, die Franzosen verstünden nichts vom Staatswesen, weil sie den Pabst so groß werden ließen. Die Erfahrung hat es auch gezeigt, daß Frankreich selbst dem Pabst und dem Könige von Spanien in Italien zu solcher Macht verholfen; und daß diese beyden darnach seinen Fall daselbst zuwege gebracht. Hieraus ziehe ich einen allgemeinen und fast unfehlbaren Schluß: Ein Fürst, der einen andern mächtig macht, baue dadurch sein eigenes Verderben. Denn der, welcher mächtig worden ist, behält auf den, der ihn mächtig gemacht, seines Eifers und seiner Macht wegen, immer ein Mißtrauen.

Das vierte Kapitel.

Wie man den Thron erhalte.

Wer alle die Schwierigkeiten betrachtet, die es seßet, einen neu erworbenen Staat zu erhalten; der könnte sich fast wundern, wie es zugegangen sey, daß, da Alexander der Große sich in wenig Jahren zum Herrn über ganz Asien gemacht, und nachdem er es in völligen Besitz genommen, bald darauf gestorben, seine Nachfolger sich darinn erhalten haben, ohne daß sie andre Schwierigkeiten zu überwinden gehabt, als die, so ihnen ihr eigner Ehrgeiz in den Weg geleget: Da doch allem Anschein nach, diese Völker das neue Joch hätten abwerfen sollen. Hierauf zu antworten, gebe ich Folgendes zu bedenken: Alle Staaten, von denen wir noch etwas wissen, sind auf zweyerley Art regieret worden. Entweder ist der Fürst uneingeschränket, oder ein Monarch gewesen, der die Minister aus Gnaden, und wie er gewollt, erwählet hat, ihm in der Landesregierung an die Hand zu gehen: Oder der Fürst und die Großen des Landes haben zugleich regieret; und diese nicht aus Gnaden und durch Erlaubniß des Fürsten, sondern ihres alten Ursprunges wegen. Diese Großen nun haben eigene Länder und Unterthanen, welche sie für ihre rechte Herren erkennen, und eine natürliche Neigung vor sie hegen.

hegen. In den Staaten, die von einem Fürsten allein beherrschet werden, hat der Fürst freylich ein größeres Ansehen: Denn er ist der einzige im ganzen Lande, den man für den Herrn erkennet. Und wenn man ja einem andern gehorchet, so geschiehet es nicht aus einer besondern Neigung vor ihn, sondern weil es der Minister und Diener des Fürsten ist. Diesen Unterschied der Regierungsform nimmt man heutiges Tages bey der Türkey und Frankreich wahr. Die Türkey wird von einem einzigen Herrn regieret; alle andern sind Sklaven. Dieser Herr theilet seine Monarchie in Provinzen, und sendet Statthalter hin, die er ändert, wenn und wie es ihm gefällt. Frankreich hingegen hat eine Menge alter Herren, welche ihre eigenen Unterthanen, und bey denselben Liebe haben. Der König könnte ihnen auch ihre Vorrechte nicht nehmen, ohne dabey vieles zu wagen. Wenn man nun diese beyden Staaten genau betrachtet, so wird es sich zeigen, daß der türkische schwer zu sich zu bringen, aber leicht zu erhalten sey. Jenes entstehet daher, weil der, so ihn einnehmen wollte, nicht durch die Großen des Landes hinein gerufen werden, und nicht hoffen kann, daß ihm die Empörung der Minister sein Unternehmen erleichtern werde. Denn weil sie alle Sklaven und Creaturen des Großfürsten sind, so hält es schwer, sie zu bestechen: Und wenn sie sich auch bestechen ließen, so würde dieses noch wenig helfen, so lange sie, aus obangeführten Ursachen nicht das Volk an sich

zie-

ziehen können. Wer also die Türken angreifen will, muß sich vorstellen, sie vereinigt zu finden, und mehr von seiner eignen Macht, als von ihrer Unordnung hoffen. Wofern sie aber in einem Treffen dermaßen aufs Haupt geschlagen werden sollten, daß sie nicht mehr eine Armee aufbringen könnten, so würde alsdann weiter nichts, als von der Familie des Fürsten zu fürchten seyn, die man ausrotten müßte. Darnach wäre gewiß niemand übrig, vor dem man sich zu fürchten hätte; indem die übrigen bey dem Volke nicht in Liebe und Ansehen stünden. Gleichwie nun der Ueberwinder vor dem Siege von ihnen nichts zu hoffen hatte, so dieser auch nun nichts fürchten. Mit den Staaten, die wie Frankreich regieret werden, ist es ganz anders beschaffen. Man kann leicht hinein kommen, wenn man nur einen Großen des Reichs gewinnet; denn es finden sich allezeit Mißvergnügte und unruhige Köpfe. Diese nun können dir zwar, wie ich die Ursachen davon zuvor angeführet habe, den Weg zu dem Staate bahnen; du wirst aber gewiß tausend Schwierigkeiten antreffen, ihn zu erhalten; sowohl von Seiten derer, die dir geholfen; als derer, welche du unterdrücket hast. Es ist auch nicht genug, daß du das Geschlecht des Fürsten ausrottest. Denn die Großen, die übrig bleiben, werfen sich doch zu Häuptern der Parteyen auf; und weil du sie nicht alle vergnügen, auch nicht alle aus der Welt schaffen kannst, so verliehrest du den Staat gewiß bey der ersten Gelegenheit. Wenn nun [illegible] denket

denket, wie der Staat des Darius beſchaffen war, ſo wird man befinden, daß er dem türkiſchen ganz ähnlich geweſen. Deswegen hatte Alexander nöthig, ihn auf allen Seiten anzugreifen, und ihn ganz aus dem Felde zu ſchlagen: Nach ſeiner Niederlage und ſeinem Tode blieb er in dem ruhigen Beſitze des Landes, wovon ich droben die Urſachen gezeiget. Wären ſeine Nachfolger recht eins geweſen, ſo hätten ſie alles ohne Mühe erhalten können; um ſo vielmehr, weil keine andre Unruhe entſtund, als die ſie einander ſelbſt erregten. Solche Länder aber, die wie Frankreich regieret werden, iſt es nicht möglich, ſo geruhig zu beſitzen. Darum findet man ſo viele Exempel von Unruhen und Empörungen der Spanier, Gallier und Griechen wider die Römer, welche alle daher entſprungen, weil in dieſen Staaten viele kleine Herrſchaften waren. So lange als dieſe bey der alten Macht blieben, ſo lange wankte die Herrſchaft der Römer: Nachdem ſie aber durch eine lange dauernde Macht dieſe Herren vertilget hatten, blieben ſie ungeſtörte Beſitzer. Nachhen, da ſie unter einander ſelbſt uneins wurden, fand ieder ein Mittel ſich einen Theil dieſer Provinzen, nach dem Anſehen, das er darinn erlangt hatte, zuzueignen. Hierzu konnte er mit deſto geringerer Mühe gelangen, weil von dem Hauſe des alten Herrn niemand mehr übrig war, und man allein die Römer für Oberherren erkennen mußte. Wenn man dieſes alles gehörig überleget, ſo wird man ſich wundern, daß Aſien zu erhalten, dem

Alexan-

Alexander so leicht, und hingegen dem Pyrrhus und andern so schwer geworden, ihre erworbenen Länder zu behalten. Daran war gewiß weder die geringe noch die große Tapferkeit des Siegers Ursache, sondern die unterschiedene Beschaffenheit der eroberten Staaten (*).

(*) Hiervon giebt Machiavell in dem 12ten Kapitel des 3ten Buches seiner Discurse, ein schönes Exempel. Wenn man, spricht er, betrachtet, was für Nachbarn die Stadt Florenz und die Stadt Venedig gehabt, so wird es niemand befremden, daß Florenz, ob es gleich in seinen Kriegen mehr aufgewendet, als Venedig, dennoch weniger vor sich gebracht: Denn dieses rührete nur allein von dem Unterschied der Nachbarn her. Florenz war mit lauter freyen Städten umgeben, die folglich ihre Freyheit hartnäckig vertheidigten. Die aber, so an Venedig stießen, waren gewohnt unter einem Fürsten, mithin ohne Freyheit zu leben. Nun gehet es einem Volke, das zur Dienstbarkeit gewöhnet ist, nicht schwer ein, einen andern Herrn anzunehmen; ja es bekommt manchmal Lust dazu. Also ist es der Republik Venedig leichte gewesen, ihre Nachbarn zu überwinden, wenn sie gleich mächtiger waren, als die Florentzischen.

Das fünfte Kapitel.

Von den eroberten Staaten.

Wenn der Staat, den man an sich gebracht, an die Freyheit und an seine Gesetze gewöhnet ist, so giebt es drey Mittel, ihn zu erhalten. Das erste ist dieses: Man muß ihn zerstören. Das andre: Man muß darinn residiren. Das dritte: Man muß ihm seine eigenen Gesetze lassen; doch mit dem Bedinge, daß er einen Tribut erlege, und einigen wenigen Personen, welche du da lässest, um ihn vor dich zu erhalten, Gehorsam leiste (*). Hierzu nun wird man sich mit dem größten Eifer anschicken, weil man sich ohne deine Macht und deinen Schuß nicht fortheffen kann. Es wird auch einem Fürsten ohne Zweifel leichter werden, eine Stadt zu erhalten, die gewohnt ist in der Freyheit zu leben, wenn er sie durch ihre eigene Bürger regieren lässet, als wenn er es anders anfängt. Man siehet es an den Lacedämoniern und Römern. Jene richteten eine Regierung von etlichen wenigen Vornehmen

(*) So machte es der parthische König Artabanus mit Seleucia, indem er die Regierung des Volks in eine Regierung weniger Vornehmen verwandelte, weil diese der königlichen näher käme. Und das that er um seines Vortheils willen. Qui plebem primoribus tradidit ex suo vsu. Nam populi imperium iuxta libertatem; paucorum dominatio regiae libidini proprior. Tacit. Ann. 6. 42. 3.

men zu Athen und Theben an, und verlohren nichts destoweniger beyde Städte. Diese behielten Carthago, Capua und Numantia, weil sie dieselben verwüsteten. Hingegen, da sie Griechenland auf den Fuß halten wollten, als Sparta gethan hatte, daß sie ihm nämlich seine Freyheit und seine Gesetze ließen, so gelung es ihnen nicht. Sie wurden deswegen genöthiget, verschiedene Städte in dieser Provinz zu zerstören, damit sie dieselbe nur erhalten könnten. Dieses führet mich auf den Schluß: Das beste Mittel, die Staaten, so man bezwungen hat, zu behalten, sey dieses, daß man sie verwüste. Wer von einer Stadt Herr wird, die vormals frey gewesen, und zerstöret sie nicht, der darf sich nichts anders versprechen, als daß er von ihr selbst auf das Aeußerste gekränkt werde. Denn wenn sie sich empören will, so kann sie allezeit den Namen der Freyheit und ihrer alten Verfassungen zum Vorwande gebrauchen, als welche ihr ins Vergessen zu bringen, weder Zeit noch Wohlthaten vermögend sind. Wenn man unter ihren Einwohnern Zwietracht stiftet, oder sie gar ausrottet (*), so sucht sie ihre Freyheit bey

(*) So oft sie einig waren, machten sie sich aus dem Parther nichts. Als sie uneins wurden, und sich ieder gegen seine eifersüchtigen Nachbarn einen Beystand suchte, ward er zu Hülfe gezogen, und ihnen allen gewachsen. Quoties concordes agunt, spernitur Parthus; vbi dissensere, dum sibi quisque contra aemulos subsidium vocant, aceitus in partem aduersum omnes valescit. Tacit. Ann. 6. 42. 3. Und anders

aller Gelegenheit wieder hervor: So, wie es Pisa machte, das doch so viele Jahre unter der Florentiner Bothmäßigkeit gestanden war. Sind es aber Städte und Provinzen, die unter einem Fürsten zu leben gewohnt sind, und es ist von seinem Hause keiner mehr übrig; so sind sie auf der einen Seite schon dazu gemacht, daß sie gehorchen; auf der andern ist das Geschlechte des alten Herrn ausgerottet; folglich vergleichen sie sich nicht so leicht darüber, sich einen zu setzen. Ueber dieses wissen sie nicht, wie es anzufangen ist, daß sie sich frey machen; also sind sie langsam zu den Waffen zu greifen, und einem Fürsten wird es leichter, sich ihrer zu bemächtigen. Freye Republiken aber haben mehr Leben, mehr Haß, mehr Empfindlichkeit und Rachbegierde; und das Andenken der alten Freyheit erstirbet nicht. Es bleibet daher das sicherste Mittel, sie zu zerstören, oder darinn zu residiren.

anderswo heißet es: Seleucia ergab sich, im siebenden Jahre nach seinem Abfall, nicht ohne Schimpf vor die Parther, daß ihnen eine Stadt so lange zu schaffen gemacht hatte. Deditur Seleucia, septimo post defectionem anno, non sine dedecore Parthorum, quos vna ciuitas tam diu eluserat. Ann. 11. 9. 4.

Das sechste Kapitel.

Von den neuen Staaten, die ein Fürst durch seine Tapferkeit und durch seine eignen Waffen an sich bringet.

Niemand lasse es sich befremden, wenn ich in dem, was ich itzo von neuen Fürsten und Fürstenthümern sagen werde, sehr große Exempel anführe. Denn, da es dem Menschen gewöhnlich ist, in andrer Fußtapfen zu treten, und ihnen in ihren Handlungen nachzuahmen; da es aber doch zugleich unmöglich ist in allen Stücken eben denselben Weg zu gehen, und zu der Vollkommenheit derjenigen zu gelangen, denen man nachahmet; so muß ein Kluger sich allemal die vortrefflichen Männer zu seinen Vorgängern erwählen, damit seine Handlungen mit den ihrigen doch einige Annehmlichkeit haben, wenn er es ihnen ja nicht vollkommen gleich thut. Er muß dieses von den guten Schützen lernen. Wenn dieselben sehen, daß das Ziel zu weit ist, und wissen, wie weit ihr Bogen trägt, so legen sie höher an, als das Ziel ist, nicht, daß der Pfeil so hoch gehen soll, sondern damit er auf solche Art treffen möge. Es hält also, damit ich zur Sache komme, schwer oder nicht, ein neues Fürstenthum, oder eines, das einem neuen Fürsten hat, zu behalten,

nachdem der neue Fürst wenige oder viele Geschicklichkeit besitzet. Gleichwie es nun ein Zeichen des Glücks oder des Werths ist, wenn aus einer Privatperson ein Fürst wird, so scheinet es, als ob dieses oder jenes vieles dazu beytrage, allerley Schwierigkeiten zu überwinden. Nichts destoweniger giebt es die Erfahrung, daß derjenige, so sich am wenigsten auf das Glück verläßt, sich allemal am längsten gehalten hat. Und dieses wird dem noch leichter, der, weil er sonst kein Land hat, in seinem neuen Fürstenthum zu residiren genöthigt ist. Was aber die betrifft, so durch ihre eigne Würdigkeit Fürsten geworden, so sind die vortrefflichsten darunter, Moses, Cyrus, Romulus, Theseus ꝛc. Wenn auch gleich Moses weiter nichts gethan, als dasjenige ausgeführet hat, was ihm Gott befohlen hatte; so verdient er doch dieser einzigen Gnade wegen bewundert zu werden, welche ihn würdig machte mit Gott zu reden. Was den Cyrus und die andern anlangt, welche Königreiche gestifftet oder an sich gebracht haben, so ist an ihnen alles wunderbar. Wenn man nun noch dazu ihre Handlungen und sonderbaren Verfassungen betrachtet, so wird man gewahr werden, daß sie von Moses seinen, der einen so großen Lehrmeister gehabt, wenig unterschieden sind. Siehet man auf ihr Leben, so zeiget sich, daß ihnen das Glück nichts mehr als die Gelegenheit dargebothen habe, die Regierungsform anzulegen, welche sie für die beste gehalten. Ohne Gelegenheit wäre ihre Würdigkeit unnütze gewesen;

und

und ohne Würdigkeit hätte sich die Gelegenheit verlohren. So mußte Moses die Israeliten in der ägyptischen Dienstbarkeit finden, damit sie Lust bekämen ihm zu folgen, da er sie daraus erretten wollte. So mußte Romulus von Alba entführt, und gleich nach seiner Geburt ausgesetzet werden, damit er der Stifter und König von Rom werden möchte. So mußte Cyrus die Perser über die Herrschaft der Meder mißvergnügt, und die Meder durch einen langwierigen Frieden weichlich gemacht antreffen. Theseus hätte seine Geschicklichkeit nicht an den Tag legen können, wenn die Athenienser nicht zerstreuet gewesen wären. Die Gelegenheiten machten also diese Männer glücklich; und ihre Klugheit machte, daß sie die Gelegenheit einsahen, durch welche ihr Vaterland so glückselig und mächtig geworden. Denenjenigen, welche auf eben solche Art als diese Alten, Fürsten werden, wird es zwar sehr schwer werden; aber auch gar leicht sich dabey zu erhalten. Die Schwierigkeiten, die sie zu überwinden haben, entstehen zum Theil daher, daß sie, um ihren Staat zu gründen, und ihre Person in Sicherheit zu setzen, genöthiget sind ganz neue Gebräuche und Verfassungen einzuführen. Nun ist aber kein Unternehmen schwerer und mißlicher, als dieses, wenn man neue Gesetze einführen will. Denn ihr Urheber hat alle die zu Feinden, die sich bey den alten wohl befinden; und an denenjenigen selbst sehr kaltsinnige Vertheidiger, denen die neuen zum Vortheil gereichen. Diese Kaltsinnigkeit

kommt zum Theil von der Furcht vor ihren Feinden, das ist, von denenjenigen her, die mit den Alten zufrieden sind; zum Theil aber auch von dem Unglauben der Menschen, welche von neuen Einrichtungen niemals eher eine gute Meynung haben, als bis sie schon in langer Erfahrung derselben stehen. So oft also die so Feinde sind, Gelegenheit haben sich zu regen, so thun sie es recht hitzig; die andern widerstehen nur lauliche, und der Fürst ist auf beyden Seiten in Gefahr. Damit wir also diesen Punkt recht einsehen, so müssen wir untersuchen, ob diese Gesetzgeber vor sich selbst bestehen können, oder ob sie andre Leute dazu nöthig haben; das ist, ob sie zu Ausführung ihres Unternehmens andre um Beystand ansprechen müssen, und das schlägt allemal fehl; oder ob sie die Menschen zwingen können, ihnen zu gehorchen, und sodann gehet es fast allemal gut von statten. Daher kommt es, daß alle vorgenannte Fürsten gesieget, wenn sie die Waffen in Händen gehabt, und untergegangen sind, so bald man sie entwafnet. Denn außer den obangeführten Ursachen sind die Menschen sehr veränderlich. Man kann sie leicht wovon überreden; allein sie in der Ueberredung zu erhalten, fällt immer schwer. Daher muß man so gute Anstalten machen, daß, wenn sie nicht mehr von selbst glauben, man ihnen den Glauben mit Gewalt beybringen könne. Moses (*), Cyrus, Theseus und Romulus würden es

(*) Wer die Bibel, sagt Machiavell im 30 Cap. des

es ohne Waffen nicht dahin gebracht haben, daß ihre Gesetze lange Zeit wären beobachtet worden. Man darf in unsern Tagen nur den Hieronymus Savonarola ansehen. Dieser bereitete sich den Untergang, weil es ihm an Kräften fehlte, die so seinen Worten geglaubet hatten, in dem Glauben zu erhalten, und die ungläubigen zu demselben zu bringen (*). Solche Leute finden auf ihrem Wege sogleich große Gefahr und Hinderniß vor sich, und sie haben viele Herzhaftigkeit nöthig, beyde zu überwinden. Sind sie aber einmal darüber hinaus, und sie kommen durch den Tod ihrer Neider in Ansehen und Verehrung, so werden sie mächtig, glücklich und hoch geachtet.

Die-

des 2ten Buchs seiner Discurse, mit Verstand lieset, der wird wohl wahrnehmen, daß Moses, seine Gesetze unverbrüchlich zu machen, unzählige Menschen aufopfern mußte, die sich seinem Vorhaben aus Neid widersetzten. Moses sagte zu den Israeliten in der Versammlung: So spricht der Herr, der Gott Israel: Gürte ein jeglicher sein Schwerdt an seine Lenden, und durchgehe hin und wieder von einem Thor zum andern im Lager, und erwürge jeder seinen Bruder, Freund und Nächsten. Die Kinder Levi thaten, wie ihnen Moses gesagt hatte, und fielen des Tages vom Volke drey tausend Mann, 2 B. Mos. XXXII, 27. 28.

(*) Machiavell sagt im 11ten Kap. des 1ten B. der Discurse, er habe das Volk zu Florenz überreden wollen, er spräche mit Gott. Nardi meldet im 2 B. seiner florentinischen Historie, man habe die, so es mit ihm gehalten, in Florenz Piagnoni, d. i. Weinende oder Heuchler, seine Gegner aber gli arrabiati, die Rasenden genennet.

Diesen großen Exempeln will ich ein kleineres beyfügen, das aber doch mit den obigen einige Aehnlichkeit hat, und die Stelle vieler andern vertreten kann. Es ist das vom Hieron, der aus einer Privatperson Fürst von Syracus ward, und dem Glücke doch nichts mehr als die Gelegenheit zu danken hatte; indem ihn die Syracuser, da sie unterdrückt waren, zu ihrem Feldherrn erwählten, er aber dadurch sich würdig machte, ihr Fürst zu werden. Die Scribenten melden von ihm, es habe ihm in seinem Privatstande zur Regierung nichts gemangelt als ein Königreich. Er dankte die alten Soldaten ab, und ward andre an. Er verließ seine alten Freunde, und machte sich neue: Und nachdem er sich solche Soldaten und Freunde zugelegt, die ihm gänzlich ergeben waren, ward es ihm nicht schwer, auf diesem Grund zu bauen. Es kostete ihm also viele Mühe, die Herrschaft zu erlangen; aber wenige sie zu erhalten.

Das siebende Kapitel.

Wie ein neuerworbener Staat zu regieren sey.

Diejenigen, so aus Privatpersonen bloß durch das Glück Fürsten werden, gelangen zwar ohne große Schwierigkeit dazu; allein sie finden desto mehr, sich dabey zu erhalten. Sie treffen keinen Stein des Anstoßes auf dem Wege an; denn sie gehen nicht, sondern sie fliegen vielmehr zum Throne. Wenn sie aber darauf sitzen, alsdenn brechen erst alle Widerwärtigkeiten aus.

Solche Fürsten sind diejenigen, denen ein Staat entweder vor Geld oder aus bloßer Gnade gegeben wird. Dergleichen waren die, so Darius zu seiner Ehre und Sicherheit an verschiedenen Orten in Griechenland und dem Hellespont machte. Dergleichen waren die Kaiser, die durch die Gewogenheit der bestochenen Soldaten aus bloßen Privatpersonen zu dieser Würde erhoben wurden. Diese nun haben kein andres Mittel sich dabey zu erhalten, als die Neigung und das Glücke derer, durch welche sie groß geworden. Beydes aber ist ungemein veränderlich. Außer dem aber fehlt es ihnen an Wissenschaft und Vermögen ihre Würde zu behaupten. Denn wie ist es möglich, daß ein Mensch regieren kann, der sein ganzes Leben im Privatstande zugebracht,

wofern

wofern er nicht sehr großen Verstand besitzet? Und wie kann er regieren, wenn er auch weis, was dazu gehöret, wofern er nicht Soldaten hat, die ihm treu und hold sind? Zudem ist es mit denen Staaten, die einmal entstehen, eben so beschaffen, als mit andern Dingen, die plötzlich hervor kommen und wachsen. Diese können nicht so starke Wurzeln fassen, und jene sich nicht in so gute Verbindung setzen, daß sie nicht von dem ersten Sturme niedergerissen werden sollten, wofern sie nicht so geschickt sind, alsbald zur Beybehaltung dessen, was ihnen das Glück in die Hände gespielet, Mittel zu finden, und den Grund gleich nach ihrer Erhebung zu legen, den andre schon vor derselben gelegt haben. Ich will von den beyden Arten ein Fürst zu werden, durch Glück, zwey Exempel unsrer Zeit anführen. Zu dem einen nehme ich den Franciscus Sforcia, der durch seine große Fähigkeit von einem Privatmanne Herzog in Mayland ward, und ohne Müh erhielt, wozu er mit so vieler Beschwerlichkeit hinauf gestiegen war. Das andre Exempel ist des Cäsars Borgia, den man insgemein den Herzog von Valentinois nennet, der durch das Glücke seines Vaters ein Land bekam, und es, so bald derselbe todt war, wieder verlohr; ungeachtet er alles gethan hatte, was ein kluger und geschickter Herr thun kann, sich in einem Staate fest zu setzen, den er dem Glücke eines andern zu danken hat. Es bleibe dabey, wie zuvor gesagt: Wer den Grund nicht gelegt hat, ehe er Fürst geworden,

den, der kann ihn zwar durch große Geschicklichkeit noch legen, wenn er es ist; aber das Gebäude und der Baumeister stehen in großer Gefahr. Wenn man überdenket, wie weit es der Herzog von Valentinois gebracht, so wird man wohl sehen, daß er schon zuvor zu einer künftigen Macht einen starken Grund geleget. Ich halte es auch nicht für überflüßig, noch ferner davon zu reden, weil ich einem neuen Fürsten kein besseres Exempel vorzustellen weis, als das seinige. Denn wenn ihm nicht alles so von statten gienge, als er dazu die Anstalten gemacht hatte, so lag die Schuld gewiß nicht an ihm, sondern an der ausserordentlichen Widerspenstigkeit des Glücks. Es ward seinem Vater überaus schwer gemacht, ihn zu erheben. Erstlich sah er vor Augen, daß er ihm keinen Staat zuwenden konnte, der nicht der Kirche gehörte; und daß Mayland und Venedig, welche schon Faenza und Rimini in ihrem Schutze hatten, es nicht zugeben würden, daß er einige Städte davon abrisse. Zum andern sah er auch, daß die italiänischen Waffen, deren er sich hätte bedienen können, in den Händen derer waren, die sich vor den Anwachs der päbstlichen Macht zu fürchten hatten, nämlich der Ursiner und Colonnen nebst ihren Anhängern; folglich, daß er sich auf dieselben nicht verlassen konnte. Diese Hinderniße nun mußte er aus dem Wege räumen, und die italiänischen Staaten in Verwirrung setzen, wenn er sich eines Theils derselben bemächtigen und dabey sicher gehen wollte.

Und

Und dieſes machten ihm die Venetianer leichte, weil ſie um andrer Urſachen willen die Franzoſen wieder in Italien riefen. Er ſelbſt machte es ſich dadurch auch leichte, daß er die erſte Vermählung des Königs Ludwigs aufhob. Der König war nicht ſo bald auf das Bitten der Venetianer und mit Einwilligung des Pabſtes in Mayland eingerückt, als er, um ſeiner eignen Ehre willen das Vorhaben des Pabſts unterſtützte, und ihm Volk gab, Romagna anzugreifen; deſſen ſich auch der Herzog, wider Willen der Colonnen, wirklich bemächtigte. Als aber die Frage entſtund, wie es zu erhalten wäre, und wie man weiter gehen könnte, legte man ihm zwo Schwierigkeiten in den Weg. Die eine kam von den Urſinern her, deren er ſich bedienet hatte, und von welchen er beſorgte, ſie möchten ihn, wenn Noth an Mann gieng, im bloßen laſſen, und ihm nicht nur hinderlich ſeyn, das neue Land zu erobern, ſondern ihm auch noch dazu nehmen, was er ſchon an ſich gebracht hatte. Die andere ſah er von Seiten Frankreichs vor ſich. Denn von dieſem beſorgte er auch verlaſſen zu werden. An den Urſinern hatte er wohl wahrgenommen, daß ſie ſich nach der Eroberung von Faenza, bey der Belagerung von Bologna ſehr kaltſinnig erwieſen. Und weil ihm der König von Frankreich, nachdem er das Herzogthum Urbino weggenommen hatte, abhielt, in Toſcana einzufallen, ſah er ſo wohl ein, worauf das alles gieng, daß er ſchlüßig ward, nichts mehr

auf das Glück und auf fremde Waffen ankommen zu lassen. Das erste, was er zu diesem Ende that, war dieses, daß er die Ursiner und Colonnen schwächte; indem er die Edlen unter ihren Anhängern in seine Dienste zog, und ihnen große Besoldungen, Aemter, und nach Beschaffenheit ihrer Umstände, Statthalterschaften gab. Auf diese Weise entzog er der widrigen Parrey in wenigen Monaten alle Neigung derselben, und wandte sie sich selbst zu. Darnach zerstreuete er die Colonnen, und wartete nur auf Gelegenheit, die Ursiner zu stürzen. Sie fand sich zu erwünschter Zeit, und er wußte sich ihrer vortrefflich zu bedienen. Die Ursiner nämlich wurden zu spät gewahr, daß das Wachsthum des Herzogs und des päbstlichen Stuhls ihren Untergang beförderte. Sie hielten deswegen zu Magione im perusischen Gebiete einen Landtag. Dieser zog die urbinische Empörung, und die Unruhen in Romagna nach sich, dem Herzog aber tausendfache Gefahr zu, aus welcher er sich doch vermittelst der Franzosen glücklich loswickelte. Nachdem er aber seine Sachen in Ordnung gebracht, wollte er weder ihnen, noch den andern Fremden mehr trauen; und weil er den festen Schluß gefasset, nicht mehr ihrer Gnade zu leben, wendete er allen seinen Verstand an, sie zu hintergehen. Mit den Ursinern gelung es ihm. Er gewann den Herrn Paolo durch Geschenke; und durch desselben Vermittelung söhnten sie sich mit ihm aus; ja sie waren gar so thöricht, ihm nach Sinigaglia in die Hände zu laufen.

Als er nun die Häupter fortgeschaffet, und sich ihre Anhänger zu Freunden gemacht, so war seine Macht auf desto festern Grund gebauet, weil er ganz Romagna nebst dem Herzogthum Urbino inne hatte, und das Volk sich unter seiner Regierung wohl befand. Ich muß noch etwas hinzu setzen, weil er verdienet, daß andre ihm hierinn nachfolgen.

Als er Romagna eingenommen, fand es sich, daß die Provinz geizige Herren gehabt, die ihre Unterthanen mehr arm, als wohlgesitter gemacht, und daß im ganzen Lande Dieberey, Meuterey und Mord überhand genommen hatte. Er urtheilte dahero, wenn man die Ruhe wieder herstellen, und das Land unter den königlichen Arm gewöhnen wollte, so müßte man eine gute Regierung anlegen. Zu derselben Haupte setzte er einen gewissen Remiro d'Orco, einen muntern, aber grausamen Mann; dem er zugleich in allem freye Macht ließ. In kurzer Zeit brachte dieser Statthalter alles wieder in guten Stand, und sich selbst große Hochachtung zuwege. Bald nachher aber gerieth der Herzog in Sorgen, ein so ausnehmendes Ansehen (*) möchte den Leuten verhaßt werden; und legte deswegen mitten in der Provinz ein Civilgericht an, wobey iede Stadt ihren Advocaten hatte. Er ward zugleich gewahr, das ihm die ehemalige

(*) Eben dahin gehet Tacitus, wenn er eine gar zu große Gewalt für sehr unsicher hält. Neque vnquam satis fida potentia, vbi nimia est. Hist. 2. 92. 3.

malige Strenge großen Haß zugezogen hatte; darum ließ er einmal an einem Morgen den Remiro in zwey Stücke zerhauen, diese aber auf einen Pfahl gesteckt, mit einem blutigen Messer an der Seite, auf dem Markte zu Cesena aufrichten, um dem Volke zu zeigen, daß die verübten Grausamkeiten nicht von ihm, sondern von dem heftigen Naturell seines Ministers hergekommen wären (*): wodurch denn iedermann in Erstaunen gesetzt, aber auch zugleich befriediget ward. Doch wir müssen wieder zu unsrer Materie zurück gehen.

Der Herzog sah sich nunmehro sehr mächtig, und weil er sich nach seinem Gutbefinden gerächet, und sich die meisten von denen, die ihm in der Nähe schaden konnten, vom Halse geschafft hätte, fast gegen alle nahe bevorstehende Gefahr bedecket. Er hatte also nichts zu fürchten, als nur Frankreich; denn er wußte wohl, daß der König seinen Fehler zu spät eingesehen, und nicht verstatten würde, daß er seine Macht noch mehr ausbreitete.

Dieser-

(*) Die Fürsten sind es schon gewohnt, die Werkzeuge ihrer Grausamkeit über lang oder kurz aufzuopfern. So pflegte Tiberius zwar nicht zu verstatten, daß die Diener seiner Laster von andern verdrückt würden; allein wenn er ihrer satt war, so plagte er die alten desto heftiger. Scelerum ministros ut pessumdari ab aliis nolebat, ita plerumque taetiores veteres et praegraues adflixit. Tacit. Ann. 4. 71.

Dieserwegen fieng er an sich um neue Freunde zu bewerben, und mit den Franzosen, als sie in Neapolis eindrungen, und die Spanier, welche Cajeta belagerten, wegjagen wollten, zweydeutig zu verfahren. Er würde auch seinen Vorsatz, sich ihrer zu versichern, gewiß ausgeführt haben, wenn sein Vater noch eine Zeitlang gelebt hätte. Und so verhielt er sich in Ansehung des Gegenwärtigen. Was das Zukünftige betraf, so hatte er Ursache zu besorgen, ein neuer Pabst werde ihm dasjenige wieder abnehmen, was ihm Alexander gegeben hatte: Und diesem suchte er durch vier Mittel vorzubeugen. Erstlich dadurch, daß er das ganze Geschlechte derer Herren ausrottete, die er um ihr Vermögen gebracht hatte (*), damit er dem Pabst alle Gelegenheit benehmen möchte, ihnen wieder dazu zu verhelfen. Zum andern dadurch

(*) Mucianus ließ des Vitellius Sohn hinrichten, indem er vorgab, die Uneinigkeit würde fortwähren, wenn er nicht den Saamen des Krieges erstickte. Mucianus Vitellii filium interfici iubet; mansuram discordiam obtendens, ni semina belli restinxisset. Tacit. Hist. 4. 80. 1. Es ist Gefahr dabey, diejenigen leben zu lassen, die man beraubet hat. Und man sagte ehemals: Wenn Vespasianus sich des Regiments angemaßet, so würde weder er, noch seine Freunde, noch die Armee sicher seyn, als bis man die Eifersucht ausgerottet. Periculum ex misericordia. — Vbi Vespasianus imperium invaserit, non ipsi, non amicis eius, non exercitibus securitatem nisi extincto aemulatu rediturum. Tacit. Hist. 3. 66. 5.

dadurch, daß er sich den ganzen römischen Adel zu Freunden machte, damit er den Pabst vermittelst desselben im Zaum halten könnte. Drittens, daß er so viel Cardinäle auf seine Seite zöge als er nur könnte; und viertens, daß, wenn er sich zu einem so großen Herrn machte, noch ehe der Pabst mit Tode abgienge, er dem ersten Anfall allein widerstehen könnte.

Drey von diesen Stücken hatte er vor Alexanders Tode ins Werk gestellet; und mit dem vierten war er beynahe auch schon fertig. Denn von den arm gemachten Herren entkamen ihm wenige; der ganze römische Adel war ihm zugethan, und die meisten Cardinäle waren seine Creaturen. Mit dem Anwachs seines Staats hatte er folgende Absichten: Er gedachte sich Meister von Toscana zu machen; denn Perusa und Piombino besaß er wirklich schon; und Pisa, das sich unter seinen Schutz begeben, konnte er wegnehmen, wenn er wollte. Vor den Franzosen durfte er sich nicht mehr in Acht nehmen, indem dieselben schon von den Spaniern aus Neapolis geschlagen, beyde aber seiner Freundschaft benöthigt waren. Lucca und Siena ergaben sich theils aus Haß gegen die Florentiner, theils aus Furcht, und diese konnten es nicht hindern. Wäre nun dieses alles von statten gegangen, wie es ohne Zweifel noch in eben dem Jahre, da Alexander starb, geschehen wäre, so hätte der Herzog gewiß so große Macht und solches Ansehen erlan-

get, daß er sich ohne einige fremde Hülfe hätte erhalten können. Allein fünf Jahr darnach, da er zuerst den Degen gezogen, hinterließ ihn Alexander todtkrank, mit zween feindlichen Königen umgeben, in keinem wirklichen Besitz eines Landes außer Romagna, und der übrigen alle nur in der Einbildung. Bey dem allen war der Herzog tapfer, und sehr geschickt einzusehen, wenn er die Menschen an sich ziehen oder ins Verderben stürzen mußte. Der Grund, den er in kurzer Zeit zu allem gelegt, war so gut, daß, wenn er nur gesund geblieben wäre, und nicht zwey starke Kriegsheere auf dem Rücken gehabt hätte, er alle diese Schwierigkeiten gewiß überstanden haben würde.

Zum Beweis aber, daß der Grund gut war, kann dieses dienen, daß Romagna länger als einen Monat auf ihn wartete, und, obgleich die Baglioni, die Vitelli und Ursini nach Rom gegangen waren, sie doch nichts ausrichten konnten, wiewohl er auf dem Todtbette lag. Konnte er gleich nicht zum Pabste wählen lassen, wen er wollte, so schloß er doch diejenigen aus, die er nicht haben wollte. Alles würde ihm leicht geworden seyn, wäre er nur nicht krank gewesen, als Alexander starb. Zu der Zeit, als Julius der andre gewählet ward, sagte er zu mir: Er hätte auf alles, was nach Alexanders Tode vorgehen könnte, schon zuvor gedacht, und allem Unheil vorgebeuget; allein das hätte er nicht vorher gesehen,

sehen, daß er eben zu der Zeit, da sein Vater sterben würde, selbst in Lebensgefahr seyn sollte. Wenn ich nun dieses alles recht erwäge, so sehe ich nicht, was an des Herzogs Aufführung auszusetzen sey. Ja ich glaube vielmehr, er sey allen, die durch Glück und fremde Waffen auf den Thron gestiegen, zum Muster vorzustellen; zumal da er bey seiner großen Herzhaftigkeit und so hohen Absichten nicht anders verfahren konnte. Denn alle diese sind, wie gesagt, nur durch seine Krankheit, und Alexanders unvermuthetes Ende ins Stecken gerathen. Wenn daher ein neuer Fürst sich seiner Feinde versichern, sich Freunde machen, durch Macht oder List die Oberhand gewinnen, bey dem Volke Furcht und Liebe, bey den Soldaten Ehrfurcht und Gehorsam haben, sich diejenigen, so ihm schaden sollen oder können, vom Halse schaffen, neue Gesetze einführen, ernsthaft und streng, großmüthig und freygebig seyn, ungetreue Kriegsvölker abschaffen, neue nach seinem Sinn anwerben, und Freundschaft und Hochachtung der Fürsten erhalten will, damit sie ihm entweder Gutes erzeigen, oder sich doch wenigstens fürchten Böses zu erzeigen, so kann er von dem allen nicht neuere Exempel als in den Handlungen des Herzogs von Valentinois finden.

Alles was man ihm vorwerfen kann, ist dieses, daß er in der Person Julius des andern eine so schlechte Wahl getroffen. Denn, wenn er nicht

einen Pabst nach seinem Sinn machen konnte, so stund es doch bey ihm, alle die auszuschließen, die ihm nicht recht waren. Er hätte aber nimmermehr in die Erhebung derer Cardinäle willigen sollen, die er beleidigt hatte, oder die, wenn sie Päbste wurden, ihn fürchten mußten. Denn die Menschen beleidigen einander entweder aus Furcht oder aus Haß (*). Die Cardinäle, S. Petrus ad Vincula (**), Io. Colonna, St. Giorgi oder Raf. Riari, des H. Stuhls Camerlengo, und den Ascanus Forzia hatte er beleidiget. Alle andre, ausgenommen den Cardinal von Rouen, und die Spanischen, die entweder ihres Nutzens wegen, oder auch durch Verwandschaft mit ihm verbunden waren, mußten sich vor ihm fürchten,

(*) Nero setzte vier Tribunen ab, nicht als ob sie den Kaiser hasseten, sondern weil man sich vor ihnen fürchtete. Exuti tribunatu quasi principem non quidem odissent, sed tamen extimerentur. Tacit. Ann. 15. 71. 4. Den Ostorius ließ er plötzlich hinrichten, weil ihm derselbe durch seine Leibesstärke und Wissenschaft mit den Waffen umzugehen, die Furcht eingejagt hatte, er möchte ihn anfallen. Cauſſa feſtinandi caedem ex eo oriebatur, quod Oſtorius ingenti corporis robore, armorumque ſcientia, metum Neroni fecerat, ne inuaderet. Ann. 16. 15. 2. Denn bey dem, der sich fürchtet, ist der groß genug, vor dem man sich fürchtet. Satis clarus eſt apud timentem, quisquis timetur. Hist. 2. 76. 6.

(**) Welcher nach Onuphrii Bericht im Leben Julii II. unter dem Alexander, mit dem er in aller Feindschaft lebte, 10 Jahr von Rom abwesend war.

fürchten, wenn einer von ihnen Pabst ward. Also erforderte es die Klugheit, daß er erstlich versuchte einen Spanier auf den Stuhl zu bringen, und wenn er es dazu nicht bringen konnte, den Cardinal von Rouen, nicht aber den S. Petrum ad Vincula, der ihn stürzte, hinauf zu lassen. So sehr betrügen sich diejenigen, welche glauben, daß die Großen bey neuen Wohlthaten der alten Beleidigungen vergessen (*).

(*) Apud praepotentes in longum memoria est, spricht Tacitus. Ann. 5. 2. 3. Man ist immer geneigter Böses als Gutes zu vergelten: Denn Gnade hält man für eine Last, Rache für einen Gewinn. Tanto procliuius est iniuriae quam beneficio vicem exsoluere, quia gratia oneri, vltio in quaestu habetur. Hist. 4. 3. 3.

Das achte Kapitel.

Von denen, so durch Laster Fürsten worden sind.

Weil eine Privatperson noch auf zweyerley Art ein Fürst werden kann, ohne daß man es weder dem Glück noch der Tapferkeit oder den guten Eigenschaften lediglich zuschreiben könne; so halte ich für rathsam, auch davon zu handeln. Die eine Art ist diese, wenn man durch ein Bubenstück auf den Thron kommt. Die andre, wenn ein Bürger durch die Gewogenheit seiner Mitbürger seinem Vaterlande als Fürst vorgesetzet wird.

Was die erste betrifft, so will ich mich nicht in die Beurtheilung ihres Werths einlassen, sondern nur zwey Exempel, ein altes und ein neues, davon beybringen; woran sich, meines Erachtens, diejenigen genügen lassen können, welche einmal genöthiget wären, ihnen zu folgen. Agathocles, ein Sicilianer, ward aus einem elenden Töpfers-sohne, König von Syracus. Er war bey allen Glücksänderungen lasterhaft; allein bey allen zeigte er Verstand und Herze. Nachdem er im Soldatenstande sich bis zum Prätor von Syracus hinaufgeschwungen hatte, ließ er sich in den Sinn kommen, sich zum Herrn darüber zu machen, und ohne iemands Zuthun zu behalten, was man ihm willigst eingeräumet hatte. Nachdem

er

er darüber mit dem Hamilcar, der mit den carthaginenſiſchen Völkern als Feldherr in Sicilien ſtund, zu Rathe gegangen war, ließ er einmal an einem Morgen das Volk und den Rath von Syracus verſammlen, als ob er ſich mit ihnen wegen gemeiner Angelegenheiten beſprechen wollte; und, auf ein gegebenes Zeichen, alle Rathsherren nebſt den reichſten Bürgern von den Soldaten niedermachen; worauf er ſich der Herrſchaft der Stadt ohne Mühe bemächtigte. Die Carthaginenſer ſchlugen ihn zweymal, und belagerten ihn noch dazu. Nichts deſtoweniger vertheidigte er nicht nur die Stadt; ſondern er ließ auch einen Theil ſeiner Leute darinnen, ſie zu beſetzen; mit dem andern that er einen Einfall in Africa, entſetzte Syracus in kurzer Zeit, und gieng den Carthaginenſern dergeſtalt auf den Hals, daß ſie genöthigt wurden ſich mit ihm zu ſetzen, und ihm Sicilien zu laſſen.

Bey allem dieſen wird man wenig oder nichts dem Glücke zuzuſchreiben finden. Denn zum Fürſtenthum gelangte er nicht durch andre Gewogenheit, ſondern durch ſeine Tapferkeit; und erhielt ſich darinn durch ſo gefährliche, als großmüthige Rathſchläge. In Wahrheit, man kann nicht ſagen, das ſey Tugend, wenn man ſeine Bürger tödtet, ſeine Freunde verräth, ohne Treu und Glauben, ohne Religion, ohne Menſchlichkeit iſt, und Mittel braucht, dadurch man endlich wohl ein Reich, aber nicht wahre Ehre erwerben kann.

Wenn ich aber des Agathocles Unerschrockenheit in Gefahr, und seine unüberwindliche Standhaftigkeit bey allen widrigen Fällen erwäge; so sehe ich nicht, daß er einem einigen großen Feldherrn nachzusetzen sey, ob er gleich wegen seiner abscheulichen Grausamkeiten und tausend anderer Laster nicht verdienet, unter die großen Leute gezählt zu werden. Man kann also weder dem Glücke noch der Tugend zuschreiben, was er ohne diese und jenes gethan hat.

Zu unsrer Zeit ward Oliverotto da Fermo, als ein Wayse von Kindheit an, von seinem Mutterbruder, Giovanni Fogliani (oder Frangioni) erzogen, und nachher in seiner ersten Jugend dem Paolo Vitelli untergeben, der ihn in der Kriegskunst unterrichten sollte. Nachdem Paolo gestorben, diente er unter dessen Bruder Vitellozzo, und weil er witzig, geschickt und hurtig war, dauerte es nicht lange, daß er nicht einer von den angesehensten Soldaten ward. Weil es ihm aber niederträchtig zu seyn schien, nicht mehr zu werden, als die andern, so entschloß er sich, mit Einwilligung des Vitellozzo, Fermo wegzunehmen; worinn ihm einige Bürger beystunden, welche ihr Vaterland lieber in der Dienstbarkeit, als Freyheit sehen wollten. Er schrieb daher an seinen Mutterbruder: Nachdem er so viele Jahre vom Hause gewesen, hätte er ein großes Verlangen, wieder in sein Vaterland zu kommen, und einmal nach dem Seinigen zu sehen: denn bisher hatte er sich um nichts bemühet, als nur Ruhm zu erlangen. Damit

mit er nun seinen Landsleuten zeigen möchte, daß er seine Zeit nicht übel angewendet, so wollte er gern einen öffentlichen Einzug zu Pferde, mit hundert Bedienten und guten Freunden halten. Zu dem Ende ersuchte er ihn, die Einwohner zu gewinnen, daß sie ihn mit anständigen Ehrenbezeigungen aufnähmen. Die Ehre würde auf ihn, seinen Mutterbruder zurück fallen, weil er ihn auferzogen hätte. Fogliani that alles, was er begehrte: Oliverotto ward mit Gepränge empfangen; und brachte einige Tage damit zu, daß er zur Ausführung seines häßlichen Vorhabens die nöthigen Anstalten machte. Darauf stellte er eine große Lustbarkeit an, und lud den Fogliani nebst den Vornehmsten in der Stadt dazu ein. Gegen das Ende der Tafel, und derer dabey gewöhnlichen Ergetzlichkeiten, kam er mit Fleiß auf ernsthafte Unterredungen, insonderheit auf die Größe des Pabsts Alexanders und die Thaten seines Sohnes. Indem nun Fogliani und die andern Gäste ihre Meynung davon sagten, stund er plötzlich auf, und sprach, das wären Dinge, davon man an einem geheimen Orte reden müßte; führte sie darauf in ein Gemach, darinn Soldaten versteckt waren, die sie, so bald sie sich gesetzt hatten, alle umbrachten. Hierauf stieg Oliverotto zu Pferde, und besetzte den Pallast, darinn der Rath zusammen kam, der auch endlich genöthigt ward, ihn für seinen Fürsten zu erkennen. In dieser Würde wußte er sich auch so gut zu erhalten; theils dadurch, daß er die Mißvergnügten und

die

die ihm schaden konnten, aus der Welt schaffte; theils, daß er neue Stadt- und Kriegsgesetze gab, daß er nicht nur in der Stadt sicher, sondern auch seinen Nachbarn furchtbar war. Es würde auch so schwer gewesen seyn, ihn zu stürzen, als den Agathocles, wenn er sich nach einem Jahre nicht hätte von dem Herzoge von Valennois hinter das Licht führen lassen, der ihn und die Ursiner zu Sinigaglia gefangen nahm, und nebst dem Vitellozzo, seinem Lehrmeister im Soldatenwesen und in Bosheiten erdrosseln ließ. Man könnte sich wundern, wie es möglich gewesen, daß Agathocles, und andre seines Gelichters, nach tausend Verrätereyen und Grausamkeiten, doch so lange in ihrem Vaterlande gelebet, niemals eine Verschwörung innerlicher Feinde wider sich erfahren, und sich gegen die auswärtigen haben vertheidigen können; da doch viele andre ihrer Grausamkeiten wegen, ihren Staat nicht einmal zu Friedens- viel weniger zu Kriegszeiten haben erhalten können. Ich glaube, dieses kommt davon her, daß man von der Grausamkeit guten oder üblen Gebrauch mache. Guten Gebrauch der Grausamkeit, wofern es iemals erlaubt ist zu sagen, ein Uebel sey ein Gut, nenne ich denjenigen, wenn man nur einmal, und noch dazu um seiner nothwendigen Sicherheit willen Grausamkeit ausübet, und diese noch endlich zum Besten der Unterthanen gereichet. Den üblen Gebrauch finde ich darinn, wenn man sie mit der Zeit noch immer vergrößert, da sie doch gänzlich aufhören sollte. Wer sie auf

die

die erste Art gebraucht, der kann mit der Hülfe Gottes und der Menschen, dahin ein Mittel finden, seine Sachen in Ordnung zu erhalten, wie es Agathocles machte. Einem andern aber ist es unmöglich. Ich mache daraus den Schluß: Wer einen Staat widerrechtlich und mit Gewalt einnimmt, müsse alle Grausamkeiten auf einmal begehen, damit er nicht nöthig habe, alle Tage von vorn anzufangen, und die Gemüther durch Wohlthaten gewinnen könne (*). Ein Fürst, der es aus Furchtsamkeit, oder, weil er bösen Rathgebern folget, anders machet, ist gezwungen, das Schwerdt alle Stunden in Händen zu behalten; er kann auch seinen Unterthanen nimmermehr trauen, so wenig als sie wegen der stets wiederholten Beleidigungen, so er ihnen anthut, ihm trauen können. Das Uebel muß also alles auf einmal verübet werden, damit die, denen es wiederfähret, nicht Zeit haben, es recht zu schmecken. Wohlthaten hingegen sind nach und nach zu erweisen, damit man sie desto besser schmecken möge. Mit einem Wort: Ein Fürst

(*) So machte es Augustus; er legte den Namen, Triumvir, ab; und zog die Soldaten durch Geschenke, das Volk durch Austheilung von Korn, alle aber durch die Süßigkeit der Ruhe an sich. Posito triumviri nomine, militem donis, populum annona, cunctos dulcedine otii pellexit. Tacit. Ann. I. 2. 2. und was er im Triumvirat angeordnet, hob er wieder auf, quae triumuiratu iusserat, aboleuit. Ann. 3. 28. 3.

Fürſt muß mit ſeinen Unterthanen ſo umgehen, daß ihn kein Zufall, er ſey gut oder böſe, gegen ſie ändern könne. Denn, wenn dich die Noth bringet, ſo haſt du nicht mehr Zeit dich zu rächen; die Wohlthaten aber helfen dir nicht. Denn man weis es dir keinen Dank, weil man glaubet, du ſeyſt dazu gezwungen (*).

(*) Deswegen ſagte Otto zu ſeinem Vetter: Vitellius würde nicht ein ſo böſes Gemüth haben, daß, da er ſein ganzes Haus erhalten, er ihm nicht einmal dieſen Gefallen thun ſollte: denn er habe nicht aus Verzweiflung, ſondern, weil die Armee zu fechten begehret, gethan, was geſchehen wäre. An Vitellium tam immitis animi fore vt pro incolumi tota domo, ne hanc quidem ſibi gratiam redderet? Non enim vltima deſperatione, ſed poſcente proelium exercitu ſe quicquid actum eſſet, egiſſe. Und kurz zuvor ſagte er zu den Soldaten: Je mehr Eifer ihr beweiſet, wenn ich leben bliebe, deſto rühmlicher wird mir der Tod ſeyn. Quanto plus ſpei oſtenditis, ſi viuere placeret, tanto pulchrior mors erit. Tacit. Hiſt. 2. 48. 4. it. 2. 47. 1.

Das neunte Kapitel.

Von dem bürgerlichen Fürstenthume.

Wenn aber ein Bürger ein Fürst über sein Vaterland wird, nicht durch ein Laster, nicht durch Gewaltthätigkeit, sondern durch das Wohlwollen seiner Mitbürger, welches man ein bürgerliches Fürstenthum nennen kann; so bräucht er, zu demselben zu gelangen, weder Verdienste, noch außerordentliches Glück, sondern nur eine glückliche Scharfsinnigkeit. Er kommt aber dazu entweder durch die Gunst des Volks, oder durch die Gewogenheit der Großen. Denn alle Städte sind in diese beyden Parteyen getheilet; welche daher entstehen, weil das Volk fürchtet von den Großen unterdrückt zu werden, und die Großen das Volk unterdrücken wollen (*). Diese widrigen Neigungen bringen iederzeit, entweder das Fürstenthum, oder die erlaubte, oder die unerlaubte Freyheit zuwege (**).

Das

(*) Denn Geiz und Hochmuth sind die gemeinen Laster der Großen, wie Tacitus sagt: Auaritia et arrogantia, praecipua validiorum vitia. Hist. I. 52

(**) Nachdem man die Gleichheit aufgehoben, und an statt der Bescheidenheit und Schamhaftigkeit Ehrgeiz und Gewalt aufkam, entstunden die Herrschaften. (Siehe den Ursprung des Fürstenthums.)

Nach

Das Fürstenthum wird durch das Volk, oder durch die Großen eingeführt, nachdem einer oder der andre Theil dazu Gelegenheit findet. Denn, wenn die Großen sehen, daß sie nicht im Stande sind dem Volk zu widerstehen, so werfen sie die Augen auf einen unter ihnen, und machen ihn zum Fürsten, damit sie ihr Müthchen unter seinem Namen desto besser kühlen können (*). Gleichergestalt, wenn das Volk

Nachdem man der Könige überdrüßig geworden, wollte man lieber Gesetze haben. (Sehet die erlaubte Freyheit.) Den Tribunen gab man die Freyheit wieder, das Volk dahin zu bringen, wohin sie nur wollten . . daher entstund eine Uneinigkeit, die zwanzig Jahr dauerte. Man wußte nichts von Rechten und Gewohnheiten, denen man folgen konnte. Alle Bosheiten wurden ungestraft begangen. (Sehet die unerlaubte Freyheit, welche allezeit Unordnung nach sich ziehet.) Zwischen den Vätern und dem Volk entbrannte das Feuer der Zwietracht. Bald waren die Tribunen unruhig; bald die Consules stärker. Postquam exui aequalitas, et pro modestia ac pudore ambitio et vis incedebat, prouenere dominationes. Tacit. Ann. 3. 26. 3. Postquam regum pertaesum, leges maluere. Tribunis reddita licentia, quoquo vellent, populum agitandi. . . . Exin certamina per viginti annos discordia, non mos, non ius, deterrima quaeque impune. 27. 4. 12. 2. Inter patres plebemque certamina exarsere; modo turbulenti tribuni, modo consules praevalidi. Hist. 2. 38. 3.

(*) Wie es die von Heraclea machten. Damit sie sich an dem Volke, welches stärker war, rächen könnten, riefen

Volk siehet, daß es den Großen nicht widerstehen kann, so tritt es seine Gewalt an einen einzigen ab, und machet ihn zum Fürsten, damit es von ihm geschützet werden könne. Wer nun durch die Gunst der Großen zum Fürstenthum erhoben wird, dem ist es schwerer, sich dabey zu erhalten, als dem, der durch das Volk dazu gelanget. Denn er hat viele Leute zur Seiten, die sich einbilden, so viel zu seyn, als er; denen er folglich nicht befehlen kann, wie er will (*). Wen aber das Volk erhebet, der befiehlet allein, und hat niemand, oder doch sehr wenige um sich, die ihm nicht gehorchten (**). Man kann auch nicht

als

riefen sie den Clearchus zurück, und machten ihn, wider des Volks Willen, zum Fürsten. Machiav. im 26 Cap. des 1 B. seiner Discurse.

(*) Deswegen sah sich Clearchus genöthiget, sie alle auszurotten, damit er sich von ihrem Hochmuthe frey machen, und zum Theil das Volk zu Heraclea befriedigen möchte, indem er es an denen rächete, die es um seine Freyheit gebracht hatten. Machiavell macht hieraus den Schluß: Man möge ein Fürst geworden seyn, wie man wolle, so sey es über lang oder kurz doch nöthig, sich um die Gewogenheit des Volcks zu bewerben, ohne welche man nicht sicher seyn könne. Ueber dieses ist ein Fürst desto schwächer, je grausamer er gegen das Volk ist.

(**) Cosmus Medicis war den Edlen zu Florenz überlegen. Denn weil sie, nach dem Berichte des Nardi, im 1 B. seiner Historie, alle gleich waren, so vertrugen sie sich nicht so gut unter einander, als die Anhänger des Cosmus. Diese waren von dem Ruhme und Ansehen seines Hauses geblendet, und

als ein rechtſchaffner Mann, und ohne andern nachtheilig zu ſeyn, die Großen, wohl aber das Volk befriedigen, als welches weit billiger iſt, als dieſe: denn die Großen wollen das Volk unterdrücken, und das Volk will es nur nicht leiden. Hierzu kommt noch dieſes: Ein Fürſt kann ſich eines Volks, das ihm feind iſt, nimmer recht verſichern, denn er hat mit gar zu vielen Köpfen zu thun. Bey den Großen aber geht es eher an; denn deren ſind wenige. Das ärgſte, was ein Fürſt von einem Volke, das ihm aufſäßig iſt, zu gewarten hat, iſt dieſes, daß er davon verlaſſen wird. Das hat er aber nicht nur von den Groſſen ebenfalls zu beſorgen, wenn ſie ſeine Feinde ſind, ſondern noch dazu, daß ſie ihm auf den Hals fallen. Denn weil ſie weiter ſehen, als jenes, ſo kommen ſie der Sache zuvor, und ſuchen die Neigung deſſen zu gewinnen, von dem ſie hoffen, daß er die Oberhand behalten wird, damit ſie ſich in Sicherheit ſetzen. Kurz: Es iſt nöthig, daß ein Fürſt allezeit mit eben dem Volke, aber nicht, mit eben den Großen, lebe: denn dieſe kann er erheben und ſtürzen, erhalten und ausrotten, wenn es ihm gefällt. Damit wir dieſe Materie recht aus einander ſetzen, ſo erinnern wir, daß man auf das Bezeigen der Großen wohl Acht haben müſſe. Die, ſo ſich gänzlich an das Glück des Fürſten halten, muß man lieben und ehren, wenn ſie nur nicht raubbegierig ſind. Die, ſo ſich nicht mit dem

rechneten es ſich nicht zur Schande, ihm zu gehorchen.

dem Fürsten so genau verbinden, thun es entweder aus Mangel der Herzhaftigkeit oder der Einsicht. Geschieht es aus Furcht, so mußt du dich ihrer, und sonderlich derer bedienen, die geschickt sind guten Rath zu geben, denn sie machen die Ehre im Glück, und im Unglück hast du nichts von ihnen zu befürchten. Geschieht es aber aus List oder aus Ehrgeiz, so ist es ein Zeichen, daß sie mehr an sich, als an dich denken. Folglich mußt du dich vor ihnen eben so in Acht nehmen, als wenn sie deine offenbaren Feinde wären (*): denn, wenn du einmal in Widerwärtigkeiten geräthst, werden sie gewiß helfen dir den Garaus zu machen. Wenn also iemand durch Gunst des Volks ein Fürst wird, so muß er sich dasselbe zum Freunde behalten, welches desto leichter angehet, weil das Volk nichts weiter begehret, als nur nicht unterdrückt zu seyn. Wenn aber iemand durch die Großen, wider Willen des Volks, zum Fürsten gemacht ist, so muß er vor allen Dingen versuchen es zu gewinnen; welches ihm leicht seyn wird, wenn er es nur in seinen Schutz nimmt. Weil nun die Menschen, wenn sie von demjenigen Gu-

(*) Ein gewisser, Valerius Flaccus Festus, der in seinen Briefen dem Vitellius zum besten redete, und dem Vespasianus von allem, was vorgieng, geheime Nachrichten gab, damit er sich bey einem und dem andern beliebt machen, und denjenigen, der Kaiser blieb, allezeit zum Freunde behalten möchte, ward von Rechtswegen allen beyden verdächtig. Tacit. Hist. 2.

tes empfangen, von dem sie sich nur des Böses versahen, ihrem Wohlthäter destomehr verpflichtet werden, so wird der Fürst dem Volk angenehmer, als wenn er das Fürstenthum von ihm hätte. Die Gewogenheit des Volks aber lässet sich auf unterschiedene Art erlangen. Jedoch, weil sich davon keine gewisse Regeln geben lassen, sondern man dieselben nach den Zeiten richten muß, so will ich nicht ein mehrers davon sagen. Nur dabey bleibe ich: Ein Fürst habe die Gunst des Volks immer nöthig; und wisse sich sonst nicht zu helfen, wenn es ihm nicht nach Wunsch gehet. Als Nabis, der Fürst von Sparta, von ganz Griechenland und der sieghaften römischen Armee angegriffen ward, brauchte er nichts, als sich des Wohlwollens etlicher Edlen zu versichern, da er sich aus der Gefahr ziehen wollte. Hätte er den Haß des Volks auf sich gehabt, so würde das nicht genug gewesen seyn. Man halte mir ja nicht das gemeine Sprüchwort vor: Wer auf das Volk bauet, der bauet auf Koth. Denn dasselbe ist nur wahr, wenn ein Bürger von ihm hoffet, es solle ihn aus den Händen seiner Feinde, oder von der Bedrückung der Obrigkeit frey machen; worinn er sich freylich oft betrogen finden möchte. So gieng es zum Exempel den Grachen (*) zu Rom,

(*) Tiberius Grachus, ward von dem Volk angegriffen und getödtet, auf das einzige Wort des Scipio Nasica: Wer da wollte, daß es der Republik wohl gienge, der folgte ihm nachfolgen. Cajus, sein Bruder, ward nachher auch umgebracht. Paterc. Hist. 2.

Rom, und dem George Scali (*) zu Florenz. Ist es aber ein Fürst, der zu regieren weis, und dem es in widrigen Fällen nicht an Herze, auch nicht an dem fehlet, was dazu gehöret, sich das Volk geneigt zu erhalten, so wird er sich nicht übel dabey befinden, daß er auf seine Gewogenheit gefußet hat. Die bürgerlichen Fürstenthümer stehen allemal in Gefahr, wenn eine unumschränkte Herrschaft eingeführt werden soll. Denn der Fürst regiert entweder selbst, oder durch Obrigkeiten. In dem letzten Fall ist die Gefahr noch größer, weil der Fürst von dem Willen der Bürger, die in Aemtern stehen, eingeschränkt ist; die ihm bey der ersten entstehenden Bewegung gar leicht den ganzen Staat abnehmen können, wenn sie ihm nicht mehr gehorchen wollen, oder sich wohl gar wirklich wider ihn empören. Und alsdann ist es zu spät, sich zum unbedingten Herrn zu machen: denn er weis nicht, wem er trauen soll; und die Unterthanen, die sich gewöhnet haben, den Obrigkeiten zu gehorchen, versagen nun ihm den Gehorsam. Er kann sich auch nicht darnach richten, was zu Friedenszeiten geschehen ist, und da die Bürger der Regierung nicht überhoben seyn könnten: dann alsdann läuft ieder ihm zu; ieder verspricht das Beste; ieder will für ihn sterben:

(*) Dieser ward, wie Machiavell im 3 B. seiner Historie meldet, vor den Augen des Volks enthauptet, das ihn zuvor fast anbetete, die Gewogenheit des Volks, setzt er hinzu, ist so leicht zu verlieren, als zu gewinnen.

denn der Tod ist noch weit entfernet. Aber, wenn die Regierung der Bürger nöthig hat, da finden sich wenige, die es mit ihm halten (*). Diese Erfahrung ist desto gefährlicher, weil man sie nicht öfter als einmal haben kann. Ein kluger Fürst muß also solche Verfassungen machen, daß die Unterthanen ihn zu aller Zeit nöthig haben; und sodann werden sie ihm immer treu seyn.

(*) So lange es dem Vitellius glücklich gieng, stritten sie unter einander um den Vorzug im Gehorsam; da es ihm unglücklich gieng, wollte niemand etwas mit ihm zu thun haben. Prosperis Vitellii rebus certaturi ad obsequium, aduersam eius fortunam ex aequo detrectabant. Tacit. Hist. 2. 97. 13. Und anderswo gedenket Tacitus solcher, deren Eifer ganz kalt worden, da sie zuerst Munterkeit, Treue und Herzhaftigkeit gezeiget. Languentibus omnium studiis, qui primo alacres fidem atque animum ostentauerant. Hist. 1. 39. 4.

Das

Das zehende Kapitel.

Von der Stärke der Staaten.

Nunmehro wird es rathsam seyn, die Beschaffenheit eines Fürsten zu untersuchen; das ist, ob sein Staat so groß sey, daß er sich im Fall der Noth selbst erhalten, oder, ob er fremden Beystand nicht entbehren könne. Dieses einzusehen, merke man folgendes: Gleichwie sich, meiner Meynung nach, diejenigen selbst halten können, welche Volk und Geld genug haben, daß sie eine starke Armee auf die Beine stellen, und iedem, der sie anfallen will, eine Schlacht liefern können; Also haben, im Gegentheil, diejenigen iederzeit fremder Hülfe nöthig, die sich, weil sie nicht im Felde erscheinen können, in ihren Städten eingeschlossen halten müssen. Von dem ersten Fall haben wir schon gehandelt, und im folgenden werden wir das Gehörige noch davon beybringen. Was den andern betrifft, so ist es genug, den Fürsten zu rathen, daß sie nur ihre Residenzstadt befestigen, ohne sich um das Uebrige zu bekümmern. Denn, hat ein Fürst seine Residenz befestiget, und sich sonst mit seinen Unterthanen so gesetzt, wie ich oben angegeben habe, und nach diesem ferner angeben werde, so wird ihn niemand zur Lust und aus Muthwillen angreifen (*); denn die Menschen

(*) Tacitus tadelt deswegen den Barbanes, daß er sich

lassen sich nicht gern in schwere Unternehmungen ein (*). Es läuft auch niemals gut ab, wenn man einen Fürsten anfällt, der seinen Ort in guten Vertheidigungsstand gesetzet, und mit seinem Volke gut stehet. Die deutschen Städte sind sehr frey, und haben doch wenig Land. Sie gehorchen dem Kaiser nur nach ihrer hergebrachten Art, und fürchten sich weder vor ihm, noch vor einem andern mächtigen Nachbar. Denn, weil sie alle starke Mauern, große Graben, und so viel grobes Geschütze haben, als sie brauchen; auch in ihren Vorrathshäusern allezeit auf ein Jahr lang Holz und Lebensmittel vorhanden sind; so siehet man von selbst, daß die Belagerungen solcher Städte lang und beschwerlich seyn würden. Ueber dieses haben sie Gelegenheit, dem gemeinen Pöbel allemal auf ein Jahr lang

sich in die Belagerung der festen und mit Proviant wohlversehenen Stadt, Seleucia, eingelassen; mehr um den Abfall von seinem Vater zu rächen, als daß es die gegenwärtigen Umstände erfordert hätten. Solis Seleucensibus dominationem eius abnuentibus, in quos, vt patris sui quoque defectores, ira magis quam ex vsu praesenti accensus implicatus obsidione vrbis validae, muroque et commeatibus firmatae. Ann. 11. 8. 4.

(*) Alle die, so wichtige Sachen zu unternehmen gedenken, müssen zuvor wohl überlegen, ob das angefangene Werk geschwind, oder doch nicht schwer auszuführen sey, sagt Tacitus. Omnes, qui magnarum rerum consilia suscipiunt, aestimare debent, an, quod inchoatur, promtum effectu, aut certe non arduum sit. Hist. 2. 76. 2.

lang solche Arbeit zu geben, die zu der Stadt Unterhaltung schlechterdings nöthig ist, und auf solche Weise wird er ihnen nicht zur Last. Sie halten auch den Soldaten beständig in der Zucht und Uebung. Ein Fürst also, der, wie gesagt, eine feste Stadt und bey den Seinigen Liebe hat, kann nicht wohl angegriffen werden; oder der, so ihn angriffe, würde doch nichts als Schimpf davon haben. Denn die menschlichen Dinge sind der Veränderung so sehr unterworfen, daß es fast nicht möglich ist, ein ganzes Jahr lang vor einer Stadt zu liegen. Aber, wird man einwenden, wenn das Volk sein Vermögen außer der Stadt hat, und seine Ländereyen verwüsten siehet, so wird es ungeduldig werden, und sowohl aus Liebe seiner selbst, als wegen der Beschwerlichkeiten einer langen Belagerung, den Fürsten verlassen. Ich antworte hierauf: Ein mächtiger und herzhafter Fürst werde diese Schwierigkeiten allemal überwinden; wenn er entweder dem Volke Hoffnung macht, das Uebel werde nicht lange dauren; oder wenn er ihm vor der Grausamkeit der Feinde Furcht beybringet; oder, wenn er sich mit guter Art derjenigen versichert, die ihm zu unruhig vorkommen. Weil auch der Feind gemeiniglich sogleich, wenn er einrückt, Schaden thut, denn alsdann sind die Gemüther noch am hitzigsten, und am eifrigsten sich zu wehren; so muß der Fürst desto standhafter seyn. Denn wenn die erste Hitze vorbey, und die Unterthanen sehen, daß das Uebel schon geschehen und

dem Schaden nicht mehr zu helfen iſt; ſo verbinden ſie ſich deſto genauer mit ihm, weil ſie glauben, er ſey ihnen inſonderheit verpflichtet, daß ſie ſich aus Liebe vor ihn ihre Häuſer und Güter haben verheeren laſſen. Die Menſchen halten es ſo, daß ſie den andern ſowohl um des Guten willen lieben, das ſie ihm erweiſen, als um deſſen willen, das ſie von ihm empfangen. In Erwägung alles dieſes, glaube ich, es werde einem klugen Fürſten nicht ſchwer fallen, die Bürgerſchaft zu überreden, daß ſie eine langwierige Belagerung aushalte, wenn es nur der Stadt nicht an Lebens- und Vertheidigungsmitteln fehlet (*).

(*) So meldet Tacitus vom Agricola, er habe alle Jahr die Beſatzungen und Kriegsnothwendigkeiten der Städte erneuret, damit ſie eine lange Belagerung ausſtehen könnten.

Das eilfte Kapitel.

Von geistlichen Staaten.

Nunmehro habe ich noch von den geistlichen Staaten zu reden. Sie sind schwer zu erlangen, und leicht zu erhalten: denn sie sind von den alten Religionsgebräuchen unterstützt; diese aber so mächtig, daß man sich immer dabey erhalten kann, man verfahre auch übrigens, wie man nur wolle. Diese Fürsten allein sind es, die einen Staat haben und ihn nicht vertheidigen; Unterthanen haben, und sie nicht regieren. Nur sie sind es, denen man ihre Länder nicht wegnimmt, wenn sie sie gleich nicht vertheidigen, und deren Unterthanen weder den Willen noch das Vermögen haben, sich von ihnen abzureissen. Also sind diese Fürstenthümer allein sicher und glückselig. Weil sie aber von höhern Kräften regieret und erhalten werden, die der menschliche Verstand nicht erreichen kann; so würde es hochmüthig und unbesonnen seyn, wenn ich davon urtheilen wollte.

Wofern mich aber iemand fragte: Woher es denn käme, daß die Kirche im Weltlichen zu solcher Macht gelanget sey, daß ein König von Frankreich davor noch itzo zittert: daß sie ihn habe aus Italien jagen, und die Venetianer zunichte machen können; da doch, ehe Alexander den Stuhl bestiegen, nicht nur die großen Her-

ren

ren in Italien, sondern auch die kleinsten italiänischen Barons und Herren sich im Weltlichen wenig um sie bekümmerten; so würde ich ihm nachfolgendes zum Theil wieder in das Gedächtniß bringen, was sonst bekannt genug ist. Ehe nämlich der französische König Carl nach Italien gieng, stund dasselbe unter der Herrschaft des Pabsts, der Venetianer, des Königs von Neapolis, des Herzogs von Mayland und der Florentiner. Diese Großen hatten vornehmlich zweyerley Sorge: Einmal, wie sie verhindern möchten, daß nicht fremde Waffen in Italien eindrängen; sodann, daß unter ihnen selbst nicht einer oder der andre mächtiger würde. Der Pabst und die Venetianer machten das meiste Aufsehen. Diese nun im Zaum zu halten, mußten sich alle übrigen vereinigen; wie man es bey der Vertheidigung des Herzogthums Ferrara gemacht hatte. Den Pabst zu erniedrigen, mußten die römischen Barons beförderlich seyn, als welche sich in zwo Factionen, die Ursiner und Colonnen getheilet, und, ihre Zwistigkeiten mit einander abzuthun, die Waffen iederzeit, und selbst vor den Augen des Pabsts, in den Händen hatten, den Stuhl aber dadurch sehr entkräfteten. Zwar kam manchmal ein beherzter Pabst auf den Stuhl, dergleichen Sixtus der vierte war; allein er konnte sich doch nicht aus den verwirrten Händeln ziehen, weil er gar kurze Zeit bey der Regierung blieb. Zehen Jahre, die etwan ein Pabst lebte, reichten kaum zu, eine von den ausgedach-

ten

ten Factionen zu demüthigen. Denn, wenn zum Exempel, die colonnische unter dem einen Pabst fast gar erloschen war, so erholte sie sich unter einem andern, der sich mit der ursinischen zu thun machte. Und das war Schuld daran, daß des Pabsts Macht im Weltlichen in Italien so wenig geachtet wurde. Endlich trat ein Alexander der sechste auf, der besser als alle seine Vorgänger an den Tag legte, was ein Pabst mit Geld und Volk auszurichten im Stande wäre. Wir haben droben vernommen, was er durch den Herzog von Valentinois und die Franzosen bewerkstelligte. Sein Vorsatz war zwar nicht, die Kirche, sondern seinen Sohn groß zu machen; nichts destoweniger zogen sie doch nach seinem und des Herzogs Tode von allem, was sie an sich gebracht hatten, großen Vortheil.

Julius, des Alexanders Nachfolger, fand den Kirchenstaat durch Romagna vermehret; die Factionen der römischen Barone durch die Strenge seines Vorfahren getilget, und hiernächst einen gebahnten Weg zu den Mitteln Schätze zu sammlen, woran vor Alexandern noch kein Pabst gedacht hatte. Deswegen trat er nicht nur in alle diese Fußtapfen, sondern er gieng so gar weiter: Er setzte sich in den Kopf, Bologna wegzuhaschen, die Venetianer völlig zu entkräften, und die Franzosen aus Italien zu treiben. Dieses gelung ihm, zu seinem desto größern Ruhm; weil er alles that, die Kirche groß zu machen, nicht aber seine Familie zu bereichern. Die Ursiner

und Colonnen ließ er in dem Stande, darinn er sie fand. Und wenn sie sich gleich etwas regeten; so wurden sie doch durch zwo Ursachen zurück gehalten mehrers zu wagen; erstlich dadurch, weil die Kirche mächtig war, die sie unterdrückte; sodann, weil sie keinen Cardinal aus ihren Häusern im Collegio hatten (*). Denn, so lange als sie diese haben, werden ihre Zwistigkeiten und Beschwerungen niemals aufhören, weil sie von denselben inn- und auswendig unterhalten, und die Herren von einer oder der andern Partey genöthiget werden, daran Theil zu nehmen, so, daß die Uneinigkeit unter den Baronen von dem Ehrgeiz der Prälaten herkommt. Bey so gestalten Sachen hat Leo der zehende den päbstlichen Stuhl überaus mächtig gefunden: Und man hat Ursache zu hoffen, daß, gleichwie Alexander und Julius ihn durch die Waffen groß gemacht haben, er ihn durch seine Gütigkeit und tausend andre gute Eigenschaften, womit er begabt ist, noch größer und verehrungswürdiger machen werde.

(*) Die Ursiner und Colonnen wurden dadurch noch tiefer herunter gesetzt, daß Sixtus der fünfte so viele Herzoge und Fürsten machte, welche, da sie ihnen durch diese neuen Titel gleich, überdieses durch die Forderung des Vorsitzes, ihre Feinde wurden.

Das

Das zwölfte Kapitel.

Von den unterschiedenen Gattungen der Soldaten.

Nachdem ich von allen Arten der Fürstenthümer besonders gehandelt, und so wohl die Mittel, wodurch einige sie an sich gebracht und erhalten, als auch einiger maßen die Schwierigkeiten bey dem Erlangen und Erhalten gezeiget; so ist nun nichts mehr übrig, als daß ich noch von dem Soldatenwesen, und desselben doppelten Gebrauch, anzugreifen und zu vertheidigen, überhaupt rede. Ich habe gesagt, ein Fürst müsse guten Grund legen, wo er nicht unumgänglich fallen will. Die stärksten Gründe neuer, alter und vermischter Staaten sind gute Waffen (*). Weil aber gute Gesetze zwar ohne gute Waffen nichts ausrichten können; doch neben guten Waffen auch gute Gesetze erfordert werden, so will ich hier nur von den Waffen oder von den Soldaten reden. Die Soldaten, womit ein Fürst sein Land beschützt,

(*) Die Kaiserliche Majestät, sagt Justinianus in der Vorrede der Institutionen, muß nicht allein mit Waffen gezieret, sondern auch mit Gesetzen bewaffnet seyn, damit sie zu Friedens- und Kriegszeiten recht regieren könne. Imperatoriam maiestatem non solum armis decoratam, sed etiam legibus oportet esse armatam, vt vtrumque tempus et bellorum et pacis recte possit gubernari.

beſchützt, ſind entweder eigene oder in Sold genommene Hülfs- oder vermiſchte Völker. Die in Sold genommenen und Hülfsvölker ſind unnütz und gefährlich. Ein Fürſt, der ſich auf ſolche in Sold genommene Leute verläßt, iſt dabey niemals ſicher. Sie ſind uneins, ehrgeizig und ohne Zucht, untreu, tapfer bey ihren Freunden, feige gegen den Feind, und haben weder Furcht vor Gott, noch Treue und Glauben gegen die Menſchen. Der Untergang iſt alſo nur ſo lange aufgeſchoben, als ſie noch keinen Anfall gethan haben und gebraucht worden ſind. Sie berauben dich in Friedenszeiten, da der Feind es doch nur thut ſo lange Krieg iſt. Denn ſie haben keine Liebe, keinen Bewegungsgrund, der ſie an deinen Dienſt bindet, als ihren Sold; der noch über dieſes ſo ſtark nicht iſt, daß er ihnen Luſt machte vor dich zu ſterben. Sie wollen wohl deine Soldaten ſeyn, ſo lange es nicht zum Kriege kommt; allein, ſo bald der angehet, ſo laufen ſie weg, oder wollen nach Hauſe gehen (*). Der Beweis davon würde mir nicht ſchwer werden. Denn der itzige Untergang

(*) Eben dieſes ſagt er in dem 43 Kap. des erſten Buchs ſeiner Diſcurſe, und ſetzt folgendes hinzu: Soldaten, die vor denjenigen, der ſie gebraucht, nicht Liebe haben, werden den Feinden, die auch nur wenig Herz haben, niemals rechtſchaffenen Widerſtand thun. Weil du alſo nur bey deinen eignen Unterthanen Neigung und Eifer zu dienen finden kannſt, ſo iſt es nöthig, daß du dich ihrer nur allein bedienſt, wenn du deinen Staat erhalten willſt.

gang Italiens kommt nur daher, daß es sich so lange auf Völker verlassen, die es in Sold gehabt; und die im Anfange freylich etwas ausrichteten, und unter sich recht brave Leute zu seyn schienen; nachher aber gewiesen haben, was an ihnen zu thun sey, als der Feind im Lande war. Denn Carl, König von Frankreich, nahm Italien recht mit der Kreide weg (*). Diejenigen, welche sagten, unsre Sünden wären daran Schuld, hatten Recht; ob es gleich nicht die Sünden waren, die sie angaben; sondern die, so ich im dritten Kapitel angezeiget, nämlich der Ehrgeiz und die Begierde der Fürsten, welche auch davor ihre Strafe gelitten haben (**). Jedoch, ich komme

(*) So pflegte Alexander der sechste zu sagen, weil er den König Carl nur mit einem Generalquartiermeister verglichen, der allenthalben durchgehet, und nirgends bleibet.

(**) Guicciardini im ersten Buche seiner Historie schreibt: Petrus de Medicis habe einsteus zu dem Herzoge von Mayland, Sforzia, gesagt, er sey ihm entgegen, aber vergebens; indem Ludwig den rechten Weg verfehlet habe; worauf der Herzog folgendes geantwortet: Es ist wahr, einer von uns beyden hat den Weg verfehlet; aber vielleicht seyd ihr es. Er wollte ihm damit auf eine verdeckte Art vorwerfen, er habe sich zu unrechter Zeit mit Frankreich eingelassen. Allein, die Folge hat es gewiesen, setzet Guicciardini hinzu, daß sie beyderseits den Weg nicht getroffen; sonderlich der Herzog, der sich wegen seiner Klugheit und Geschicklichkeit herausnahm, die andern anzuführen. Deshalben schämte sich keiner

komme wieder zur Sache. Die Generale dieser übernommenen Völker sind entweder rechtschaffene Leute, oder sie sind es nicht. Sind sie es, so kannst du dich nicht auf sie verlassen. Denn sie suchen allezeit ihren eignen Ruhm, und entweder dich, ihren Herrn, oder andre wider deine Absicht zu unterdrücken. Sind sie es nicht, so verderben sie dir gemeiniglich deine Sache. Wollte man mir einwenden, so würde es jeder General, der die Waffen in Händen führte, machen; so antwortete ich darauf folgendes: Entweder ist es ein Fürst, der die Waffen ergreifen muß, oder eine Republik. Ist es ein Fürst, so muß er selbst General seyn. Ist es eine Republik, so muß sie einem von ihren Bürgern das Amt auftragen. Schicket sich derselbe nicht dazu, so muß sie einen andern an seine Stelle setzen.

Thut

von seinen Schmeichlern zu sagen, und er nicht es anzuhören: Nur Christus im Himmel und Ludwig der Mohr auf Erden, wüßten, wo sich der französische Krieg endigen werde. D. Nardi im 3 Buche seiner Flor. Hist. Er setzt noch dieses hinzu: Der Herzog habe einst mit einem florenzischen Edelmann gescherzet, und ihm ein großes Gemählde von Italien gezeiget, darauf ein Mohr vorgestellet war, der mit einem Besen viele Hähne und kleine Hüner von allerley Gattungen wegjagte; dabey aber gefragt: Was er von diesem Vorhaben hielte; Der Edelmann habe geantwortet: Euer Mohr will Italien ausfegen und rein machen; er wird aber selbst voll Schmutz und Unrath darüber. Er verkündigte solchergestalt zuvor, was bald darauf geschah.

PARSONS LIBRARY University of MICHIGAN

Thut er aber das Seinige, so muß sie ihn doch so einschränken, daß er nichts den Gesetzen zuwider vornehmen kann. Die Erfahrung zeiget es, daß Fürsten ganz allein, und Republiken, wenn sie Mannschaft auf den Beinen haben, sehr viel ausrichten können; die übernommenen Völker aber nichts als Schaden thun. Ueber dieses kann sich eine Republik mit ihren eignen Völkern gegen die Unterdrückung ihrer Mitbürger besser in Sicherheit stellen, als wenn sie sich auswärtiger Waffen bedienet. Rom und Sparta haben sich mit ihren eignen Waffen viele hundert Jahre in Freyheit erhalten; und die Schweizer sind mit den Ihrigen noch bis auf diesen Tag frey. Von in Sold genommenen Völkern unter den Alten findet man ein Exempel bey den Carthaginensern. Diese hatten zwar ihre Bürger zu Generalen gemacht; nichts destoweniger fehlte es nicht viel, daß sie nicht bey dem Schlusse des ersten Krieges mit den Römern von den angenommenen Völkern unterdrückt worden wären. Philippus von Macedonien ward nach dem Tode des Epaminondas von den Thebanern zum Feldherrn gemacht; und er nahm ihnen selbst die Freyheit, nachdem er ihre Feinde überwunden hatte. Sforzia verließ auf einmal die Königinn von Neapolis, Johanna die andre, der er gedienet; deswegen sie sich in den Schutz des Königs von Aragonien, Alphonsus, begeben mußte, damit sie nur ihr Land rettete. Franciscus Sforzia, sein Sohn, schlug die Venetia-

ner bey Caravaggio, und vereinigte sich mit ihnen, die Mayländer, die ihn nach dem Tode des Herzogs Philipp zu ihrem Feldherrn gemacht, zu unterdrücken.

Man könnte den Einwurf machen: Die Venetianer und Florentiner hätten gleichwohl ihr Gebiete nur durch solche Völker erweitert; und ihre Feldherren wären deswegen noch nicht ihre Fürsten geworden, sondern hätten sie vielmehr rechtschaffen vertheidiget. Ich antworte aber darauf: Die Florentiner haben ungemein viel Glück gehabt; Und die Generale, von denen sie etwas zu fürchten hatten, haben entweder gar keine Siege davon getragen, oder allerley Hindernisse gefunden, oder mit ihrem Ehrgeiz andre Absichten gehabt. Johann d'Acut (*) hat niemals gesiegt; folglich konnten sie auch seine Treue nicht wahrnehmen. Man wird mir aber zugestehen, daß, wenn er gesiegt hätte, die Florentiner gewiß in seiner Gewalt gewesen wären. Sforzia hatte beständig mit den Braccianern zu schaffen, und einer sah dem andern auf die Finger. Sein Sohn trachtete mit seinem Ehrgeiz nach der Lombardey (**), Braccio, nach dem Kirchenstaat (***) und dem Königreiche

(*) Ein Engländer, der 4000 Engländer als Hülfsvölker der Gibellinen commandirte. S. Machiavell im 1 B. seiner Historie.

(**) Ward auch Herzog von Mayland.

(***) Wo er Perusa und Mondovi wegnahm.

che Neapolis. Lasset uns aber auf dasjenige kommen, was in unsern Tagen geschehen ist.

Die Florentiner hatten den Paul Vitelli zu ihrem General gemacht, einen sehr klugen Mann, und der sich von einem Privatmann an, in ein sehr großes Ansehen gesetzt hatte. Hätte er Pisa weggenommen, so hätten die Florentiner sich ihm unterwerfen müssen: denn, wäre er in ihrer Feinde Dienste gegangen, so wären sie verlohren gewesen. Giebt man darauf Acht, was die Venetianer ausgerichtet, so wird sich zeigen, daß sie Wunder gethan, so lange sie selbst den Krieg geführt; ich will sagen, zur See gefochten, so gleich aber alles Glück verlohren haben, als sie angefangen zu Lande zu fechten, und die italiänischen Sitten und Gebräuche angenommen. Bey dem ersten Anfange, als sie sich im festen Lande setzten, hatten sie von ihren Generalen nichts sonderliches zu besorgen: denn sie besaßen nicht ein großes Land, hingegen noch ein großes Ansehen. Sie wurden aber ihres Fehlers bald inne, als sie sich weiter ausdehneten, und den Herzog von Mayland unter Anführung des Carmagnola schlugen. Denn, als sie sahen, daß es zwar ein tapferer Soldat war, aber sich auch nicht übereilte, damit der Krieg sein lange dauren möchte, so begriffen sie gar leicht, daß sie sich nun nicht mehr auf das Siegen Rechnung machen dürften, weil der General nicht wollte; aber ihn auch nicht weglassen konnten ohne alles zu

verlieren, was er ihnen erworben hatte. Sie mußten ihm also das Leben nehmen, wollten sie anders sicher seyn. Nachher hatten sie den Bartholomäus Coleoni, den Robert Sanseverino, den Grafen von Pitigliano und andre zu Feldherren; von denen sie keine Siege, aber wohl lauter Verlust zu besorgen hatten. Wie es ihnen denn auch in der Schlacht bey Vaila ergieng, in der allein sie alles verlohren, was sie mit so vieler Mühe in achthundert Jahren erworben hatten. Dergleichen Leute sind im Gewinnen schwach und langsam, aber geschwind im erstaunlichen Verluste.

Weil mich diese Exempel darauf gebracht haben, von Italien zu reden, das seit so langer Zeit fremde Soldaten in ihrem Solde stehen hat, so muß ich bis auf den Ursprung dieser Verfassung zurück, und sodann auf ihren Ursprung sehen. Hier ist nun zu wissen, daß, so bald das Reich in Italien nichts mehr zu sagen hatte, der Pabst aber darinn zu größerm Ansehen gelanget war, Italien sich in viele kleine Staaten vertheilte. Die meisten großen Städte ergriffen die Waffen wider den Adel, der sie in Dienstbarkeit hielt, und vom Kaiser unterstützt ward. Sie aber hatten vom Pabste Beystand, damit er im Weltlichen desto mächtiger werden möchte; wiewohl einige selbst unter ihrer Bürger Bothmäßigkeit verfielen. Hiedurch ward fast ganz Italien der Kirche und einigen Republiken in

die Hände gespielet. Folglich ward man gezwungen auswärtige Soldaten in Sold zu nehmen: denn die Geistlichen und Bürger mußten mit den Waffen nicht umzugehen. Der erste, der diesen Völkern Ruhm zuwege brachte, war ein Edelmann aus Romagna, Albericus da Conio (*) genannt; dessen Schüler Braccio und Sforzia waren, auf die zu ihren Zeiten in Italien alles ankam. Diesen sind alle übrigen nachgefolget, die bis zu unsern Tagen in Italien die Waffen als Feldherren geführet. Das Ende aber aller ihrer Thaten war dieses, daß Carl der achte Italien durchstrichen, Ludwig der zwölfte es geplündert, Ferdinand es unterdrückt, und die Schweizer es verunehrt haben. Und dieses gieng so zu. Erstlich schnitten sie den Fußvölkern ihre Ehre ab, um sich dieselbe allein beyzulegen. Denn weil sie keine ordentliche Löhnung hatten, und sich nur von ihrem Erwerb ernehren mußten, so konnten sie mit einer kleinen Mannschaft zu Fuße, da sie mehr zu unterhalten nicht im Stande waren, sich nicht in sonderliches Ansehen setzen. Sie trafen es also bey der Reuterey besser, und eine kleine Anzahl derselben konnte ihnen Ehre machen. Ja es war schon so weit gekommen,

(*) Ein andrer da Conio, den Machiavell Ludwig nennet, brachte die italiänischen Soldaten wieder in die Höhe; indem er eine Compagnie Italiäner warb, die man die St. Georgen Ligue nannte. Hist. B. 1.

men, daß bey einer Armee von zwanzigtausend Mann kaum zweytausend Mann Fußvölker zu finden waren. Darnach hatten sie auch das Geheimniß erfunden, sich und ihre Soldaten aller großen Beschwerlichkeit zu entziehen, und ihnen alle Furcht zu benehmen; indem sie es aufbrachten, daß man in den Gefechten den Feind nicht niedermachte, sondern gefangen nahm, und ohne Entgeld wieder losgab. Des Nachts schossen sie nicht auf die Oerter, wovor sie lagen; und die Belagerten nicht auf ihr Lager; sie zogen um ihr Lager keine Linie, und waren niemals den Winter über im Lager. Bey dieser Kriegszucht konnten sie, wie gedacht, Arbeit und Gefahr vermeiden. Italien aber machten sie dadurch zu Sklaven und verächtlich.

Das dreyzehende Kapitel.

Von den Hülfsvölkern.

Die andre Gattung unnützer Waffen, wie ich sie eben genennet, sind die Hülfsvölker; das ist, die, so du herbey rufest, um dir beyzustehen, und dich zu vertheidigen. So hielt es vor einigen Jahren, wiewohl zu seinem Unglück, der Pabst, Julius der andre. Nachdem er mit den in Sold genommenen Leuten in dem Unternehmen in Ferrara einen unglücklichen Versuch gethan, wendete er sich zu den Hülfsvölkern, die ihm der König von Spanien, Ferdinand, zuschickte. Hülfsvölker können demjenigen nütze seyn, der sie giebt, dem aber, der sie nimmt, sind sie allemal schädlich (*). Denn wenn sie verlieren, so bleibst du geschlagen; wenn sie gewinnen, so wirst du ihr Gefangner (**). Die alten Geschichte sind voll von solchen Exempeln. Ich will mich aber nur bey dem Julius dem andern aufhalten. Als derselbe Ferrara wegnehmen wollte, konnte er es nicht ärger anfangen,

(*) Bey den Hülfsvölkern ist man nicht sicher, wie sie gesinnet sind, sagt Tacitus. Ambiguus auxiliorum animus. Hist. 4. 73. 7.

(**) Nachdem man die Deutschen zu Hülfe gerufen, legten diese den Freunden und Feinden die Fessel der Sklaverey an, spricht Tacitus, Acciti auxilio

fangen; als daß er ſich einem Fremden in die Hände gab. Sein gutes Glück aber war Urſach, daß er nicht den ſonſt unvermeidlichen Schaden von ſeiner üblen Wahl davon trug. Als ſeine Hülfsvölker bey Ravenna den kürzern gezogen hatten, kamen die Schweizer dazu, und ſchlugen, durch ein Glück, deſſen ſich weder er, noch die Seinigen verſahen, die Ueberwinder in die Flucht. Mithin ward er weder ein Gefangner ſeiner Feinde: denn die hatten die Flucht ergriffen; noch ſeiner Hülfsvölker: denn dieſe hatten durch fremde Waffen geſiegt. Die Florentiner, da ſie von Volk entblößt waren, riefen zehentauſend Franzoſen zu Hülfe, um Piſa unter ihre Bothmäßigkeit zu bringen. Ein Fehler, der ihnen mehr Uebels zuzog, als ihnen iemals wiederfahren war. Der Kaiſer von Conſtantinopel ließ, um ſich den Nachbarn zu widerſetzen, 10000 Türken in Griechenland einrücken, die aber, nach geendigtem Kriege, nicht wieder abziehen wollten (*). Und das war der Anfang der türkiſchen Sklaverey, darein Griechenland gerieth. Wer ſich alſo vorgenommen hat, niemals zu ſiegen, der gebrauche

ſich

lio Germani, ſociis pariter atque hoſtibus ſeruitutem impoſuerunt. ib.

(*) Andronicus Palæologus mußte den Türken, die er zur Beſchützung Conſtantinopels gerufen hatte, Trapezunt laſſen. Johannes Palæologus, der erſte, verlohr ganz Thracien, das Amurath der erſte ſich ausbedung, weil er ihm wider die Servier Hülfsvölker geliefert hatte.

sich nur der Hülfsvölker. Sie sind gewiß weit gefährlicher, als die, so er in Sold genommen. Denn jene sind alle bey einander, und stehen alle unter einem andern Herrn. Diese hingegen brauchen mehr Zeit und Vorsicht, dich, wenn sie gesieget haben, zu beleidigen: denn sie machen nicht einen eignen Haufen aus; und du bist es selbst, der sie bezahlet. Wenn du ihnen daher den dritten Mann zum General vorstellest, so kann sich derselbe nicht auf einmal so mächtig machen, daß es ihm leicht würde dir Eingriff zu thun. Jedoch, mit einem Worte: Du hast von Völkern, die in deinem Solde stehen, wenn sie feige sind, so vieles zu besorgen, als von tapfern Hülfsvölkern. Ein weiser Fürst muß sich daher beyden entschlagen; und lieber mit seinen eignen Leuten überwunden werden, als mit andern überwinden wollen. Zumal, da es nicht für einen rechten Sieg zu achten ist, wenn man durch andre, als seine eigne Waffen gewinnet. Ich kann nicht unterlassen, auch hier den Cäsar Borgia abermals zum Exempel anzuführen. Erst nahm er Imola und Forli mit lauter französischen Hülfsvölkern weg. Nachher, als er sich dabey nicht sicher genug glaubte, brauchte er die ursinischen und vitellischen Völker, die er in Sold genommen hatte, und für nicht so gefährlich hielt. Als er aber auch diese Untreu erkannte, schaffte er sie ab, und blieb bey seinen eignen Soldaten. Will man nun von dem Unterschied zwischen diesen beyden Gattungen von Völkern recht überzeugt werden,

so sehe man nur darauf, wie sehr das Ansehen des Herzogs, so lange er in den Händen der Franzosen, der Ursiner und Vitelli war, von demjenigen unterschieden gewesen, das er erlangte, als er ohne sie alle fochte. Man erkannte niemals seinen Werth, als da er schlechterdings Herr seiner Waffen war.

Ich wollte nur bey den neuern Exempeln aus Italien bleiben; ich kann aber nicht des Hierons von Syracus seines übergehen, dessen ich schon droben erwähnt habe. So bald ihn die Stadt zum Feldherrn ernannt hatte, sah er ein, daß die Leute, die man in Sold genommen, nichts nütze waren: denn ihre Häupter führten sich schon damals so auf, als itzo unsre Italiäner. Weil er sie aber weder behalten, noch weglassen konnte, ließ er sie alle in Stücken hauen, und verfolgte den Krieg mit seinen Waffen ganz allein.

Hiermit will ich noch ein Gleichniß aus dem alten Testamente verbinden. Als David dem Saul anboth, er wolle mit dem Philister Goliath streiten, gab ihm Saul, um ihm Herz zu machen, seine Waffen, Panzer, Helm und Schwerdt (*). David aber sagte, er könnte damit

(*) Und Saul zog David seine Kleider an, und satzte ihm einen ehernen Helm auf sein Haupt, und legte ihm einen Panzer an. Und David gürtete sein Schwerdt über seine Kleider, und fing an zu gehen; denn er hatte es nie versucht. Da sprach David zu Saul: Ich kann nicht also gehen, denn ich bins nicht gewohnt, und legts von sich. Und nahm sei-

nen

mit nicht zurechte kommen, und wollte seinen Feind nur mit der Schleuder und dem Stabe bestreiten (*). Kurz: fremde Waffen sind allezeit zu schwer, oder zu enge, oder sie fallen dir von den Schultern. Nachdem Carl, der siebende, König von Frankreich, die Engländer verjagt, erkannte er gar wohl, wie nöthig es sey, sich mit seinen eignen Waffen zu rüsten, und richtete zu dem Ende durch das ganze Reich Compagnien zu Pferde und zu Fuß auf. Sein Sohn, Ludwig der eilfte, dankte die Fußvölker ab, und nahm davor die Schweizer an. Dieser Fehler, den auch seine Nachfolger begiengen, ist der Ursprung aller widrigen Fälle, die diesem Königreiche begegnet sind, wie man noch heutiges Tages wahrnimmt. Denn dadurch, daß die Könige die Schweizer so erhoben, erniedrigten sie ihre eignen Leute: denn weil sie gewohnt waren, neben den Schweizern zu fechten, so glaubten sie, sie könnten ohne dieselben nicht siegen. Daher kommt es auch, daß die Franzosen den Schweizern nicht gewachsen sind; und ohne sie gegen andre nichts sonderliches ausrichten können.

Die

nen Stab in seine Hand, und erwählte fünf glatte Steine aus dem Bach, und that sie in die Hirtentasche, die er hatte, und in den Sack; und nahm die Schleuder in seine Hand, und machte sich zu dem Philister. 1 Sam. XVII. 38-39. 40.

(*) Machiavell sagt: Schleuder und Messer. Allein die Schrift meldet, er habe keins gehabt, und dem Goliath mit seinem eignen Schwerdt den Kopf abgehauen.

Das vierzehende Kapitel.

Ob man sich bloß auf den Krieg legen müsse. Ausschweifung von der Jagd.

Ein Fürst muß allen seinen Verstand, allen seinen Fleiß auf die Kriegskunst anwenden, die einzige, daran ihm gelegen seyn kann, sie zu lernen (*). Durch sie erhalten sich gebohrne Fürsten in der Würde (**), durch sie gelangen

(*) Ein König von Thracien sagte: Wenn er nicht Krieg führe, sey er von seinem Stallknechte in nichts unterschieden. Als Nero den Entwurf seiner künftigen Regierung machte, ließ er sich heraus: Er würde nichts anders thun, als nur die Armeen commandiren. Domitian hassete den Agricola, weil er ein größerer General war, als er; und es fiel ihm fast unerträglich, daß ein Unterthan größern Ruhm durch die Waffen erwerben sollte, den er für das Eigenthum eines Fürsten erkannte. Id sibi maxime formidolosum, si militarem gloriam alius occuparet; cetera vtrumque facilius dissimulari; ducis boni imperatoriam virtutem esse. Tacit. Agric. 39. 3. Welche Fürsten sind es, spricht Gracian. im 8 Kap. seines Heros, deren Namen in dem Verzeichnisse des Gerüchts abgeschrieben stehen, als nur die Krieger? Ihnen ist der Zuname der Grossen eigen. Die Geschichte sind voll von ihren Thaten, und die Unterredungen der Welt mit ihrem Lobe angefüllt: denn der Krieg hat etwas größers und ruhmwürdigers bey sich als der Friede.

(**) Der König von Armenien, Tiridates, spricht bey

langen öfters Privatpersonen dazu. Dagegen findet man, daß Fürsten, die sich mehr der Ruhe, als den Waffen ergeben, ihr Land verlohren haben. Und warlich, das erste Mittel darum gebracht zu werden, ist es, wenn du sie versäumest; so wie es das beste zu einer Herrschaft zu gelangen, ist, wenn du sie ausübest.

Franciscus Sforzia ward aus einem Privatmanne Herzog von Mayland, weil er bewaffnet war: Und seine Kinder wurden aus Fürsten Privatleute, weil sie den Waffen entsagten. Ein Uebel, das dir gewiß wiederfährt (*), wenn du entwaffnet,

bey dem Tacitus: Große Reiche würden nicht durch Trägheit erhalten. Bey dem Seinigen zu bleiben, wäre nur ein Werk vor Privatpersonen; um Fremdes zu streiten, ein königliches Lob. Ann. 15. 1. 6. ignauia magna imperia contineri. Et sua retinere, priuatae domus, de alienis certare, regiam laudem esse.

(*) Tacitus giebt davon zwey Exempel, allein an dem Tiberius. Das eine ist von einem Statthalter einer Provinz, der sich unterstund, ihm einen harten Brief zu schreiben, und zu drohen, er wolle sich wider ihn empören, wenn er ihm einen Nachfolger bestimmte, und ihn absetzen wollte. Tacitus führt davon die Ursache an: weil nämlich Tiberius mehr Ruf, als wirkliche Macht hatte. Quia res Tiberii magis fama, quam vi stabant. Ann. 6. 30. 6. Das andre ist von einem parthischen Könige, der eine Gesandschaft an ihn schickte, und ganz ungewöhnliche Dinge begehrte, auch dabey drohen ließ, er würde ihn mit Krieg überziehen, wenn er nicht alles einwilligte.

waffnet bist, ist dieses: Du wirst verächtlich: Der höchste Schimpf, den ein Fürst vor allen Dingen vermeiden muß, wie ich nachher mit mehrerm zeigen werde. Denn gegen einen Bewaffneten ist ein Unbewaffneter gar für nichts zu rechnen. Auch ist der Vernunft zuwider, daß jener diesem willig und gern gehorche; und ein unbewaffneter Herr unter seinen bewaffneten Dienern sey (*). Denn

ligte. Die Ursache davon war, nach des Tacitus Berichte, diese, weil der König des Tiberius damaliges Alter, dabey er keine Waffen führte, geringe schätzte. Senectutem Tiberii vt inermem despiciens. ibid. 6. 31. 2.

(*) Unter ohnmächtigen und gar zu starken Leuten wirst du gleich unsicher ruhen. Wenn es auf die Faust ankommt, so sind Bescheidenheit und Ehrlichkeit nur Namen dessen, der die Oberhand hat. Inter impotentes et validus falso quietcas. Vbi manu agitur, modestia ac probitas nomina superioris sunt. Tacit. Germ. 36. 2. Die Stärksten werden allemal am höchsten geachtet. Paterculus sagt, der marcomannische König, Marobodnus, habe den Vorsatz gefasset, sich von den Römern gänzlich los, und zum unbedingten Herrn zu machen; deswegen habe er seine Völker durch beständiges Exercitren in Munterkeit erhalten, und durch Kriege mit den Nachbarn seine Unterthanen so streitbar gemacht, daß sie dem römischen Reiche selbst fürchterlich geworden: Certum imperium vimque regiam complexus animo. . . . imperium perpetuis exercitiis breui in eminens et nostro quoque imperio timendum perduxit fastigium. . . . exercitumque assiduis aduersus finitimos bellis exercendo, maiori operi praeparabat. Hist. 8.

Denn es ist unmöglich, daß sich diejenigen unter einander wohl verstehen, davon der eine Verachtung, der andre Argwohn hegt. Folglich kann ein Fürst, der das Soldaten- und Kriegswesen nicht verstehet, bey seinen Völkern nimmermehr Hochachtung haben, und sich nimmer auf sie verlassen. So ist und bleibt es denn nothwendig, daß sich ein Fürst ganz und gar auf Kriegsübungen lege. Ja, er muß darinn währender Friedenszeit fleißiger seyn, als im Kriege selbst (*). Das kann auf zweyerley Art geschehen; in wirklichen Handlungen, und mit dem Verstande allein.

Was jene betrifft, so muß er nicht nur seine Leute immer in der Arbeit erhalten, sondern auch selbst fleißig auf die Jagd gehen (**); damit er

(*) So machte es der Statthalter in Syrien, Cäsius. Ob er gleich im Frieden lebte, unterließ er doch nicht seine Legionen zu üben, und die alte Kriegszucht mit solchem Eifer herzustellen, als wenn er im vollem Kriege begriffen gewesen wäre. Dieses drücket Tacitus so aus: Quantum sine bello dabatur, quoscire priscum morem, exercitare legiones, curaque provisa, perinde agere, ac si hostis ingrueret. Ann. 12, 12. 2. Und Seneca sagt gleichfalls von Soldaten, sie giengen auch zu Friedenszeiten in das Treffen, arbeiteten an den Laufgraben, und ermüdeten sich mit Leibesübungen, deren sie sonst überhoben seyn könnten, damit sie dazu gewöhnet sind, wenn es Zeit ist. Ep. 18.

(**) Nach dem Exempel der Römer, an denen es Horatius lobet: Romanis solenne viris opus, vitae

ſich gewöhne etwas auszuſtehen, auch die Lage der Oerter, die Höhe und den Abfall der Berge, den Ein- und Ausgang der Thäler, die Breite der Ebenen, die Beſchaffenheit der Flüſſe und Moräſte kennen lerne (*). Er hat hiervon einen zwiefachen Nutzen. Erſtlich lernet er ſein Land kennen, und wie er es am beſten beſchützen könne. Sodann auch, wie die andern Oerter ausſehen, davon er auch etwas wiſſen muß. Denn die Hügel, Thäler, Ebenen, Flüſſe und Moräſte, die

z. E.

famae, vitaeque et membris, im 18 Briefe des 1. Buchs. Vonones ward von den Parthern auch deswegen geringe geſchätzet, weil er ſelten auf die Jagd gieng. Accendebat dedignantes et ipſe, diuerſas a maiorum inſtitutis, raro venatu. Tacit. Ann. 2. 2. 5.

(*) Dieſe Kenntniß, ſagt Machiavell im 39 Kap. des 3 B. der Diſcurſe, erlangt man beſſer auf der Jagd, als durch einige andre Uebung. Ja du lernſt auf der Jagd noch tauſend andre Dinge, die du im Kriege wiſſen mußt. Als Cyrus nach dem Berichte des Xenophon wider den König von Armenien zu Felde gieng, ſagte er zu ſeinen Leuten, es wäre nichts anders, was ſie vorhätten, als eine von dergleichen Jagden, worauf er ſie ſchon oft geführet. Die, ſo er auf die Berge zum Hinterhalt ſtellte, verglich er mit denen, die Netze ſtellten; und die, ſo auf den Ebenen waren, mit denen, welche die Thiere aus ihren Hölen auf die Netze zujagen müßten. Dieſes zeugt gar deutlich, wie Xenophon auch dafür hält, die Jagd ſey nichts anders, als eine Vorſtellung des Kriegs; daher pflegt man zu ſagen: Ein Soldat ſolle anſetzen wie ein Haaſe, fliehen wie ein Wolf, der im Laufen immer die Zähne weiſet, und ſich wehren, wie ein wildes Schwein.

z. E. in Toscana sind, haben eine gewisse Aehnlichkeit mit andern. Von der Lage einer Provinz kann man also leichtlich auf die andre schliessen. Fehlet aber einem Fürsten die Kenntniß, so fehlet ihm die vornehmste Eigenschaft, die ein General haben muß. Denn hiedurch lernt er seinen Feind aufsuchen, einen bequemen Platz zu seinem Lager erwählen, Armeen führen (*), Schlachten liefern, Städte belagern. Philopoemenes, der Fürst von Achaja, wird von den alten Scribenten gelobet, daß er zur Friedenszeit allemal an den Krieg gedacht, und auf Reisen mit seinen Freunden öfters angehalten, und sie gefragt habe: Wenn der Feind auf diesem Hügel stünde, und unsre Armee hier, wer wäre besser dran? Wie könnten wir an sie kommen, und einen ordentlichen Angriff thun? Wie müßten wir es machen, wenn wir uns zurück ziehen wollten? Wenn sich der Feind zurücke zöge, wie wollten wir ihm nachsetzen? Auf alle diese vorgelegte Fälle hörte er ihr Bedenken an, und sagte ihnen darnach, wie er es zu halten gedächte, und warum. Daher konnte ihm, wenn er wirklich im Kriege begriffen war, nichts vorkommen, das er nicht vorher gesehen hätte.

(*) Diese Eigenschaften rühmet Tacitus an seinem Schwiegervater. Loca castris ipse capere, aestuaria ac syluas ipse praeeuntare, disiectos coercere. Agric. 20. 2. Und bald darauf: Adnotabant periti, non alium ducem opportunitates locorum sapientius legisse. 22. 3.

Was die Uebung des Verſtandes anbelangt, ſo muß ein Fürſt die Geſchichte leſen, damit er daraus lernen möge, was große Generale gethan, und woher es gekommen, daß ſie geſieget, oder auch verlohren haben. Vor allen Dingen aber muß er einigen vortrefflichen Leuten darinn gleich werden, daß er einem andern nachahme, der ein ruhmvolles Leben geführet; ſo wie man lieſet, daß Alexander der Große dem Achilles, Cäſar dem Alexander, und Scipio dem Cyrus nachgeahmet habe. Denn, wenn man das Leben des Cyrus lieſet, wie es Xenophon beſchrieben, ſo wird man darnach wahrnehmen, daß Scipio (*) alle Tugenden und gute Eigenſchaften, die der Geſchichtſchreiber dem Cyrus beylegt, keine ohne Ausnahme angenommen, und ihnen gemäß gehandelt habe. Da ſehet ihr, wie ein weiſer Fürſt regieren ſolle; ohne, daß er iemals zu Friedenszeiten müßig ſey, damit, wenn das Glücke ſich ändert, er allemal bereit ſey, ihm zu widerſtehen.

(*) Alle Fürſten müſſen dem Scipio Africanus folgen, der, nach dem Zeugniſſe des Paterculus ſeine Zeit in Friedensgeſchäfte und Kriegsübungen theilte, und ſie entweder unter den Waffen oder unter den Büchern zubrachte, ſo daß Leib und Geiſt eine abwechſelnde Beſchäftigung hatten. Neque quisquam hoc Scipione elegantius interualla negotiorum otio diſpunxit; ſemperque inter arma ac ſtudia verſatus, aut corpus periculis, aut animum diſciplinis exercuit. Hiſt. 1.

Das funfzehende Kapitel.

Was da mache, daß man die Menschen, und insonderheit die Fürsten lobe, oder tadele.

Es ist noch übrig zu betrachten, wie sich ein Fürst gegen seine Unterthanen und Freunde zu bezeigen habe. Ich weis, daß diese Materie von vielen abgehandelt worden, und besorge daher, man werde mir es als einen Hochmuth auslegen, daß ich sie anders abhandeln will, als sie. Weil aber mein Vorhaben ist, vor diejenigen zu schreiben, welche die Sache verstehen; so wird es meinem Urtheile nach, besser seyn, wenn ich nach der Wahrheit, als nach der Einbildung der meisten davon rede.

Viele Leute haben sich Republiken und Fürstenthümer vorgestellet, die niemals in der Welt gewesen sind, auch nicht darein kommen werden (*).

(*) Alle Länder und Städte, spricht Tacitus, werden entweder von dem Volke, oder von den Vornehmsten, oder von einzelnen Personen regieret. Eine aus diesen Dingen erwählte Regierungsform ist leichter in Gedanken als in der That darzustellen; oder, wenn sie ja wirklich da ist, kann sie doch nicht lange Bestand haben. Cunctas nationes et vrbes aut populus, aut primores aut singuli regunt. Delecta ex his

Allein die Art, wie man wirklich lebt, iſt von der Art, wie man leben ſollte, ſo weit unterſchieden, daß derjenige, welcher nur darauf ſiehet, was geſchehen ſollte, und nicht, was geſchieht, vielmehr ſein Verderben als ſeine Erhaltung befördert. Daher iſt es unvermeidlich, daß ein Menſch, der ſich vorgenommen hat, in allen Stücken rechtſchaffen gut zu ſeyn, unter ſo vielen andern, die es nicht ſind, über lang oder kurz zu Grunde gehet (*). Folglich iſt es ſchlechterdings nothwendig, daß ein Fürſt, der ſich erhalten will, lerne auch nicht gut ſeyn zu können, damit er, wenn

his et conſtituta reip. forma laudari facilius quam euenire; vel, ſi euenit, haud diuturna eſſe poteſt. Ann. 4. 33. 1. Der Verfaſſer des Buchs, ſpricht einer von ſeinen Ueberſetzern, handelt von nichts anders, als von Erlangung und Erhaltung des Seinigen. Hierauf ſoll allein die Abſicht des Fürſten gerichtet ſeyn, den er uns vorſtellet. Er hat nicht in die Fußſtapfen ſeiner Vorgänger, die von dieſer Materie geſchrieben, treten wollen. Denn dieſelben haben in ihren Schriften, ich weis nicht, was für eine Vollkommenheit eines Fürſten abgebildet, die wegen unſrer ſchwachen Natur nicht alle Menſchen erreichen können. Er hingegen hat ſeine Lehrſätze nach der Erfahrung, und nach der Art eingerichtet, deren ſich weiſe Fürſten gemeiniglich zu bedienen pflegen. Er hat es gemeiniglich für eine Thorheit gehalten, einen Weg zu zeigen, den man nicht gehet, und den liegen zu laſſen, den alle Welt gehet. S. Gaſp. d'Auvergne in der zweyten Zuſchrift ſeiner Ueberſetzung des Prince.

(*) Sehet das Exempel des Pertinax im 19 Kap.

wenn es seine Angelegenheiten erfodern, davon Gebrauch machen könne. Ich will demnach übergehen, was nur in der Einbildung bestehet, und mich allein an das Wahre und Wirkliche halten. Alle Menschen, und sonderlich Fürsten, von denen man am meisten zu reden pflegt, weil ihr hoher Stand sie mehr den Augen der Aufmerksamen aussetzet, haben einen Beynamen zum Lobe oder zum Tadel. Den einen nennet man freygebig, den andern geizig; jenen mildthätig, diesen räubrisch; den einen grausam, den andern huldreich; diesen zuverläßig, jenen treulos; den einen weibisch und schwach, den andern kühn und herzhaft; jenen freundlich, diesen stolz; den einen geil, den andern keusch; diesen rechtschaffen, jenen betrügerisch; den einen spröde, den andern gelinde; diesen ernsthaft, jenen dumm; den einen gottselig, den andern gottlos. Jedermann wird mir gestehen, es würde ein rechtes Kleinod, ein rechter Schatz von einem Fürsten seyn, der von allen itztgenannten Eigenschaften nur die guten an sich hätte. Weil man sie aber nun nicht alle haben, und gebrauchen kann, indem es die menschliche Beschaffenheit nicht zuläßt (*); so muß ein Fürst so klug seyn, daß er

(*) Es hat noch kein Mensch gelebet, dessen Tugenden nicht durch ewige Laster wären verdunkelt worden, sagt Plinius: Adhuc nemo extitit, cuius virtutes nullo vitiorum contagio laederentur. Panegyr.

diejenigen schändlichen Laster, die ihn um seinen Staat bringen könnten, vermeide, und sich auch, wenn es möglich ist, vor den übrigen in Acht nehme. Ist es aber nicht möglich, so darf er sich auch deswegen nicht sonderlich bekümmern, oder vieles daraus machen, wenn er auch in die schändlichen Laster willigen müßte, ohne welche es schwer ist, den Staat zu erhalten. Denn, wenn er es genau überlegt, so wird er befinden, daß, was eine Tugend zu seyn schien, ihm den Untergang zuwege gebracht hätte, wenn er es ins Werk gesetzt; und daß hingegen etwas anders, das ein Laster zu seyn schien, die Ursache seines Glücks ist (*).

(*) Es giebt Laster, die einer guten Regierung nicht entgegen sind, und bey denen der Fürst, der sie an sich hat, doch ein guter Fürst seyn kann. Salomon war den Weibern, Trajan dem Wein, und den Knaben ergeben. Vicio es de hombre, no de Principe. Es ist ein Fehler des Menschen, nicht des Fürsten, antwortete der Graf Pennaranda einem kaiserlichen Gesandten, welcher es beklagte, daß sich Philipp der vierte so sehr vom Frauenzimmer einnehmen ließ. Man muß bey den Fürsten ihr geheimes Leben von dem öffentlichen, und die Tugenden der Könige von den Tugenden der Privatpersonen unterscheiden. Das wollte Tacitus haben, wenn er vom Lobe öffentlicher und von Tadel geheimer Handlungen redet. Palam laudares, secreta male audiebant. Hist. I. 10. 3. Es ist iederzeit löblich, Gutes zu thun; aber es thut nicht iederzeit gut. Manches ist der Vernunft, aber nicht der Erfahrung gemäß; deswegen muß ein Fürst, der das Seinige beſor-

beſtrigen will, ſich nach der Beſchaffenheit der Sachen richten: und um ſeines Staats willen etwas thun, was er als eine Privatperſon weder thun ſollte noch würde. Das nennet Tacitus moren accommodare prout conducat. Ann. 12. 6. 4. So redet er von Tugenden, wenn es nützlich iſt, ſie zu haben. Quoties expedierat; magnæ virtutes, Hiſt. 1. 10. 3. So redet er davon, daß man alles wiſſen, nicht alles thun müſſe. Omnia ſcire, non omnia exſequi, Agric. Die Königinn in Frankreich, Catharina de Medicis, als ſie ſah, daß der Pabſt und König von Spanien ihr übel nahmen, daß ſie mit den Hugenotten Friede gemacht, nachdem ſie Feuer und Schwerdt wider ſie umſonſt angewendet, ſie zu ihrer Pflicht zu bringen, ſprach gar recht: Das Königreich Frankreich ließe ſich nicht ſo regieren, als Aliffe und Torbia (zwo kleine und wüſte Städte in Italien) und was im Kleinen angienge, ließe ſich nicht gleich im Großen thun.

Das sechszehende Kapitel.

Von der Freygebigkeit und Haushaltung.

Lasset uns von den beyden ersten Eigenschaften, deren wir zuvor gedacht, den Anfang machen. Ich behaupte demnach, es sey gut, daß man dich für freygebig halte; wenn du aber deine Freygebigkeit so weit gehen lässest, daß man dich fürchtet, so kannst du dich dabey nicht wohl befinden. Denn, wenn du nur so freygebig bist, wie man es der Vernunft nach seyn muß, so wird deine Freygebigkeit nicht bekannt werden, und man wird dich wohl gar des entgegen gesetzten Lasters beschuldigen.

Wenn man den Ruhm eines Freygebigen davon tragen will, so muß man keine Arten des Aufwandes vermeiden. Daher kommt es dann, daß, wenn der Fürst sich nun bald erschöpfet hat, er endlich genöthigt ist, wofern er anders den nurgedachten Ruhm erhalten will, sein Volk mit außerordentlichen Auflagen zu beschweren, ihre Güter einzuziehen (*), und alle andre Mittel hervor zu suchen, wie man Geld machen kann. Hie-

(*) Wenn wir die Schatzkammer durch Ehrgeiz erschöpft haben, sprach Tiberius bey dem Tacitus, so müssen wir sie durch unrechte Mittel wieder anfüllen. Si erarium ambitione exhauserimus, per scelera supplendum erit. Ann. 2. 38. 3.

Hiedurch wird er nun bey den Unterthanen verhaßt, und verlieret seiner Armuth wegen jedermanns Hochachtung. Bey der ersten widrigen Begebenheit stehet er in Gefahr umzukommen; denn seine Freygebigkeit hat ihm viele Feinde und Freunde gemacht (*). So bald er nun eine andre Lebensart annehmen will, so wird er für geizig ausgeschrien. Da also ein Fürst ohne seinen eignen Schaden seine Freygebigkeit nicht auslassen kann, so muß er, wenn er klug ist, es nicht achten, wenn man ihn einen Geizhals nennet. Denn, wenn man mit der Zeit nur sehen wird, daß seine Einkünfte vor ihn zureichen, daß er seinen Feinden Widerstand thun, ja auch selbst unternehmen kann, ohne sein Volk insonderheit des-

wegen

(*) Cicero spricht, ein freygebiger Fürst erwerbe nicht so viel Liebe bey denen, welchen er etwas gegeben, als Haß bey denen, welchen er etwas genommen. Nec tanta studia assequuntur eorum, quibus dederunt, quam odia eorum, quibus ademerunt. Offic. 2. Ein Fürst mag nichts geben, sagt Plinius, wenn er nur nichts nimmt. Nihil largiatur princeps, dum nihil auferat. Paneg. Tacitus sagt vom Otto, er werde wohl wissen durchzubringen, aber nicht zu schenken. Perdere iste sciet, donare nesciet. Hist. 1. 30. 2. Diejenigen, setzt er hinzu, betrügen sich, welche die Verschwendung für Freygebigkeit annehmen. Falluntur, quibus luxuria specie liberalitatis imponit. Der jüngere Plinius will nicht, daß man diejenigen freygebig nennen solle, die dem einen etwas nehmen, damit sie es dem andern geben können: denn das sey das Verfahren eines Geizigen. Qui, quod huic donant, auferunt illi, famam liberalitatis auaritia petunt. Ep. IX. 30.

wegen zu beschweren; so wird er von allen für freygebig gehalten werden, denen er nichts genommen (*), und deren Anzahl doch die größeste ist; da hingegen deren wenige sind, die ihn deswegen für geizig erklären, weil er ihnen nicht giebt, was sie begehren. Zu unsern Zeiten haben wir niemand große Dinge thun sehen, als die, so man für sparsam gehalten; alle andre sind zu Grunde gegangen. Julius der andre gebrauchte sich des Ruhms der Freygebigkeit, auf den päbstlichen Stuhl zu kommen; als er aber einmal Pabst war, machte er sich nichts mehr daraus, ihn zu haben. Durch sein langes Sparen hatte er so vieles zurücke geleget, daß er zu allen Kriegen keine ungewöhnliche Auflagen zu thun brauchte. Der König von Spanien, Ferdinand, hätte alle seine Unternehmungen nicht ausführen können, wenn er freygebig gewesen wäre. Also muß sich ein Fürst, der nicht arm, und verächtlich, auch nicht gezwungen werden will, seine Unterthanen auszuziehen, um den Vorwurf des Geizes wenig bekümmern: denn dieses Laster ist eines von denen, die ihn auf dem Thron erhalten.

Aber, wird man sagen, Cäsar ist doch gleichwohl zum Reiche, und viele andre sind durch die Freye

(*) Du bist mein Herr, denn du erhältst mein Erbtheil, sagt David Ps. XVI. Und so sprechen alle Unterthanen, die von ihren Herren bey dem Ihrigen gelassen werden. Sie sind, spricht Mezeray in dem Leben Carls des VI alle wohl gesinnet, wenn sie wohl gehalten werden, das ist, wenn man ihnen nichts nimmt.

Freygebigkeit zu den höchſten Würden gelanget. Hierauf antworte ich; Entweder biſt du ſchon ein Fürſt, oder du willſt es erſt werden. In dem erſten Falle thut dir die Freygebigkeit Schaden (*). In dem andern aber iſt es nöthig, daß man dich für freygebig hält; und darum ſuchte auch Cäſar ſo zu heißen, weil er Fürſt zu werden ſuchte. Hätte er aber, nachdem er dazu gelanget, länger gelebt, und die Ausgaben nicht eingezogen, wäre gewiß

daß

(*) Wenn in der Freygebigkeit nicht Maaße gehalten wird, dienet ſie zum Verderben. Liberalitas, niſi adſit modus, in exitium vertitur. Tacit. Hiſt. 3. §6. 3. Dagegen iſt einem Fürſten die Sparſamkeit eben ſo nützlich, als gewiſſe Einkünfte, die zu nothwendigen Ausgaben hinreichen. Die Sparſamkeit des Fürſten vermag ſo viel, daß er durch ſie allein ſo viele Unkoſten und Ausgaben beſtreiten kann. Tantas vires habet frugalitas principis, vt tot impendiis, tot erogationibus ſola ſufficiat. Plin. Paneg. Was aber dieſe Regel des Machiavells betrifft, man müſſe freygebig ſeyn, wenn man ein Fürſt werden wolle, und es aufhören zu ſeyn, wenn man einer geworden, ſtimmet mit dem überein, was Tacitus vom Otto meldet, er habe als eine Privatperſon ſolchen Aufwand gemacht, der auch einem Fürſten zur Laſt gereichen könnte. Luxuria etiam principi oneroſa. Hiſt. 1.21.1. So oft Galba bey ihm zur Tafel geweſen, habe er iedem Mann von der Wache hundert nummos gegeben, damit es ſchiene, er wolle denſelben auch ihre Mahlzeit bezahlen. Eo progreſſus eſt, vt per ſpeciem conuiuii, quoties Galba apud Othonem epularetur; cohorti excubias agenti, viritim centenos nummos diuideret. Hiſt. 1.24.2. das that der Otto, der Kaiſer werden wollte: Allein was that er, da er

Kaiſer

das Reich verlohren gegangen. Es haben aber doch, fähret man fort, viele sehr freygebige Fürsten große Dinge im Kriege gethan. Hierauf antworte ich nur so viel; Ein Fürst verthut entweder sein und seiner Unterthanen Vermögen, oder andrer Ihres. Mit dem Seinigen muß er sparsam haushalten (*). Mit andrer Leute ihrem muß er verschwendrisch umgehen, sonst werden die Soldaten nicht bey ihm bleiben. Es ist auch keine Unbequemlichkeit dabey, von demjenigen reichlich zu geben, was weder dein noch deiner Unterthanen ist; wie es Cyrus, Cäsar und Alexander machten. Ja, du wirst dadurch vielmehr noch furchtbarer werden. Nichts schadet dir, als wenn du das Deinige durchbringest. Jemehr du freygebig bist, ie mehr verlierest du die Bequemlichkeit es zu seyn (**), und wirst entweder arm oder verächtlich; oder, wenn du dich ja vor der Armuth in Acht nehmen willst, ein Räuber, und bey iedermann verhaßt (***). Vor

diesen

Kaiser war? da gieng er mit dem Gelde so sparsam um, daß er es auch, da er sterben wollte, unter seine Hausgenossen, nicht als einer, der sterben will, sondern der noch lange zu leben gedenket, vertheilte. Pecunias distribuit parce, nec vt periturus. Hist. 2. 48. 2.

(*) Tacitus lobet den Galba, daß er mit seinem eignen Gelde sparsam, mit dem gemeinen gar geizig gewesen. Pecuniae suae parcus, publicae auarus. Hist. 1. 49. 4. Heinrich der vierte in Frankreich war auch so geartet.

(**) Liberalitas enim nimia profusione inarescit. Pl. Ep. IV. 2.

(***) Nero verzehrte durch seine Verschwendung die

diesen beyden Stücken aber, verhaßt, und verächtlich zu werden, soll sich ein Fürst vornehmlich hüten; und in diese doppelte Gefahr setzet die Freygebigkeit allemal. Es ist also besser, den Namen zu haben, du seyst gar zu sparsam, ein Fehler, der dir nicht Haß zuziehet; als durch angenommne Freygebigkeit dich in die Nothwendigkeit zu setzen, daß du mit beyden Händen zu dir raffen mußt. Das ist dir schimpflich, und macht dich bey allen verhaßt.

die Schätze des Reichs, in der leeren Hoffnung eines eingebildeten Schatzes, der alle Kosten ersetzen sollte. Diese Hoffnung war Ursache der Armuth des Hofes und des Reichs, und machte den Kaiser desto lächerlicher, je mehr die Schmeichler von der Glückseligkeit seiner Regierung Aufhebens gemacht hatten, daß nunmehro das Erdreich fruchtbarer würde, und die Götter den Reichthum, der vor ihnen läge, austheilten. Noua vbertate prouenire terras, et obuias opes deferre Deos. . . . Gliscebat interim luxuria spe inani, consumebantque veteres opes, quasi oblatis, quas multos per annos prodiggeret. Quin et inde jam largiebatur, et diuitiarum expectatio inter causas paupertatis publicae erat. Ann. 16. 3. 1.

Das siebenzehende Kapitel.

Von der Grausamkeit und Gnade; und ob es besser sey, gefürchtet, als geliebt zu werden?

Ich gestehe es, alle Fürsten sollen den Ruhm der Gnade suchen; allein sich bey der Ausübung dieser Tugend auch wohl in Acht nehmen. Cäsar Borgia ward für grausam gehalten: Nichts destoweniger ward durch seine Grausamkeit ganz Romagna beruhiget, vereiniget, und in andre Verfassung gesetzt. Wenn man alles recht erwäget, wird man zugeben müssen, daß seine Gnade weit größer gewesen, als die Huld des Volks zu Florenz, welches Pistoja verwüsten ließ (*), damit es den Vorwurf der Grausamkeit vermeiden möchte. Wenn es darauf ankommt, die Unterthanen bey ihren Pflichten zu erhalten, so muß sich ein Fürst wegen des Vorwurfs der Grausamkeit nicht bekümmern. Denn am Ende wird es sich doch zeigen, daß er, indem einige Aufrührer am Leben gestraft, gütiger gewesen, als die, so aus gar-zu großer Nachsicht Unordnungen einreissen lassen, daraus Mord und Plünde-

(*) Weil es die beyden Familien der Panciatici und Cancellieri, welche die Stadt in zwo Parteyen getheilet, und durch ihre Streitigkeiten in Flammen setzten, nicht ausrotten wollten. Disc. B. 3. C. 27.

Plünderung entstehet (*). Denn dergleichen Zerrüttungen kehren eine ganze Stadt um; die Strafen aber fallen nur auf einzelne. Uebrigens ist es ganz unmöglich, daß ein neuer Fürst nicht grausam seyn solle (**), da bey ieder neuen Herr-

 schaft

(*) Dieses kommt damit überein, was Tacitus vom Corbulon sagt: Seine Strenge in der Kriegszucht habe dem starken Ausreissen der Soldaten eher abgeholfen, als die Gelindigkeit, welche man sonst gebraucht. Quia duritiem coeli militiaeque multi abnuebant, deserebantque, remedium feueritate quaesitum est. . . Idque vsu salubre, et misericordia melius apparuit, quippe pauciores illa castra deseruere, quam ea, in quibus ignoscebatur. Ann. 13. 36. 7. 8.

(**) Ein neuer Fürst wanket, nach des Tacitus Ausspruch. Er nennet nouum et nutantem principem. Ann. 1. 17. 1. Er sagt auch, daß ein Aufstand gegen einen neuen Fürsten geschehen sey, der doch dazu keinen Anlaß gegeben; bloß deswegen, weil die Veränderung des Regiments beßre Gelegenheit zu Unruhen, und mehr Hoffnung in einem bürgerlichen Kriege etwas vor sich zu bringen machte. Seditio incessit, nullis nouis caussis, nisi quod mutatus princeps licentiam turbarum et ex ciulli bello spem praemiorum ostendebat. Ann. 1. 16. 1. Deswegen sagte Ludwig der eilfte: Wenn er nicht gleich bey dem Anfange seiner Regierung Strenge gebraucht hätte, würde er auch in die Zahl der unglücklichen Edelleute gekommen seyn, davon im Boccatius zu lesen ist. Noch eine Ursache, die den neuen Fürsten zur Grausamkeit treibet, ist diese: Die Unterthanen pflegen sich Anfangs mehr Freyheit heraus zu nehmen, weil sie glauben, er sey noch nicht stark genug,

etwas

ſchaft ſo viele Gefahr iſt. Darum ſagte die Dido bey dem Virgilius:

Mir bringt ein harter Fall, und ſelbſt mein neues Reich,
Dies Unternehmen ab, und nöthigt mich zugleich
Mein weitgeſtrecktes Land vor Anfall zu beſchützen (*).

Indeſſen muß er ſich doch auch nicht vor ſeinem eignen Schatten fürchten; aber langſam zu glauben, und ſich zu bewegen ſeyn, und die Klugheit mit der Gelindigkeit dergeſtalt zu verbinden wiſſen, daß ihn ein allzu großes Vertrauen nicht unvor-

etwas zu unternehmen. Vſurpata ſtatim libertate licentius, vt erga principem nouum. Tacit. Hiſt. 1. 4. 3. Der Herzog von Valentinois pflegte zu ſagen: Das bekannte Oderint, dum metuant, ſey ſo nützlich vor die, ſo ſich ihren Staat ſelbſt geſchaffet, als gefährlich vor die, ſo ihn ererbet hätten. Daher konnte auch Cäſar den ſeinigen nicht länger als fünf Monate behaupten, weil er den guten Rath des Hirtius und Panſa, die Herrſchaft, die er durch Waffen erlangt, durch Waffen zu erhalten, in den Wind ſchlug. Denn ſo ſagt Salluſtius: Laudandum experientia conſilium eſt Panſae atque Hirtii, qui ſemper praedixerunt Caeſari, vt principatum armis quaeſitum armis teneret. Ille dictitans, mori ſe quam timeri malle; dum clementiam, quam praeſtiterat, expectat, incautus ab ingratis occupatus eſt. Hiſt. 2. Man muß alſo mit dem Salluſtius ſchließen: Eben die Mittel dieneten, einen Staat zu erhalten, wodurch man ihn erlanget habe. Imperium iisdem artibus retinetur, quibus partum eſt.

(*) Aeneid. 1.

unvorsichtig und ein allzu großes Mißtrauen nicht unerträglich mache.

Hier entsteht nun die Frage: Ob es besser sey, geliebet als gefürchtet zu werden? Ich antworte: Billig sollte beydes seyn. Weil dieses aber gar zu schwer, folglich eine Wahl zu treffen ist, so ist es sicherer, gefürchtet zu werden. Denn alle Menschen sind undankbar, unbeständig, verstellt, furchtsam, eigennützig. So lange du ihnen Gutes thust, und sie nicht brauchst, bieten sie dir ihr Vermögen, ihr Leben, ihre Kinder an. Alles ist dein. Kehret dir aber das Glück den Rücken zu, so thun sie es auch (*), und du verdirbst, weil du dich auf ihr Wort verlassen, und nicht bessere Versicherung genommen hast. Denn alle die, so man durch Wohlthaten und nicht durch wahrhafte Größe der Herzhaftigkeit gewinnet, verdienet man vielmehr zu Freunden zu haben, als daß man sie wirklich zu Freunden hätte; folglich kann man

(*) Diejenigen, so bey des Vitellius Wohlstande um den Vorzug des Gehorsams stritten, verließen ihn im Unglück alle gleich. Prosperis Vitellii rebus certaturi ad obsequium, aduersam eius fortunam ex aequo detrectabant. Tacit. Hist. 2. 97. 3. Alle wurden in ihrer Neigung matt, die doch zuvor Muth und Treue mit großer Hitze gezeiget. Languentibus omnium studiis, qui primo alacres fidem atque animum ostentauerant. Hist. 1. 39. 4. Freunde werden durch Zeit, Glück, Begierden, oft auch durch Irrthum, verringert, verlohren. Amicos tempore, fortuna, cupidinibus aliquando aut erroribus imminui, desinere. Hist. 4. 52. 5.

im Fall der Noth auf ſie keine Rechnung machen (*). Man pflegt ſich auch weniger zu ſcheuen die zu beleidigen, die ſich Liebe, als die, ſo ſich Furcht machen. Denn die Liebe wird nur durch ein gewiſſes Band des Wohlſtandes erhalten (**), daß die durchgehends gottloſen Menſchen ſo ofte zerreißen, als ſie ihren Vortheil anderwärts finden (***); dahingegen die Furcht durch die Beſorgung der Beſchwerlichkeit erhalten wird, welche niemals wegfällt. Die Furcht alſo, darein ſich ein Fürſt ſetzet, muß von der Beſchaffenheit ſeyn, daß, wenn man ihn nicht liebet, man ihn auch nicht haſſe. Alles beydes wird er mit einander vereinigen können, wenn er ſich nur enthält, ſeiner Unterthanen Vermögen und Weiber zu berühren. Iſt er auch manchmal gezwungen, iemanden das Leben nehmen zu laſſen, ſo muß es doch nicht eher geſchehen, bis er die Urſachen dazu gerechtfertiget.

Vor

(*) Indem er die Freundſchaft mehr durch Größe der Geſchenke, als durch Beſtändigkeit ſeines Bezeigens zu erwerben und zu erhalten ſuchte, verdiente er ſie zu haben, aber er hatte ſie nicht. Amicitias, dum magnitudine munerum non conſtantia morum continere putat, meruit magis quam habuit. Hiſt. 3. 86. 3.

(*) Das Band der Liebe iſt ſchwach, ſagt Tacitus. Infirma vincula caritatis. Agric. 32. 3.

(***) Wenn von der Verrätherey etwas zu hoffen war, ſo gieng die Treue verlohren. Poſtquam merces proditionis, fluxa fide. Hiſt. 3. 48. 3. Iſt der Lohn bey der andern Partey größer, ſo wird nichts auf das Recht gegeben. Maiore ex diuerſo mercede, ius faſque exuunt. Hiſt. 3. 5. 3.

Vor allen Dingen aber muß er nichts von desselben Vermögen nehmen. Denn der Mensch vergißt eher den Tod seines Vaters, als den Verlust seines Vatertheils. Zudem fehlt es an Ursachen, iemanden das Seinige zu nehmen, nimmer: Und wenn man einmal angefangen hat, vom Raube zu leben, so findet man Gelegenheit genug, des andern Gut an sich zu ziehen, die aber Blut zu vergießen, ist schon seltner (*).

Wenn aber ein Fürst eine große Armee commandiret, so darf er sich nicht das Geringste daraus machen, dafern er für grausam ausgegeben wird (**), denn ohne dieses Mittel wird seine Armee nicht in Einigkeit und in dem Stande erhalten etwas zu unternehmen. Unter des Hannibals wunderwürdige Handlungen zählet man auch dieses, daß er eine starke, und aus sehr verschiedenen Arten von Leuten bestehende Armee in ein fremdes Land geführet, und sich doch nicht die geringste Bewegung unter ihnen, noch gegen ihn selbst, weder im günstigen, noch widrigen Glücke geäußert habe. Man kann es keiner andern Ursache, als seiner

(*) Wenn nämlich, wie Machiavell im 19 Kap. des 3 B. seiner Discurse dazu setzet, der Fürst nicht vor sich zum Rauben geneigt ist. Ist er aber Geld hungrig, so findet er allezeit Gelegenheit Blut zu vergießen, damit er hernach die Güter einziehen könne.

(**) Sonderlich, spricht Machiavell im 21 Kap. des 3 B. der Discurse, wenn er schon großen Ruhm vor sich hat. Denn dieser bedecket alle Fehler, die er durch seine Strenge begehet.

ungemeinen Strenge zuzuschreiben, welche nebst andern Tugenden ihm bey seinen Soldaten Hochachtung und Furcht zuwege brachte; ohne diese aber würde ihm das andre alles nichts geholfen haben. Indessen findet man doch, daß Scribenten von schlechtem Nachdenken auf einer Seite seine Handlungen bewundern, auf der andern aber ihre Hauptursache verdammen. Daß ihm aber seine übrigen Tugenden nichts geholfen haben würden, zeiget sich daran, daß des Scipions, des zu seinen, ja zu allen Zeiten so berühmten Generals, Armee sich in Spanien wider ihn empörete. Er hatte es lediglich seiner großen Gelindigkeit (*) zuzuschreiben, welche den Soldaten mehr Freyheit erlaubte, als die rechte Kriegszucht verstattete. Deshalben ihm auch Fabius Maximus im öffentlichen Rathe vorwarf, er verderbte die Soldaten (**). Einer von seinen Officierern hatte mit Locrensern tyrannisch hausgehalten, und er zog ihn doch nicht zur Strafe (***), so gelinde war er. Daher auch ein Senator, Quintus Metellus, zu seiner Entschuldigung anführete: Es gäbe Leute, die eher selbst nicht zu fehlen, als die Fehler andrer zu

(*) Die er nachher genöthigt ward, mit einiger Grausamkeit zu salzen, sagt Machiavell am angeführten Orte.

(**) Natum eum ad corrumpendam disciplinam militarem arguebat. Liv. Dec. 3. lib. 2.

(***) Plutarch nennet ihn Pleminius. Bey Gelegenheit der Klagen wider denselben wollte man dem Scipio die Regierung über Sicilien nehmen, und ihm seinen Proceß machen.

zu bestrafen und zu verbessern wüßten. Das ist auch ganz gewiß, daß Scipio mit der Zeit um alle seine Ehre und allen Ruhm gekommen seyn würde, wenn er sich in einem Fürstenthume eben so bezeigt hätte; da doch sein Fehler nicht an den Tag kam, sondern ihm noch dazu zur Ehre gereichte, weil er unter der Regierung einer Republik stund.

Ich schließe hieraus, daß, weil die Menschen nach ihrer eignen Neigung lieben, hingegen nach des Fürsten Willen fürchten, ein weiser Fürst darauf bauen müsse, was schlechterdings von ihm, und nicht auf das, was von der Neigung eines andern herrühret (*); dabey aber hat er sich wohl vorzusehen, daß er keinen Haß auf sich lade.

(*) Plutarchus meldet im Leben des Lycurgus, Eurition, König von Sparta, habe das königliche Ansehen, um dem Volke zu gefallen, etwas zu sehr gemindert; das Volk aber, da es gemerket, daß man ihm den Zügel schiessen ließ, sey noch frecher und unbändiger geworden. Deswegen hätten einige seiner Nachfolger einen tödtlichen Haß auf sie geladen, weil sie das königliche Ansehen wieder herstellen wollten.

Das achtzehende Kapitel.

Wie ein Fürſt ſein Wort halten müſſe.

Jederman weis, wie löblich es an einem Fürſten ſey, wenn er Wort hält, und ohne liſtige Ausſchweifungen den geraden Weg gehet. Allein die Erfahrung unſrer Zeiten hat gelehret, daß nur diejenigen Fürſten was Großes ausgerichtet, die ſich aus dem Worthalten nicht vieles gemacht, und den andern zu hintergehen gewußt haben; daß es hingegen denen am Ende übel bekommen iſt, die pflichtmäßig zu Werke gegangen ſind. Es iſt demnach zu wiſſen, daß es zweyerley Arten zu ſtreiten giebt: Durch Geſetze und durch Gewalt. Jene gehöret vor Menſchen, dieſe vor wilde Thiere. Weil aber jene öfters nicht zulänglich iſt, ſo muß man zu dieſer greifen. Ein Fürſt muß alſo nothwendig einen Menſchen und eine Beſtie vorzuſtellen wiſſen. Das haben die Alten unter einem Bilde lehren wollen, da ſie erzählen, Achilles und viele andre Fürſten wären dem Centauren Chiron zu erziehen gegeben worden. Damit wollten ſie anzeigen, daß, weil der Lehrer halb Menſch, halb Thier war, ſeine Schüler auch beyde Naturen an ſich nehmen müßten, weil die eine ohne die andre nicht lange beſtehen könnte.

Ein

Ein Fürst, der eine Bestie vorstellen will, muß dazu den Fuchs und den Löwen erwählen: denn der Löwe schützet sich nicht vor den Netzen, und der Fuchs nicht gegen den Wolf. Er muß also ein Fuchs seyn, die Netze zu merken, und ein Löwe, den Wölfen Furcht einzujagen. Die, so nur Löwen seyn wollen, verstehen es nicht. Folglich muß ein kluger Fürst sein Wort nicht halten, wenn es zu seinem Schaden gereichet, und die Sache nicht mehr da ist, die ihn bewogen, es von sich zu geben. Wenn alle Menschen gut wären, würde diese Regel unnütze seyn. Weil sie aber alle böse sind, und in dem obgedachten Falle dir auch nicht Wort halten würden, so darfst du es ihnen gleichfalls nicht halten. Es wird dir auch niemals an Beschönigung fehlen können, dein Abtreten zu schmücken. Ich könnte fast unzählige neue Exempel anführen, und zeigen, wie viel Versprechungen und Verträge durch die untreuen Fürsten rückgängig gemacht worden, unter welchen diejenigen, so den Fuchs recht haben spielen können, am besten zurechte gekommen sind. Man muß aber den Fuchs durch Stellen und Verstellen wohl zu verbergen wissen. Denn die Menschen sind so einfältig, und so gewohnt, den Zeiten nachzugeben, daß, wer da betriegen will, immer Leute finden wird, die sich betriegen lassen.

Von allen neuen Exempeln kann ich doch eins nicht unangeführt lassen. Der Pabst Alexander der sechste hat in seinem Leben nichts anders

gethan,

gethan, als Betriegen. Kein Mensch hat mehr die Gabe gehabt den andern zu überreden. Kein Mensch hat iemals etwas mit gröſsern Eidschwüren versprochen, und doch weniger Wort gehalten (*), nichts deſtoweniger sind ihm seine Betriegereyen alle gut gelungen. So gut hatte er dieses Handwerk gelernet, und so gut wuſste er, wo man die Leute angreifen sollte. Es ist also nicht nöthig, daſs ein Fürst alle obgedachte Eigenschaften wirklich an sich habe; sondern genug, wenn er sie nur zu haben scheinet (*). Ja ich behaupte, es würde gefährlich vor ihnen seyn, wenn er sie hätte und ausübte, da es hingegen nützlich ist, wenn es scheinet, er habe sie. Du muſst gnädig, treu, höflich, aufrichtig und gottsfürchtig zu seyn scheinen; bey allem dem aber so völlig dein eigner Herr seyn, daſs du, wenn es Noth ist, von allem das Gegentheil thun kannst.

Ich

(*) Man pflegte vom Alexander dem VI und dem Herzoge von Valentinois, seinem Sohne, zu sagen. Jener thäte niemals, was er sagte, und dieser sagte niemals, was er thäte; Beyde aber hätten den Grundsatz: Man müsse sein Wort iedermann geben, aber niemanden halten. Wenn ihnen vorgehalten ward, daſs sie nicht Wort gehalten, so antworteten sie, sie hätten zwar geschworen; aber nicht versprochen, den Eid zu halten.

(**) Das heiſst eigentlich: Il faut sembler homme de bien et cependant ne valoir rien. Carl der V schwor immer à fé de hombre de bien, und hielt doch sein Wort nicht immer. Auch hatte er des Machiavells Principem gut inne.

Ich setze also richtig voraus: Ein Fürst, und insonderheit ein neuer Fürst, könne nicht alles thun, weswegen man die Menschen für gut erkläret: denn seine Staatsangelegenheiten nöthigen ihn oft, Treue und Glauben zu brechen, und der Liebe, der Menschlichkeit und Religion zuwider zu handeln. Er muß also sein Gemüthe stellen und wenden, wie der Glückswind wehet, ohne sich von dem Guten abzulenken, so lange es immer möglich ist; allein auch ohne Bedenken Böses thun, wenn es seyn muß (*). Uebrigens muß ein Fürst sich befleißigen, nichts zu reden, was nicht den fünf obgedachten Eigenschaften gemäß sey. So, daß, wer ihn siehet und höret, glauben müsse, er sey die Güte, die Treue, die Höflichkeit, die Aufrichtig-

(*) Gaspar d'Auvergne, der in den Anmerkungen zu dem 15den Kap. angeführet worden, sagt hiebey folgendes: Ob gleich seine Sprache ein wenig zu frey, und er nicht den tugendhaftesten Weg gegangen zu seyn scheinet, um dasjenige anzupreisen, was den Schein des Lasters hat; so hat er doch nicht anders reden können, wenn er seine Materie natürlich verfolgen, und seinen Absichten nachgehen wollte: denn es ist sehr schwer, daß ein Fürst sich unter so vielen bösen und ungetreuen Unterthanen erhalte, wenn er der Strenge der Regeln des Gewissens niemals den Zügel schießen lassen will. Das ist das Gesetze der Welt, die von Natur lasterhaft ist, daß man darinn, auch so gar in der höchsten Würde, nicht lange glücklich seyn kann, wo man sich nicht im Fall der Noth mit Lastern hilft, und, wenn die Gelegenheit vorbey ist, so gleich wiederum zur Tugend zurück kehret.

richtigkeit, die Religion selbst. Diese letzte Eigenschaft aber muß er vornehmlich äußerlich zeigen. Denn die Menschen urtheilen überhaupt mehr nach den Augen, als nach den Händen: denn jedem stehet frey zu sehen, wenigen aber zu fühlen. Jedermann siehet, was du zu seyn scheinest; aber fast niemand weis, was du wirklich bist: Und die kleine Anzahl darf der großen, welche die Majestät des Staats zum Schilde hat, nicht widersprechen. Nun siehet man bey den Handlungen aller Menschen, und sonderlich der Fürsten, welche keinen Richter haben, bloß auf den Ausschlag. Ein Fürst hat also nur dahin zu sehen, wie er seinen Staat erhalte. Man wird alle Mittel, deren er sich dazu gebrauchet, iederzeit für Recht erkennen (*), und alle Welt wird ihn loben. Der Pöbel hält sich nur an dem äußerlichen Schein, und beurtheilet eine Sache nur nach ihrem Ausgange. Nun ist aber fast nichts in der Welt als Pöbel; und die kleine Anzahl findet nur Platz, wenn die große nicht weis, wozu sie sich entschließen soll. In unsern Tagen lebet ein Fürst, der sich nicht wohl nennen lässet, und der uns von nichts als vom Frieden

(*) Nichts ist rühmlich, als was zur Sicherheit dienet, und was zur Erhaltung der Herrschaft geschieht, ist alles anständig. Nihil gloriosum nisi tutum: et omnia retinendae dominationis honesta. Sallust. Agrippina, des Nero Mutter, hielt, nach des Tacitus Bericht, Wohlstand, Ehrbarkeit, Leib, alles geringer, als eine Krone, decus, pudorem, corpus, cuncta regno viliora habere. Ann. 12, 65, 4.

Frieden und guten Glauben vorpredigt, wenn er aber beydes immer gehalten hätte, ſo würde er ſeiner Ehre und ſeiner Länder gewiß ſchon mehr als einmal verluſtig worden ſeyn (*).

(*) Er meynet den König von Caſtilien und Aragonien, Ferdinand, der es nur ſeiner Treuloſigkeit und Unredlichkeit beyzumeſſen hatte, daß er Neapolis und Navarra wegfiſchte. Ein gewiſſer italiäniſcher Fürſt ſagte deswegen gar artig: Ich wollte, daß Ferdinand bey einem Gott ſchwöre, an den er glaubet, ehe ich ſeinem Eide traue.

richtigkeit, die Religion selbst. Diese letzte Eigenschaft aber muß er vornehmlich äußerlich zeigen. Denn die Menschen urtheilen überhaupt mehr nach den Augen, als nach den Händen: denn jedem stehet frey zu sehen, wenigen aber zu fühlen. Jedermann siehet, was du zu seyn scheinest; aber fast niemand weis, was du wirklich bist: Und die kleine Anzahl darf der großen, welche die Majestät des Staats zum Schilde hat, nicht widersprechen. Nun siehet man bey den Handlungen aller Menschen, und sonderlich der Fürsten, welche keinen Richter haben, bloß auf den Ausschlag. Ein Fürst hat also nur dahin zu sehen, wie er seinen Staat erhalte. Man wird alle Mittel, deren er sich dazu gebrauchet, iederzeit für Recht erkennen (*), und alle Welt wird ihn loben. Der Pöbel hält sich nur an dem äußerlichen Schein, und beurtheilet eine Sache nur nach ihrem Ausgange. Nun ist aber fast nichts in der Welt als Pöbel; und die kleine Anzahl findet nur Platz, wenn die große nicht weis, wozu sie sich entschließen soll. In unsern Tagen lebet ein Fürst, der sich nicht wohl nennen lässet, und der uns von nichts als vom

Frieden

(*) Nichts ist rühmlich, als was zur Sicherheit dienet, und was zur Erhaltung der Herrschaft geschieht, ist alles anständig. Nihil gloriosum nisi tutum: et omnia retinendae dominationis honesta. Sallust. Agrippina, des Nero Mutter, hielt, nach des Tacitus Bericht, Wohlstand, Ehrbarkeit, Leib, alles geringer, als eine Krone, decus, pudorem, corpus, cuncta regno viliora habere. Ann. 12, 65, 4.

Frieden und guten Glauben vorpredigt, wenn er aber beydes immer gehalten hätte, so würde er seiner Ehre und seiner Länder gewiß schon mehr als einmal verlustig worden seyn (*).

(*) Er meynet den König von Castilien und Aragonien, Ferdinand, der es nur seiner Treulosigkeit und Unredlichkeit beyzumessen hatte, daß er Neapolis und Navarra wegfischte. Ein gewisser italiänischer Fürst sagte deswegen gar artig: Ich wollte, daß Ferdinand bey einem Gott schwöre, an den er glaubet, ehe ich seinem Eide traue.

Das neunzehende Kapitel.

Daß man sich hüten müsse, verachtet und gehaßt zu werden.

Nachdem ich von den wichtigsten Eigenschaften eines Fürsten absonderlich gehandelt habe, so will ich, um es kurz zu fassen, die übrigen unter dem allgemeinen Titel zusammen fassen: Ein Fürst solle sich vor allem in Acht nehmen, was ihn gehäßig und verächtlich machen kann; wo er das thut, wird er außer aller Gefahr seyn. Nichts macht ihn verhaßter, wie ich droben gezeigt, als wenn er den Unterthanen ihr Vermögen und ihre Weiber nimmt. Hingegen leben sie vergnügt mit ihm, wenn er sich dessen enthält. Und sodann hat er nichts mehr als den Ehrgeiz etlicher unruhiger Köpfe zu bestreiten, mit denen er bald fertig werden kann. Verächtlich wird er, wenn man ihn für veränderlich, leichtsinnig, weibisch, kleinmüthig und unschlüßig hält (*). Vor diesen Fehlern muß er sich als vor so vielen Klippen hüten, und dagegen Großmuth, Herzhaftigkeit, Tapferkeit

(*) Den Vitellius, der sich bald beleidigt fand, und durch unmäßige Schmeicheleyen wieder besänftigen ließ, verachteten und fürchteten sie, weil er so veränderlich war. Vitellium subditis offensis aut intempestiuis blanditiis mutabilem contemnebant metuebantque. Tacit. Hist. 2. 92. 3.

keit und Ernsthaftigkeit in seinen Handlungen blicken lassen. Wenn er sich um die besondern Angelegenheiten seiner Unterthanen bekümmert, so muß er darüber dergestalt urtheilen, daß sein Ausspruch unwiderruflich ist, und niemand sich unterstehen oder hoffen darf ihn zu hintergehen, oder auf andre Entschließungen zu bringen. Ein Fürst, der sich auf diesen Fuß setzet, wird iederzeit sehr hoch geachtet werden; und diese Hochachtung Ursache seyn, daß man sich nicht so leicht wider ihn verbindet; daß auch die Fremden nicht gern wagen ihn anzufallen; sonderlich wenn sie wissen, daß er von seinen Unterthanen hoch geachtet wird. Denn ein Fürst hat allezeit von zweyen Theilen etwas zu fürchten; auf einer Seite von seinen Unterthanen, auf der andern von Fremden. Gegen diese vertheidigt er sich durch gute Waffen und gute Freunde; und wenn er jene hat, kann es ihm an diesen nicht fehlen. Er wird auch in seinem Staate selbst iederzeit Ruhe haben, wo nicht eine heimliche Verbindung dieselbe störet, und die auswärtigen Angelegenheiten werden gleichfalls ruhig bleiben. Wenn sich auch die Auswärtigen bewegen wollten, und der Fürst bezeiget sich nur unabläßig, so wie ich gesagt, so wird er ihnen allezeit widerstehen können, wie ich davon an dem Nabis zu Sparta ein Exempel gegeben habe.

Was aber die Unterthanen anlanget, wenn auswärts nichts zu besorgen, innerlich aber zu fürchten ist, daß sie sich heimlich gegen den Fürsten verbinden möchten, so kann ein Fürst den-

selben sattsam begegnen, wenn er alles meidet was ihn verhaßt und verächtlich machen kann, von dessen Nothwendigkeit ich droben weitläuftig geredet habe. Denn diejenigen so sich wider ihn verschwören wollen, glauben gemeiniglich, dem Volke sey mit seinem Tode gedienet; und würden nimmer einen so gefährlichen Entschluß fassen, wenn sie glaubten, es würde ihn ungern verlieren. So viele Exempel wir von Verschwörungen gehabt, so wenige wissen wir, die einen guten Ausgang genommen hätten. Denn der so Fürsten auf solche Art nachstellet, kann nicht allein seyn. Die so er zu sich nimmt, sind Leute, die er für Mißvergnügte hält. So bald du aber deine Gedanken einem Mißvergnügten entdecket hast, giebst du ihm zugleich ein Mittel an die Hand, eine große Belohnung zu erhalten (*). Siehet er also

(*) Tacitus giebt davon ein gutes Exempel, da er von dem Volusius Proculus meldet, er sey mißvergnügt gewesen, daß er vor die Ermordung der Agrippine nicht Geld genug bekommen, und habe sich das vor zu rächen gesucht; nichts destoweniger aber die Frau, der er vorher alle Ursachen seines Mißvergnügens über dem Kaiser entdecket, bey demselben angegeben. Is mulieri, dum merita erga Neronem sua, et quam in irritum cecidissent, aperit, adjicitque questus et destinationem vindictae si facultas oriretur, spem dedit posse impelli. Ergo Epicharis omnia scelera principis orditur; accingeretur modo, nauaret operam et militum acerrimos duceret in partes, ac digna pretia exspectaret. - - - Proculis ea, quae audierat, ad Neronem detulit. Ann. 15. 51. 3. Wem du dein Geheimniß sagest, spricht Rochefoucauld in seinen Memoires, der wird Herr von deiner Freyheit.

also hier ein Glück, das so gewiß ist, als hätte er es schon, dort aber nichts als Gefahr, so müßte er ein ganz unversöhnlicher Feind des Fürsten, oder dein ganz außerordentlicher Freund seyn, wenn er schwiege (*). Damit ich es aber kurz mache, so halte ich dafür, auf Seiten der Verschwornen sey nichts als Unwissenheit, Eifersucht und Furcht gestraft zu werden. Dieses aber benimmt ihnen allen Muth (**). Hingegen hat der Fürst die

(*) Eben dieses sagt Machiavell im 6 Kap. des 3 Buchs seiner Discurse.

(**) Tacitus zeiget im 15 Buche seiner Annalium alles an, was eine Verschwörung machen kann. 1) Die Hoffnung ohne Strafe durchzukommen, welche grossen Unternehmungen allemal zuwider ist: Impunitatis cupido, magnis semper conatibus aduersa; promissa impunitas. 50. 7. 2) Hoffnung und Furcht. Spes ac metus. 51. 1. 3) Langsamkeit. Accendere coniuratos, lentitudinis eorum pertaesa. 51. 4) Die Furcht verrathen zu werden. Metus proditionis. 52. 1. 5) Eifersucht. Piso wollte den Nero nicht in seinem Landhause umbringen, wohin er oft zu kommen pflegte; aus Furcht, Silanus würde auf den Thron gesetzet werden, oder der Consul Vestinus die Freyheit wieder herstellen, oder auch einen Kaiser nach seinem Willen wählen wollen. 52. 3. 6) Proditio. Die wirkliche Verrätherey, welche öfters in dem Augenblick ausbricht, da das Vorhaben bestätiget werden soll. Pridie insidiarum. 54. 2. 7) Die Belohnung der Untreue an den Verschwornen, durch Geld und Macht, welche man nicht genugsam andern gönnen will. Praemia perfidiae immensa pecuniae et potentiae. 54. 5. Multos adlicitisse, qui eadem vide-

Majestät, Gesetze, Freunde und Bundsgenossen auf seiner Seite. Besitzt er noch dazu die Neigung des Volks (*); so ist es unmöglich, daß jemand so verwegen seyn sollte, sich wider ihn zu ver-

vicerint; nihil profuturum vnius silentium. At praemia penes vnum fore, qui indicio praeuenisset. 546. Manchmal verräth auch das Gesicht und das Wesen das Verborgene. Ipse moestus, et magnae cogitationis manifestus erat. 54. 3. Die Unvorsichtigkeit, gewisse Dinge durch Bediente thun zu lassen; z. E. ihnen einen Dolch schleifen zu geben. Pugionem asperari saxo, et in mucronem ardescere iussit. 54. 2. Welches ihnen Verdacht wegen der Folge beybringet. Arreptis suspicionibus de consequentibus. 54. 4. 9) Der Anblick der Marter. Aspectus tormentorum ac minae. 56. 1. Die Einbildung, einer habe schon alles ausgesagt, und es sey unnütze länger zu schweigen. Cuncta iam patefacta credens, nec vllum silentii emolumentum edidit ceteros. 56. 3. Setzet den ohngefähren Zufall hinzu, welcher in dergleichen Dingen öfters herrschet. Dem Grafen von Leicester schlug sein Anschlag auf Leiden fehl, weil einer von den Verschwornen Schulden halber eingezogen ward, und die meisten von den übrigen die Flucht nahmen, in der Meynung, es hätte sie jemand unter ihnen verrathen.

(*) Ihn werden, sagte Germanicus zu den Legionen, die wider den Tiberius aufrührisch wären, seine Majestät, das römische Reich, die übrigen Armeen beschützen; illum quidem sua maiestas, imperium romanum, ceteri exercitus defendent. Tacit. Ann. I. 42. Nachdem er ihnen vorgestellet, daß Italien und Gallien dem Tiberius treu und das übrige Reich ruhig wäre. Italia consensum, Galliarum fides, cetera quies, nihil vnquam turbidum aut discors. I. 34. 6.

verschwören. Denn da sonst die Verschwornen vieles zu fürchten haben, ehe es zum Ausbruche kommt, so haben sie nachdem erst weit mehr zu fürchten, weil ihnen das Volk auf dem Halse ist, und sie nirgends ihre Zuflucht zu nehmen wissen.

Ich könnte überaus viel Exempel davon beybringen; es mag aber an einem genug seyn, das zu unsern Zeiten geschehen ist. Hannibal Bentivoglio, des itzigen Aeltervater, Fürst von Bologna, ward durch die Canneschi (*) ermordet. Das Volk machte sogleich einen Aufstand, und ließ keinen einzigen Canneschi bey dem Leben; so große Liebe hatten die Bentivoglio zu Bologna. Als nun keiner von ihnen übrig war, der den Staat regieren konnte, weil des Hannibals Sohn noch in der Wiege lag, so ließ Bologna einen kommen, der sich, wie es verlautete, zu Florenz aufhielt, und bisher nur vor den Sohn eines Handwerkers (**) angesehen worden war; und trug ihm so lange die Verwaltung der Staatsangelegenheiten auf, bis des Hannibals Sohn die Jahre hätte selbst zu regieren. Hier-

(*) Eine Familie, welche auf die Bentivoglio seit langer Zeit eifersüchtig war; (im Jahr 1445.)

(**) Er war ein natürlicher Sohn vom Hercules Bentivoglio, des Hannibals Vetter, und hieß Santi. Zu Florenz gab man ihn vor den Sohn eines gewissen Agnolo da Calcese, eines Wollkämmers aus. Seine Aufführung war so klug, daß da seine Vorfahren alle von ihren Freunden umgebracht worden waren, er in Frieden lebte, und in Ruhm starb. Machiav. Disc. B. 6.

aus schließe ich, ein Fürst habe sich wegen der Verschwörung keine Sorge zu machen, wenn ihm das Volk gewogen ist; er müsse aber auch alle und iede fürchten, wenn er verhaßt ist. Darum ist es auch iederzeit die Hauptsorge kluger Fürsten und wohl eingerichteter Staaten gewesen, das Volk zufrieden zu erhalten, und die Großen nicht verdrüßlich zu machen.

Frankreich ist eines von solchen wohlbestellten Reichen (*): Und unter tausend vortrefflichen Sachen, die in demselben zur Erhaltung der Sicherheit des Königs und der Freyheit der Unterthanen angeordtet sind, ist ohne Zweifel die beste, das Ansehen des Parlements (**): denn weil derjenige, der dieses Reich in solche Verfassung setzte, wohl wußte, wie stark der Ehrgeiz und Hochmuth der Großen, und wie nöthig es also war, sie im Zaume zu halten; hingegen sie auch gegen den Haß des Volks schützen wollte, der auf die Furcht vor sie gegründet war: So fand er es nicht rathsam, daß sich der König selbst darein mischte, aus Furcht, er möchte sich bey den Großen, wenn er dem Volke zu viel einräumte, und bey dem Volke verhaßt machen, wenn er den Großen zu sehr nachsähe. Deswegen setzte er einen dritten zum Richter,

(*) Dieses Reich, sagt Machiavell, in den Disc. B. 3. Kap. 2. ist den Gesetzen mehr gehorsam, als ein andres.

(**) Er redet nur von dem zu Paris, nach welchen sich alle andre richten, und welches er wegen unverbrüchlicher Aufmerksamkeit, daß den Gesetzen nachgelebet werde, rühmet. Disc. B. 3. Kap. 1.

Richter, damit die Großen zurück gehalten, und die Kleinen beſchützt würden, ohne daß der Fürſt von dieſen oder jenen Verdruß hätte. Hieraus können Fürſten lernen, daß ſie die Austheilung der Gnade ſich vorbehalten, die Auflegung der Strafen aber und alles was Mißvergnügen erwecken kann, ihren Bedienten überlaſſen ſollen (*). Ein Fürſt muß die Großen freylich auch in Ehren halten; doch ſo, daß er nicht darüber den Haß des Volks auf ſich lade. Man wird mir vielleicht den Einwurf machen, die Zufälle, ſo unterſchiednen römiſchen Kaiſern begegnet, wären ſo viel Exempel gegen meine Meynung; indem einige das Reich, ja gar das Leben verlohren hätten, ob ſie ſich gleich ſehr gut aufgeführet. Hierauf nun gründlich zu antworten, will ich die Eigenſchaften des Kaiſers Marcus Philoſophus und ſeines Prinzens, Commodus, des Pertinax, Julianus, Severus, Antoninus, Caracalla, Macrinus, Heliogabalus, Alexander und Maximus unterſuchen. Man wird daraus erſehen, daß, was ich geſagt, und was ihnen wiederfahren iſt, ziemlich mit einander übereinſtimmet. Beyläufig werde ich auch über dasjenige, was bey ihren Handlungen zu merken iſt, einige Betrachtungen anſtellen.

Erſtlich alſo muß man Acht darauf haben, daß da andre Fürſten nur den Ehrgeiz der Groſ-

(*) Eben dieſer Meynung iſt Xenophon. Er ſagt an einem Ort ausdrücklich: Ein Fürſt müſſe das Strafen andern überlaſſen; das Belohnen und Beſchenken aber ſich vorbehalten.

sen, und den Uebermuth des Volks zu bestreiten gehabt, die römischen Kaiser noch eine dritte Schwierigkeit zu überwinden hatten, nämlich die Grausamkeit und den Geiz der Soldaten. Weil nun der Soldat und das Volk schwer zu vergnügen sind, so ist daraus der Untergang vieler Kaiser entstanden. Dieses liebet die Ruhe, und will deswegen einen stillen und sittsamen Fürsten haben. Jene begehren einen kriegerischen, grausamen, hochmüthigen und raubsüchtigen Herrn (*). So mußte auch ein Kaiser beschaffen seyn, der bey den

(*) Tacitus gedenket einiger, welche die Erinnerung des Nero, und die Begierde nach der vorigen Freyheit aufgebracht. Erant quos memoria Neronis ac desiderium prioris licentiae accenderet. Hist. 1. Anderswo redet er von einer Armee und ihren Officieren, die sich gröstentheils der Schwelgerey, Armuth und Verbrechen bewußt waren, und keinen andern Fürsten, als der gleich besudelt wäre, leiden wollten. Neque exercitus aut legatos ac duces magna ex parte luxus, egestatis, scelerum sibi conscios, nisi polutum obstrictumque meritis suis principem passuros. Hist. 2. 37. 4. Galba verlohr das Reich und Leben, weil er gesagt, er wollte die Soldaten wählen, nicht kaufen, legi a se militem, non emi. Hist. 1. 5. 5. und strenger war, als es die verwöhnten Leute ertragen wollten. Nocuit antiquus rigor, et nimia severitas, cui iam pares non sumus. Hist. 1. 18. Anderswo spricht er: Die Strenge habe die Leute aufgebracht, die schon 14 Jahr lang vom Nero dazu gewöhnt waren, daß sie nun die Laster der Fürsten so liebten, als ehemals die Tugenden. Severitas eius angebat conspernantes veterem disciplinam; atque ita quatuordecim annis assue-

den römischen Legionen angenehm seyn sollte; damit sie doppelten Sold bekommen, und hiernächst ihren Geiz vergnügen könnten. Wenn daher ein Kaiser nicht so viel Ansehen oder Geschicklichkeit hatte, daß er beyde Theile im Zaum halten konnte, so war er allemal verlohren. Weil nun die meisten darunter, und vornehmlich die, so aus dem Privatstande auf den Thron gestiegen waren, gar wohl wußten, wie schwer es sey, beyde Theile zu Freunden zu haben, so schlugen sie sich auf die Seite der Soldaten, und achteten es nicht, das Volk zu beleidigen: Und das war auch nothwendig. Denn da es schon einmal unvermeidlich ist, daß ein Fürst von einigen gehaßt werde, so muß er nur dahin sehen, daß er es nicht von so vielen; und, **wenn das nicht angehen will, mit aller Macht sich bearbeiten, daß er es nicht von der stärksten Partie sey.**

Die Kaiser, deren Glück neu war, hatten eine ungemeine Gewogenheit nöthig, sich zu erhalten. Was Wunder ist es, daß sie es lieber mit den Soldaten, als mit dem Volke gehalten? Und doch kam es darauf an, wie sie sich bey denselben in der Liebe erhielten oder nicht, wenn sie Vortheil oder Schaden davon hatten.

Pertinax und Alexander kamen beyde ums Leben, weil sie gelassen, gnädig, Liebhaber der Gerechtigkeit, und Feinde der Gewaltthätigkeit waren. Marcus lebte und starb in großen Ehren,

assuefactos, vt haud minus vitia principum amarent, quam olim virtutes verebantur. Hist. 1. 5. 4.

weil er durch die Erbfolge zum Reiche gelanget war, und es weder den Soldaten noch dem Volke danken durfte. Er ſtund auch ſeiner Tugenden wegen in Hochachtung; und wußte es ſo einzurichten, daß beyde Theile in ihren Schranken blieben, und er ſich niemals Haß noch Verachtung zuzog. Pertinax aber ward gleich bey dem Anfange ſeiner Regierung umgebracht. Denn die Soldaten, die der ſelbſtbeliebigen Freyheit, die ſie ſich unter dem Commodus genommen hatten, gewohnet waren, konnten oder wollten ſich in die ordentliche Lebensart nicht ſchicken, die er einzuführen ſuchte. Zudem war er alt, und wider ihren Willen Kaiſer worden, mithin ſo verachtet als verhaßt (*).

Man

(*) Das Alter des Galba, ſagt Tacitus, war denen, ſo an des Nero Jugend gewöhnet waren, lächerlich. Ipſa aetas Galbae et irriſui et faſtidio erat alluctis iuuentae Neronis. Hiſt. 1. 7. 5. Entweder ſind alte Fürſten nicht mehr auf neue Unternehmungen hitzig, oder ihre Feinde glauben, ſie könnten ſich nicht mehr wehren; Artabanus ſenectutem Tiberii, vt inermem deſpiciens. Ann. 6. 31. 2. oder ihr Verſtand nehme ab; fluxam ſenio mentem obiectando. 6. 38. 3. Sie ſind auch eben deswegen leichter zu ſtürzen. Inualidum ſenem odio flagitiorum oneratum contemtu inertiae deſtruebant. Hiſt. 1. 6. 1. Diejenigen, ſo gegen das Ende der Regierung in ihre Dienſte treten, ſuchen ſich auf alle Art zu bereichern. Afferebant venalia cuncta praepotentes liberti. Seruorum manus ſubitis auidae, et tanquam apud ſenem feſtinantes, Hiſt. 1. 7. 4. Man ſündiget auch bey einem ſchwachen und leichtgläubigen Herrn mit geringerer Furcht und größerm Vortheil.

Cum

Man bemerke hierbey noch dieses: Man kann so wohl durch Gutes als durch Böses thun in Haß gerathen (*). Daher ist ein Fürst, der seinen Staat erhalten will, oft gezwungen, nicht Gutes zu thun. Denn wenn die Partie, die du nöthig hast, verderbet ist, es mag das Volk, die Soldaten, oder die Großen seyn, so mußt du sie vergnügen, und hast also alsdann nicht die Freyheit Gutes zu thun.

Lasset uns aber auf den Alexander kommen, von dem gesaget wird, er habe in den vierzehen Jahren seiner Regierung, niemand anders, als nach Spruche des Rechts hinrichten lassen. Nichts destoweniger kam er in Verachtung, unter dem Vorwand, er sey weibisch, und ließe sich von seiner Mutter regieren; er ward auch von den Soldaten umgebracht.

Commodus hingegen, Severus, Caracalla und Maximinus waren überaus grausam, und thaten dem Volke, um die Soldaten zu befriedigen, alle ersinnliche Gewaltthätigkeiten und Kränkungen an; dennoch kamen sie alle elend um; den einzigen Severus ausgenommen, dessen Regierung, ungeachtet der Bedrückung des Volks, glücklich war, weil er so viele vortreffliche Eigenschaften besaß, die ihm bey dem Volke Bewunderung, bey den Soldaten Liebe und Ehrfurcht erweckten.

Cum apud infirmum et credulum minore metu et maiore praemio peccaretur. Hist. 1. 12. 4.

(*) Weil es ihren Sitten zuwider war, so folgte der Haß so wohl auf gute als böse Thaten. Quia ipsorum moribus aliena, perinde odium pravis et honestis. Ann. 2. 2. 6.

weckten. Weil aber seine Handlungen vor einen neuen Fürsten groß gewesen; so will ich mit wenigen Worten zeigen, wie er den Fuchs und den Löwen, die beyden Naturen angenommen hatte, von denen ich zuvor gesagt, und noch behaupte, daß die Fürsten sich anzunehmen nöthig haben.

Severus bemerkte des Kaisers Julianus Schläfrigkeit, und beredete daher die Armee, die er damals in Illyrien commandirte, sie müßte nach Rom gehen, und den Tod des Pertinax rächen, welcher von seiner eignen Leibwache umgebracht worden war. Unter diesem Vorwande, dabey er sich nicht im geringsten merken ließ, daß er Lust hätte selbst Kaiser zu werden, gieng er mit solcher Eilfertigkeit nach Rom, daß er mit seiner Armee schon in Italien stund, ehe man noch wußte, daß er aufgebrochen war. So bald er zu Rom angelanget, ließ er den Julianus umbringen, und sich, mit den Waffen in Händen zum Kaiser erwählen (*).

Zwey-

(*) Der Nachfolger ist ein Rächer der Bosheit. Scelus, cuius vltor est quisquis successit. Tacitus Hist. 1. 40. 4. Die Fürsten pflegen den Tod ihres Vorfahren zu rächen, nicht aus Liebe zu ihm, sondern zu ihrer eignen Sicherheit. So ließ Claudius den Chereas und Lupus, die den Caligula umgebracht hatten, tödten, ob er gleich dadurch auf den Thron gekommen war. Vitellius strafte alle am Leben, die an dem Tode des Galba und Piso Schuld waren. Omnes conquiri et interfici iussit non honore Galbae sed tradito principibus more, munimentum ad praesens in posterum vltionem. Hist. 1. 44. 4. Domitianus ließ den Epaphroditus hinrichten, weil er dem Nero zum Selbstmorde behülflich gewe-

Zweyerley aber stund ihm im Wege, sich des ganzen Reichs zu bemächtigen; in Asien Pescennius Niger, der die Legionen commandirte, und den Kaisertitel angenommen hatte; im Occident Clodius Albinus, der auch Kaiser zu werden trachtete. Nun war es gefährlich, beyde auf einmal anzugreifen; deswegen entschloß er sich, den einen zu betrügen, und den andern zu bestreiten. Er schrieb also an den Albinus, der Senat habe ihn zum Kaiser erwählet, und er wünschte ihn zum Reichsgenossen zu haben, welches er hiemit ins Werk richten, und ihm den Titel Cäsar geben wollte; welchen auch Clodius ohne Bedenken annahm. Nachdem aber Severus den Niger überwunden und ums Leben gebracht, auch die Ruhe im Orient wieder hergestellet hatte, gieng er nach Rom zurück, und beschwerte sich über die Undankbarkeit des Albinus; der, wie er vorgab, ihm nach dem Leben gestanden wäre; deshalben sähe er sich genöthiget, nach Gallien zu ziehen, wie er auch wirklich that, und ihm Land und Leben nahm. Wenn man dieses Verfahren näher betrachtet, so wird man die Grausamkeit eines Löwen, und List eines Fuchses gar deutlich wahrnehmen. Man wird finden, daß Severus von iedermann gefürchtet, und von den Soldaten nicht gehasset worden

Und

gewesen; obgleich Nero vom Senat schon verurtheilet war. Ferdinand, Großherzog von Toscana, belegte seine Stiefschwester, Bianca Capella, die ihren Gemahl, den Großherzog Franciscus, vergiftet hatte, auch mit Lebensstrafe.

Und ſich nicht mehr wundern, wie ein neuer Regent ein ſo groſſes Reich habe erhalten können; weil ihm ſein groſſes Anſehen allemal zum Schilde gegen den Haß diente, den ihm ſein Rauben zuwege bringen konnte.

Caracalla, ſein Sohn, hatte auch viel Vortreffliches an ſich, das ihn bey dem Volke bewunderswürdig, und bey den Soldaten beliebt machte. Er war ein Soldat, unermüdet, ein Feind der Weichlichkeit und des lockern Lebens; das erwarb ihm die Liebe der ganzen Armee. Allein er war daneben ſo wild und grauſam, daß er faſt ganz Rom und Alexandrien zur Schlachtbank führte. Dieſes machte ihn bey iedermann, und ſelbſt bey ſeinen eignen Officieren verhaßt; ſo, daß ihn auch endlich ein Hauptmann mitten unter der Armee niedermachte. Hierbey merke man dieſes, daß vor dergleichen Mord, der aus ſolchem hartpäckigen Vorſatze begangen wird, kein Fürſt ſicher ſey; indem alle die, ſo ſich aus ihrem Leben nichts machen, über das Leben der Fürſten Herr ſind (*).

Weil

(*) Darum ſagt Seneca Ep. 4. Quisquis vitam ſuam contemſit, tuae dominus eſt: Jeder Soldat iſt zu fürchten, ſprach Veſpaſianus, als man ihm zuredete, ſich des Reichs zu bemächtigen. Denn was helfen mir ganze Legionen, wenn einer oder zween durch meine Ermordung Belohnung und Vortheil zu erlangen hoffen. Man kann eher alle aufbringen, als ſich vor einzelnen in Acht nehmen. Periculum ex ſingulis: Quid enim profuturas cohortes, ſi vnus alterque praeſenti facinore paratum ex diuerſo praemium petat? facilius vniuerſos impelli, quam ſingulos vitari. Hiſt. c. 75. 2.

Weil aber solches Verfahren sehr selten ist, so darf sich ein Fürst auch nicht sehr deswegen bekümmern und sich nur in Acht nehmen, daß er niemand von denen, die ihm an seinem Hofe, oder auch in Staatsangelegenheiten dienen, hart beleidiget. Darinn versah es Caracalla, weil er unter seiner Leibwache einen Hauptmann behielt, dessen Bruder er eines schmählichen Todes hatte sterben lassen, und dem er selbst alle Tage drohete; welches ihm endlich das Leben kostete.

Commodus hätte die Regierung zur Zufriedenheit des Volks und der Soldaten zu führen, nur in seines Vaters Fußtapfen treten dürfen. Weil er grausam und viehisch war, und nur vom Raube leben wollte, gab er seinen Soldaten alle mögliche Freyheit. Er vergaß seinen Stand so sehr, daß er sich mit den Fechtern auf dem öffentlichen Kampfplatz einließ, und sehr viel unanständige Dinge that, wodurch er bey den Soldaten verächtlich, und da er schon bey dem Volke verhaßt war, in der dadurch veranlaßten Verschwörung ums Leben gebracht ward.

Nachdem die Soldaten den Alexander umgebracht, den sie, wie ich gesagt, für weibisch hielten, setzten sie den Maximinus, einen grossen Soldaten an seine Stelle. Allein auch der behielt das Regiment nicht lange, weil er sich gleichfalls Haß und Verachtung zugezogen hatte. Sein niedriges Herkommen machte ihn durchgehends verächtlich; denn iedermann wußte, daß er in Thracien ein Hirte gewesen war. Die

Grau-

Damit ich aber wieder zur Sache komme, so hoffe ich, man werde, nach genugsamer Ueberlegung dessen, was ich abgehandelt, gewahr werden, der Fall der obgenannten Kaiser sey von dem Haß oder von der Verachtung hergekommen; man werde auch die Ursach einsehen, warum bald dieser, bald jener ein glückliches und unglückliches Ende genommen, nachdem er es bald so, bald anders angefangen. Denn Pertinax und Alexander, neuen Fürsten, half es nicht, ja es schadete ihnen, daß sie dem Marcus, einem Erbprinzen nachahmen wollten; und so konnte es auch dem Caracalla, Commodus und Maximinus nicht gelingen, daß sie in des Severus Fußtapfen treten wollten; denn sie hatten nicht die Geschicklichkeit dazu.

Ein Fürst also, der erst in seinem Staate neu ist, kann sich des Marcus Handlungen nicht zum Muster vorstellen; er hat auch nicht nöthig des Severus seinen nachzuahmen. Er muß aber von diesem die nothwendigen Eigenschaften ein Fürst zu werden, und von jenem dieselben annehmen, die einem Fürsten ein schon wohleingerichtetes Fürstenthum, darinn er sich festgesetzet, erhalten können.

Das zwanzigste Kapitel.

Von verschiedenen Fragen aus der Staatslehre.

Einige Fürsten haben sich ihres Staats dadurch versichert, daß sie ihre Unterthanen entwaffnet; andre haben die Städte an einander gehetzt, und in Feindschaft erhalten. Einige haben sich vorsetzlich Feinde gemacht; andre diejenigen zu gewinnen gesucht, die ihnen am Anfange der Regierung verdächtig waren. Einige haben Festungen angeleget, andre sie geschleifet. Nun kann man von allem diesen nichts gewisses sagen, wo man nicht die Beschaffenheit eines jeden Staats insonderheit betrachtet; und deshalben will ich, so weit es die Materie erlauben wird, nur überhaupt davon reden.

Man hat noch nie gesehen, daß ein neuer Fürst seine Unterthanen entwaffnet; wohl aber, daß er sie jederzeit bewaffnet habe, wenn er sie ohne Waffen gefunden. Denn wenn er sie bewaffnet, so sind die Waffen alle sein. Die, so ihm verdächtig sind, werden ihm getreu; die, so es waren, bleiben es, und seine Unterthanen schlagen sich in allem auf seine Seite. Du kannst zwar nicht alle Unterthanen bewaffnen: Wenn du aber denen nur Gutes thust, die du bewaffnest, so kannst du wegen der übrigen sicher seyn. Die, so du unter

den Waffen hältſt, ſind dir des Vorzugs wegen verbunden (*); und die andern entſchuldigen dich, weil ſie glauben, diejenigen, ſo die meiſte Gefahr laufen, müßten auch wohl die meiſten Verdienſte haben. Wenn du ſie aber entwaffneſt, ſo beleidigeſt du ſie, und giebſt ihnen Anlaß zu glauben, du trauteſt ihnen nicht, welches leichtlich zum Haß Gelegenheit geben kann. Weil du aber doch nicht ohne Waffen ſeyn kannſt, ſo mußt du fremde Völker in Sold nehmen, davon ich den Schaden und Vortheil droben angezeiget habe. Wenn dieſelben auch noch ſo gut ſind, ſo werden ſie dich doch niemals gegen mächtige Feinde und verdächtige Unterthanen genugſam ſchützen können.

Aus dieſer Urſache haben neue Fürſten in neuen Fürſtenthümern allezeit eigne Soldaten gehalten. Die Hiſtorie giebt davon unzählige Exempel. Wenn du aber einen neuen Staat an dich bringeſt, und ihn mit deinem Erbſtaate vereinigeſt, alsdann iſt es nöthig, deine neuen Unterthanen zu entwaffnen; ausgenommen die, ſo ſich ſchon zuvor erkläret haben, daß ſie es mit dir halten wollten. Und dennoch mußt du ſie mit der Zeit entkräften, und ſo mürbe machen, daß deine ganze Macht

(*) So war die vierzehende Legion dem Nero allemal getreu, und ehrte noch ſein Andenken; weil er ihr die Ehre gethan, ſie zur Bezwingung Englands zu wählen. Addiderat quartadecumanis gloriam Nero, eligendo vt potiſſimos; vnde longa illis erga Neronem fides et erecta in Othonem ſtudia. Tacit. Hiſt. 2. II. 3.

Macht nur auf deinen eignen Soldaten beruhet, die du in dem geehrten Staate hältest. Unsre Alten, und sonderlich die, so man für die Klügsten zu ihren Zeiten hielt, hatten sich die Regel gemacht, Pistoja zu behalten, wären innerliche Spaltungen; und Pisa zu behalten, wären Festungen nöthig. Deswegen nähreten sie auch in einigen Städten Zwistigkeiten, damit sie dieselben desto leichter erhielten. Das war nun zwar gut vor die damaligen Zeiten, da ganz Italien gleichsam in der Wage lag; aber heutiges Tages glaube ich nicht, daß es nützlich sey. Denn außerdem, daß die Trennungen überhaupt nicht taugen, so müssen solche in Zwistigkeiten gesetzten Städte nothwendig drauf gehen, wenn der Feind anrückt; denn der schwächere Theil wird sich allemal zum Feinde schlagen, und der andre nicht mehr widerstehen können. Die Venetianer hegten die Guelfen und Gibellinen in den Städten; und ob sie sie gleich niemals handgemein werden ließen, so unterhielten sie doch ihre Uneinigkeit, damit sie ihnen etwas zu thun gäben, und sie nicht auf Empörung denken möchten. Mit der Zeit aber gereichte es zu ihrem Schaden. Denn nachdem sie bey Vaila (*) geschlagen waren, zog eine Partie die Larve ab, und nahm ihnen den ganzen Staat. Man siehet aus solchem Verfahren die Schwäche eines Fürsten, der es nachmachen wollte. Ein mächtiger Fürst wird solche Spaltungen nicht gestat-

(*) Vaila liegt in der Gegend Ghiarra d'Adda.

ten (*) zu denn zu Friedenszeiten beschäftigen sie ja wohl die Unterthanen, aber zur Kriegszeit schaden sie ihm auch desto mehr.

Wenn Fürsten die Hindernisse, die man ihnen entgegen stellet, überwinden, so werden sie ohne Widerrede groß. Man siehet auch, daß wenn das Glück einen neuen Fürsten, der mehr Ansehen nöthig hat, als ein erblicher, groß machen will, es ihm Feinde erwecket; und über dadurch seine Herzhaftigkeit, und Wachsamkeit, damit er auf solchen Stufen zu dem höchsten Gipfel der Macht hinansteigen möge (**).

Aus

(*) Machiavell bemerket im 27 Kap. des 3 B. der Discurse, der König in Frankreich leide nicht, daß jemand sage, er sey von des Königs Partey: denn das wollte so viel sagen, als, es ist außer der königlichen Partey noch eine. Der König will aber keine Parteyen haben.

(**) So verfuhr es mit dem Tiberius. Von Jugend auf war sein Leben voller Widerwärtigkeiten. Als er in des Augustus Haus kam, hatte er mit vielen Eifersüchtigen zu schaffen. . . Insonderheit aber hatte er viele Verdrüßlichkeiten, als er die Julia heyrathete, und ihre Unkeuschheit theils duldete, theils ablehnete. Casus prima ab infantia ancipites. . . . Ubi domum Augusti priuignus introiit, multis aemulis conflictatus est, dum Marcellus et Agrippa, mox Caius Luciusque Caesares viguere. . . . Sed maxime in lubrico egit, accepta in matrimonium Iulia, impudicitiam vxoris tolerans aut declinans. Tacit. Ann. 6. 51. 2. Caractacus war durch viele mißliche und glückliche Fälle so erhoben, daß er es den übrigen zuvor that. Quem multa ambigua, multa prospera extulerant,

vt

Aus dieser Ursache stehen viele in der Meynung, ein weiser Fürst müsse sich bey Gelegenheit selbst Feinde machen, damit er mächtiger und hochgeachteter würde, wenn er sie unterdrücket hat (*). Fürsten, und sonderlich neue Fürsten, haben an denen mehr Treue befunden, und von ihnen mehr Nutzen gehabt, die ihnen am Anfang ihrer Regierung verdächtig waren, als an und von denen, auf die sie sich am meisten verließen. Pandulphus Petrucci, Fürst von Siena, bediente sich lieber der, die ihm verdächtig gewesen waren, als andrer. Weil sich aber dieses nach den Gelegenheiten richtet und ändert, so erinnere ich nur Folgendes: Wenn die, so Anfangs des Fürsten Feinde waren, seines Schutzes zu ihrer Erhaltung nöthig haben, so wird sie der Fürst allemal leichtlich gewinnen können: Und sie werden ihm desto treuer seyn, weil sie durch ihre Dienste die üble Meynung, die er von ihnen gefaßt, tilgen wollen. Der Fürst genießet also von ihnen bessre Dienste, als von andern, die seine Gewogenheit nicht so eifrig suchen, weil sie von ihm nichts zu befürchten haben (**). Hierbey kann ich nicht umhin,

vt ceteros Britannorum imperatores praemineret. Ann. 12. 33. 1. Cäcina war des guten und widrigen Glücks gewohnt, und also unerschrocken. Secundarum ambiguarumque rerum sciens, eoque interritus. Ann. 1. 64. 5.

(*) In diesem Verstande sagte Diogenes, es sey nöthig, schwere und starke Feinde zu haben.

(**) Marius Celsus war dem Otto getreu, ob gleich

einem Fürſten, der ein Land durch Gewogenheit ſeiner Einwohner erlanget, zu Gemüthe zu führen, daß er ja wohl auf die Bewegungsgründe ſehen möge, die ſie gehabt, ihm dazu zu verhelfen: und ſie es nicht vielmehr aus Haß der vorigen Regierung als aus Neigung vor ihn gethan haben (*). In dem letzten Fall wird es ihm ſehr ſchwer werden, ſie zu Freunden zu behalten, weil es ihm unmöglich ſeyn wird, ſie zu vergnügen. Will er die alten und neuen Exempel anſehen, ſo wird er befinden, daß es weit leichter ſey, die Freundſchaft derer zu gewinnen, die mit der vorigen Regierung zufrieden, folglich ſeine Feinde waren, als derer, die, weil ſie damit nicht zufrieden waren, ſeine Freunde geworden, und ihm behülflich geweſen ſind, ſich des Staats zu bemächtigen.

Einige Fürſten haben die Gewohnheit gehabt, Feſtungen anzulegen, um die Aufrührer im Zaume, zugleich aber auch den erſten Stoß der Empörung auszuhalten. Ich lobe dieſe Art, weil ſie ſchon bey den Alten eingeführt geweſen. Zu unſrer

gleich des Galba vertrauteſter Freund geweſen. Marium Celſum Coſ. Galbae vsque in extremas res amicum fidumque. Hiſt. 1. 45. 3. Otho inter intimos amicos habuit. . . . Manſitque Celſo velut fataliter etiam pro Othone fides integra. Hiſt. 1. 71. 3.

(*) Viele haben aus Haß der gegenwärtigen Regierung, und aus Begierde nach der Veränderung alles ausgeſtanden. Multi odio praeſentium et cupidine mutationis ſuis periculis laetabantur. Ann. 3. 44. 2.

ſer Zeit aber haben wir den Nikolaus Vitelli zwo kleine Veſtungen bey Città di Caſtello niederreißen ſehen, damit er dieſen Ort erhalten möchte. Guido Ubaldus, Herzog von Urbino hatte ſein Fürſtenthum, daraus er von dem Cäſar Borgia vertrieben war, nicht ſo bald wieder bekommen, als er alle Feſtungen im Lande ſchleifen ließ (*), weil er verſichert war, er würde es nicht ſo leicht noch einmal verlieren, wenn keine Citadelle mehr darinnen wären. Die Bentivoglio thaten zu Bologna desgleichen, nachdem ſie wieder hingekommen (**). Feſtungen ſind alſo nützlich oder nicht, nachdem die Zeiten ſind; und wenn ſie auf der einen Seite helfen, ſo ſchaden ſie auf der andern. Ein Fürſt, der ſich mehr vor ſeinen Unterthanen, als Fremden zu fürchten hat, muß keine Feſtungen anlegen; wenn ſich aber einer mehr vor Fremden als den Seinigen zu fürchten hat, der kann ſie entbehren. Das

(*) Im 24 Kap. des 2 Buchs der Diſcurſe ſagt Machiavell, der Herzog von Urbino habe die Feſtungen geſchleifet, weil er von ſeinen Unterthanen geliebt worden, und beſorgt habe, er würde ihren Haß dadurch auf ſich laden, daß er ein Mißtrauen in ſie zu ſetzen ſchiene. Er hätte auch außerdem dieſe Feſtungen nicht anders als mit einer Armee erhalten können.

(*) Die Bentivoglio machte Julius der andre mit ſeinem Schaden klug. Denn dieſer hatte zu Bologna eine Citadelle angelegt, und einen Gouverneur darauf geſetzet, der die Bürger niedermachen ließ, und die Feſtung ſammt der Stadt verlohr, ſo bald ſich dieſelben empörten. Daſelbſt.

Schloß das Franciscus Sforzia zu Mayland gebauet, hat dem Hause Sforzia mehr geschadet, und wird ihm noch mehr schaden, als eine andre Unordnung in diesem Staate (*). Die beste Festung ist demnach die Liebe des Volks. Denn, wenn dich dasselbe hasset, so bist du bey allen Festungen doch nicht sicher; es wird gewiß nicht eher zu den Waffen greifen, bis es von den Auswärtigen Beystand hat. Jetzt finde nicht, daß in dem Fürsten unsrer Zeiten außer der Gräfinn von Forli ihre Festungen genützet haben. Es ist wahr, nachdem ihr Gemahl, der Graf Hieronymus (**) das Leben verlohren, diente sie ihr dazu, daß

(*) Denn die Sforzen wurden dadurch kühner, und verübten mehr Gewaltthätigkeiten. Wenn du Festungen anlegest, spricht Machiavell in eben demselben Kapitel, so dienen sie dir zur Zeit des Friedens; denn sie machen dich kühner mit deinen Unterthanen hart zu verfahren; aber im Kriege helfen sie dir nichts, denn sie werden von deinen Feinden und von deinen Unterthanen angegriffen, und es ist unmöglich, daß sie sich gegen diese oder jene halten können. . . . Willst du aber ein verlohrnes Land wieder erlangen, so wirst du es gewiß nicht durch die Festungen wieder gewinnen, wo du nicht eine Armee bey dir hast, die denjenigen zu Paaren treiben kann, der es dir genommen. Hast du aber die, so kannst du es ohne Festung wieder bekommen. Das Schloß zu Mayland war weder den Sforzen, noch den Franzosen nütze, sondern vielmehr schädlich; denn weil sie sich darauf verließen, wurden sie hochmüthig, und giengen mit dem Volk übel um.

(**) Hieronymus Riavi war ein Vetter Sixtus des

daß sie sich hineinwerfen, von Mayland Hülfe erwarten, und also ihr Land wieder erlangen konnte; allein die Umstände erlaubten auch damals auswärtigen Fürsten nicht, dem Volke zu Hülfe zu kommen. Als sie aber nachher vom Cäsar Borgia angegriffen ward, und ihre Unterthanen demselben zufielen, erfuhr sie wohl, daß ihr die Liebe des Volks nützlicher gewesen wäre als ihre Festung. Ich lobe also diejenigen, so sie haben, und die, so sie nicht haben; allein ich werde allemal diejenigen tadeln die sich zu sehr darauf verlassen, und sich um die Liebe des Volks wenig bekümmern.

des vierten. Seine Gemahlinn war Catharina Sforzia, des Herzogs von Mayland, Franciscus Tochter, und Ludwigs des Mohren, Schwester.

Das ein und zwanzigste Kapitel.

Wie ein Fürst sich bezeigen müsse, wenn er sich in Hochachtung setzen will.

Nichts kann einen Fürsten in solche Hochachtung setzen, als große Unternehmungen und außerordentliche Handlungen. In unsern Tagen sehen wir es an dem Könige von Spanien, Ferdinand, den man bey nahe einen neuen Fürsten nennen könnte, weil er aus einem kleinen Könige von Aragonien durch seinen Ruhm und sein Ansehen der vornehmste König in der ganzen Christenheit geworden. Denn wenn wir seine Handlungen genau erwägen, so müssen wir gestehen, daß sie alle groß, und einige außerordentlich gewesen. Im Anfange seiner Regierung wendete er seine Waffen gegen das Königreich Granada; und dieser Krieg war der Grund seiner Größe. Denn die Grandes von Castilien begehrten nichts anders als Krieg, also hatte er von ihnen nichts zu befürchten; ja sie merkten es nicht einmal, daß er auf ihre Kosten sich ein solches Ansehen zuwege brachte, und mit dem Gelde der Kirche und des Volks die Armeen hielt, die ihn nachher so berühmt gemacht.

Ueber dieses bediente er sich zu Unternehmung größrer Dinge des Vorwandes der Religion, und verjagte aus grausamer Frömmigkeit die

Mara-

Mayanen aus seinen Staaten. Ein seltneres Exempel ist wohl schwerlich zu finden.

Unter eben diesem Vorwande griff er Africa, darnach Italien, und endlich Frankreich an, und hatte nichts als große Unternehmungen vor, wodurch er die Gemüther immer in der Erwartung des Ausgangs erhielt, und ihnen nicht Zeit ließ, an etwas anders zu gedenken, folglich auch nichts nachtheiliges vor ihn auszubrüten.

Ueber dieses ist es auch einem Fürsten sehr nützlich, sonderbare Exempel, so wohl im Strafen, als im Belohnen zu geben, davon man lange Zeit zu reden habe; dergleichen die waren, die von dem Herrn von Mayland Barnabas erzählt werden (*).

Vor allen Dingen aber muß sich ein Fürst bestreben, in allen seinen Handlungen etwas ausnehmendes und vortreffliches sehen zu lassen (**).

Er

(*) Und die so Philipp Comines von Ludwig dem eilften anführt. Er strafte, spricht er, hart, damit er Furcht und Gehorsam erhielt. Er dankte Officiers uns Gens d'armes ab, zog Besoldungen ein, und machte sich einen Zeitvertreib damit, die Leute zu erheben und zu stürzen. Er hielt so haus, daß man mehr von ihm, als einem andern Könige zu reden hatte. Siehe seine Memoires, B. 6. Kap. 8.

(*) Man muß vornehmlich ein Gerüchte zu erwecken suchen. Praecipua rerum ad famam dirigenda. Tacit. Ann. 5. Man muß es machen, wie Mucianus, der die Kunst verstund, alles, was er redete und vornahm, groß zu machen. Omnium quae diceret, atque ageret, arte quadam ostentator. Hist. 2. 80. 5.

Er erwirbt sich auch Hochachtung, wenn er ein großer Freund und ein großer Feind ist; das ist, wenn er sich gerade heraus vor den einen gegen den andern erkläret; wobey er auch allemal besser fähret, als wenn er neutral bliebe.

Denn wenn zween mächtige Nachbarn deines Staats aneinander gerathen, so wird es vor dich, du magst von dem zukünftigen Ueberwinder etwas zu befürchten haben oder nicht, in beyden Fällen allezeit besser seyn, dich vor den einen zu erklären, und einen ordentlichen Krieg zu führen. Hältst du es mit keinem, so wirst du, zu großem Vergnügen des Ueberwundenen gewiß jederzeit ein Raub des Ueberwinders seyn; Niemand wird dich beklagen und sich dein annehmen. Denn der Ueberwinder begehret keine verdächtige Freunde, und die ihm im Unfall beyzustehen unvermögend sind. **Der Ueberwundene mag auch nichts mit dir zu schaffen haben, weil du nicht sein Glück mit ihm im Kriege hast versuchen wollen.**

Als Antiochus nach Griechenland gieng, wohin ihn die Aetolier riefen, um die Römer herauszujagen, baten seine Gesandten die von Achaja, der Römer Freunde, neutral zu bleiben; und die Römer baten dagegen, man möchte sich vor sie erklären. Man zog die Sache in dem Achäischen Rathe in Ueberlegung. Des Antiochus Gesandter that seinen Vortrag wegen der Neutralität; der Römische aber antwortete folgendes: Man will euch überreden, ihr könntet nicht besser thun,

als daß ihr euch nicht in unsern Krieg einlieſet; ich aber sage euch, ihr könnet nichts schlimmers vor euch thun. Denn wenn ihr neutral bleibet, werdet ihr euch der Willkühr des Ueberwinders überlassen müssen, und niemand wird es euch Dank wissen (*).

Gieb nur Achtung darauf, ob nicht allemal der, so dein Freund nicht ist, dich ersuchen wird, neutral zu bleiben, der andre aber, es nicht zu bleiben? Ein Fürst, der sich nicht recht zu entschlieſen weis, wird insgemein die Neutralität ergreifen, um sich aus der gegenwärtigen Verwirrung zu ziehen, und meistentheils bauet er damit sein Verderben.

Wenn du dich aber vor einen Theil öffentlich erklärest, und dein Freund bleibt Ueberwinder, so ist er die verpflichtet, ja so gar geneigt, wenn du gleich in seiner Gewalt bist. Denn so boßhaft sind die Menschen doch niemals, daß sie denjenigen, der ihnen eine Gefälligkeit erwiesen, aus so schnöder Undankbarkeit unterdrücken wollten. Ueber dieses ist der Sieg auch nimmer so vollständig, daß der Sieger nicht noch nothig hätte auf den Wohlstand zu sehen. Ist aber dein Freund über-

(*) Quippe sine dignissimo praemium victoris eritis, sagt Livius B. 35. Die Neutralität ist nur vor den Fürsten gut, der stärker ist, als die streitenden Parteyen; denn er kann ihr Schiedsmann und Richter werden, wenn er will; kleinen Fürsten aber ist sie immer schädlich. Deswegen muß man entweder selbst stärker seyn, oder es mit den stärcksten halten.

überwunden, so hast du mit ihm einerley Schicksal, welches sich aber wiederum aufklären kann; hiernächst an ihm einen Freund, der dir hilft, wenn es ihm möglich ist.

Sind die, so einander in den Haaren liegen, so beschaffen, daß du von dem Sieger nichts zu fürchten hast, so thust du um so viel klüger daran, daß du dich vor einen von beyden erklärest; denn du hilfst einen Nachbar unterdrücken, den dieser, wenn er klug wäre, zu erhalten suchen sollte. Siegest du nun, so ist er in deiner Gewalt, wie es denn unmöglich ist, daß du nicht siegen solltest.

Hier aber muß ich einen Fürsten warnen, sich niemals mit einem mächtigern, als er ist, zu verbinden, damit er andre beleidigen könne; es wäre denn, daß ihn die Noth dazu zwänge, wie ich droben im 13den Kap. gezeigt habe. Denn wenn er die Oberhand behält, so unterwirfst du dich seinem Willen; und davor muß sich ein Fürst allemal in Acht nehmen. Die Venetianer verbanden sich ohne Noth mit Frankreich gegen den Herzog von Mayland; daraus erwuchs der Untergang ihres Staats.

Wenn man sich aber solcher Verbindung nicht entziehen kann, wie es den Florentinern gieng, als der Pabst und der König von Spanien die Lombardie angriffen, so muß ein Fürst sich freylich, um der obgedachten Ursachen willen mit andern verbinden.

Bilde

Bilde dir ja nicht ein, daß hier ein Weg sicher sey: Glaube vielmehr, daß du allemal einen mißlichen betreten wirst. Denn man vermeidet nie eine Unbequemlichkeit, ohne in eine andre zu gerathen. Die Klugheit aber bestehet darinn, die Beschaffenheit der Unbequemlichkeiten recht zu erkennen, und das kleinere Uebel als ein Gut anzusehen (*).

Ein Fürst muß alle die in Ehren halten, die sich in ihrer Kunst hervor thun, sonderlich, wenn es der Handel und Feldbau ist. Er muß sie durch Belohnungen aufmuntern, Dinge zu erfinden, die Stadt und Land reich machen können; damit jene sich aus Furcht vor Abgaben nicht hindern lassen, einen rechten Handel zu eröffnen; diese nicht aus Furcht ihr Land zu verlieren, wenn sie es in Aufnahme gebracht, es ungebauet liegen lassen (**).

Endlich

(*) Derjenige, so alle Bequemlichkeiten abwarten will, unternimmt entweder gar nichts, oder es gereicht doch meistens zu seinem Schaden. Machiav. Hist. B. 2. Ich habe, spricht Frà Paolo, bey allen Angelegenheiten wahrgenommen, daß nichts eher in Gefahr stürzet, als dieses, wenn man die Gefahr am meisten vermeiden will, und daß allzu viele Klugheit gemeiniglich in Unverstand ausschlägt.

(**) Der Ritter Temple bemerket gar recht, daß in einem despotischen Regimente der Handel niemals blühe; denn niemand ist versichert, daß er das Seinige lange behalten werde. In den Republiken

Endlich muß der Fürſt zu gewiſſen Zeiten im Jahr öffentliche Luſtbarkeiten und Schauſpiele zum Vergnügen des Volks anſtellen (*). Weil auch iede Stadt in gewiſſe Zünfte der Künſtler und Handwerker eingetheilet iſt, ſo wird es gut ſeyn, wenn er ihren Zuſammenkünften manchmal beywohnet (**), und ſeinen Pracht ſo wohl als

fällt dieſe Furcht weg. Daher ſchlieſſet er, die Regierungsform in denſelben ſey zur Aufnahme und Erhaltung des Handels geſchickter, als die monarchiſche. Man ſiehet es an Tyrus, Carthago, Athen, Syracus, Agrigent und Rhodus, allwo er verfiel, ſo bald dieſe Städte unter die Gewalt der Fürſten geriethen. Siehe ſeine Anmerkungen über Holland, Kap. 6.

(*) So machten es die Römer, von denen Tacitus meldet, ſie hätten ihre Unterthanen mehr durch Wolüſte als Waffen in der Ordnung erhalten. Voluptatibus Romani plus aduerſus ſubiectos quam armis valent. Hiſt. 4. 64. 7. Und Agricola wußte die Herzhaftigkeit und Wildheit der Britannier durch Verſchwendung und Wolluſt ſo weichlich zu machen, daß ſie dasjenige an ihm Gelindigkeiten nennten, was doch ein Theil ihrer Knechtſchaft ausmachte. Vt homines diſperſi ac rudes eoque bello faciles, quieti et otio per voluptates aſſueſcerent. . . . Idque apud imperitos humanitas vocabatur, cum pars ſeruitutis eſſet, Agric. 21. 3.

(**) So machte es Auguſtus, der ſich öfters in die Luſtbarkeiten des Volks miſchte. Indulſerat ei ludicro Auguſtus . . neque Ipſe abhorrebat talibus ſtudiis, et ciuile rebatur, miſceri voluptatibus vulgi. Tacit.

als seine Gütigkeit dabey zeiget; iedoch so, daß die Majestät des Fürsten nicht dabey vergessen wird (*), als welche ihn allenthalben begleiten muß.

Tacit. Ann. 1. 54. 4. Denn das Volk siehet es gern, wenn der Fürst seine Ergötzlichkeiten, die es liebet, mitmacht. Vt est vulgus cupiens voluptatum, et si eodem princeps trahat, laetum. Ann. 14. 14. 4. Vitellius mengte sich bey der Wahl der Consuls ohne Unterschied unter die Candidaten, und suchte den Beyfall des Volks in dem Theater und in den circis zu erlangen. Comitia consulum cum candidatis ciuiliter celebrans, omnem infimae plebis rumorem in theatro vt spectator, in circo vt fautor affectauit. Hist. 2. 91. 2.

(*) Das stehet so im Tacitus. Ita vt nec illi facilitas auctoritatem, aut seueritas amorem deminuat. Agric. 9. 4.

Das zwey und zwanzigste Kapitel.

Von den Miniſtern der Fürſten.

Es iſt eine überaus wichtige Sache Miniſter zu wählen; denn nach den Leuten, die ein Fürſt um ſeine Perſon hat, urtheilet man von ſeiner Einſicht und Klugheit (*). Sind ſie geſchickt und getreu, ſo muß man ihn allemal für verſtändig halten, weil er ihren Werth erkannt hat. Sind ſie es aber nicht, ſo kann man auch nimmermehr von ihm vortheilhaft urtheilen,

(*) Tacitus ſagt, man habe ſich von des Nero Regierung gute Hoffnung gemacht, weil er den Corbulo zum Feldherrn beſtellt; denn man habe daraus geſchloſſen, die Verdienſte würden erhoben werden, und er rechtſchaffne Rathgeber und Miniſter halten. Datarum plane documentum, honeſtis an ſecus, amicis vteretur; ſi ducem egregium quam ſi pecunioſum et gratia ſubnixum deligeret. . . . Laeti quod Domitium Corbulonem praepoſuerat, videbaturque locus virtutibus patefactus. Ann. 13. 6. 6. 8. 2. Mich dünkt, ſpricht Comines im 3 Kap. des 2 Buchs ſeiner Memoires, ein Fürſt könne ſeinen Verſtand darinn unter andern am meiſten zeigen, wenn er tugendhafte und rechtſchaffne Leute um ſich hat: Denn man wird urtheilen, er ſey eben ſo geſinnt, als ſie. Darauf gieng der Prinz von Oranien, wenn er ſagte, man müßte die Grauſamkeit des Königs Philippus des andern nach der beurtheilen, die der Herzog von Alba in den Niederlanden ungeſcheut ausübte.

theilen, da er eine schlechte Wahl getroffen hat. Alle die so den Antonio Venafro kennen, gestehen, daß der Fürst von Siena, Pandulphus Petrucci ein sehr kluger Herr gewesen, weil er solchen trefflichen Minister gewählet.

Es giebt aber drey Arten von Verstande bey den Fürsten. Entweder sehen sie ein Ding selbst ein; oder sie begreifen alles was man ihnen vorlegt, oder sie verstehen ein Ding weder vor sich, noch wenn man es ihnen vorträgt. Die von der ersten Art sind vortrefflich; die von der andern gut; die von der dritten unnütz.

War Pandulphus nicht von der ersten Klasse, so war er gewiß von der andern. Denn wenn ein Fürst so viel Verstand hat, daß er das Gute und Böse unterscheiden kann, das iemand thut, oder sagt; ob er gleich vor sich selbst keinen durchdringenden Geist hat, so kann er doch das gute und böse Verfahren des Ministers beurtheilen, jenes billigen, dieses verwerfen, und ihn also nöthigen, ein rechtschaffner Mann zu seyn (*).

Wie soll man aber einen Minister erkennen? Hier hast du den Probierstein. Wenn du siehest, daß dein Minister mehr an sich als an dich denket, und alle seine Handlungen nur auf seinen eignen Nutzen gerichtet sind, so mußt du dich niemals

(*) Deswegen wendete Sejanus, der die Scharfsichtigkeit des Tiberius gar wohl kannte, anfangs alles an, ihn mit gutem Rath zu unterstützen. Scianus incipiente adhuc potentia bonis consiliis notescere volebat. Ann. 4. 7. 3.

auf ihn verlaſſen (*). Denn wer Staatsangelegenheiten unter Händen hat, muß niemals an ſeine eignen gedenken, und den Fürſten von nichts unterhalten, als was den Staat angehet (**).

Der Fürſt muß aber auch an ſeinen Miniſter denken, und ihn verbindlich machen Gutes zu thun (***), deswegen muß er ihn mit Ehre,

Aem-

(*) Als Sejanus dem Tiberius in der Grotte zu Spelunca das Leben gerettet, ſo ſetzte Tiberius ſein ganzes Vertrauen auf ihn, als auf einen Mann, der des Fürſten Leben höher achtete, als ſein eignes. Maior ex eo, et vt non ſui anxius, cum fide audiebatur. Ann. 4. 59. 3. Tigellinus, da er den Burrhus unterdrücken wollte, der ſich ſeines eignen Vortheils wegen dem Nero geneigt bewies, ſagt, er ſehe auf nichts, als auf des Nero Wohlſeyn. Non ſe vt Burrhum, diuerſas ſpes, ſed ſolam incolumitatem Neronis ſpectare. Ann. 14. 57. 4. Alle Miniſter reden dieſe Sprache; aber ihr Herz und ihre Handlungen ſtrafen ſie oft Lügen.

(**) Tiberius machte deshalb einen Senator lächerlich, weil er in dem Senate von den Angelegenheiten ſeiner Familie geredet; und ſagte, der Senat wäre deswegen angeſtellet, damit darinn von öffentlichen Sachen, und nicht von denen, die Privatperſonen angiengen, geredet würde. Nec ideo a maioribus conceſſum eſt, egredi aliquando relationem, et quod in commune conducat loco ſententiae proferre, vt priuata negotia, res familiares noſtras hic augeamus. . . . . Efflagitatio intempeſtiua et improuiſa, cum aliis de rebus conuerint perſurgere. Ann. 2. 38. 2.

(***) So verſtund es Tiberius, da er zum Sejanus ſagte: Ich will itzo nicht entdecken, was ich noch

Aemtern und Reichthum überſchütten, ſo, daß er keine andre Ehre und Reichthümer begehren kann, und erkennen muß, es würde unmöglich ſeyn, unter einem andern Herrn es ſo weit zu bringen.

Der Fürſt und Miniſter die ſich ſo bezeigen, können ſich auf einander verlaſſen; bezeigen ſie ſich aber anders, ſo wird allemal der Fürſt oder der Miniſter Schaden davon haben.

noch im Sinne habe, und in was für genaue Verknüpfung ich mich mit dir ſetzen will. Nur ſo viel will ich ſagen, nichts ſey ſo erhaben, deſſen deine Tugenden und deine Neigung gegen mich nicht würdig wären. Ich werde es auch bey Gelegenheit weder im Senat, noch öffentlich vor dem Volke verſchweigen. Ipſe, quid intra animum volutauerim, quibus adhuc neceſſitudinibus immiſcere te mihi parem, omittam ad praeſens referre. Id tantum aperiam, nihil eſſe tam excelſum, quod non virtutes iſtae, tuusque in me animus mereantur, datoque tempore vel in ſenatu, vel in concione non reticebo. Ann. 4. 40. 9. Philipp der andre, König von Spanien, ſagte zu ſeinem erſten Miniſter, dem Gometz: Beſorget ihr das Meinige, ich will das Eurige beſorgen.

Das drey und zwanzigste Kapitel.

Wie man die Schmeichler meiden solle.

Ich kann hier nicht umhin, eines Uebels zu gedenken, das einem Fürsten ungemein schwer zu vermeiden wird, wofern er nicht großen Verstand und Urtheilskraft besitzet; und dieses ist die Schmeicheley, welche an allen Höfen herrschet (*). Denn die Menschen haben so viele Eigenliebe, und betrügen sich so sehr in der guten Meynung von sich selbst, daß es ihnen sehr schwer wird, sich vor dieser Seuche in Acht zu nehmen: Und die, so sich davor in Acht nehmen wollen, gerathen in Gefahr verachtet zu werden.

Denn weil du kein andres Mittel hast, dich vor Schmeichlern zu hüten, als daß du merken lässest, es verdrieße dich nicht, wenn man dir die Wahrheit sagt, so wirst du bald alle Hochachtung verlieren, wenn sich ein ieder die Freyheit nimmt, sie dir zu sagen (**). Ein kluger Fürst muß

(*) Tacitus sagt, die Schmeicheley sey so ein altes Uebel als die Herrschaft. Adulationes, vetus in reip. malum. Ann. 2.

(**) Tiberius haßte die Schmeicheley, und konnte doch die Freyheit nicht leiden. Man wußte also nicht, wie man mit ihm reden wollte. Augusta et lubrica oratio

muß alſo die Mittelſtraße gehen, und verſtändige Leute wählen, denen allein er erlaubet, ihm von Dingen, worüber er ſie fraget, die Wahrheit zu eröffnen, ohne daß ſie ſich um das Uebrige bekümmern dürfen. Er muß aber nach allem fragen, ihre Meynung hören, und darnach ſeinem Urtheile folgen; ſich aber gegen ſie ſo bezeigen, daß iedermann glauben muß, ie freyer man mit ihm rede, ie angenehmer ſey man ihm (*). Außer ihnen aber muß er keinen andern mehr hören, ſondern feſt dabey bleiben, was er beſchloſſen hat.

Fängt es ein Fürſt anders an, ſo verderben ihn entweder die Schmeichler, oder er ändert ſeine Meynung ſo oft, als er iemand höret, und dadurch wird er verächtlich (**).

Ich will es dadurch erläutern, was der P. Lucas von dem Kaiſer Maximilian ſagt: Der Kaiſer fragte niemand um Rath, und thäte doch

oratio ſub principe, qui libertatem metuebat, adulationem oderat. Ann. 2. 87. 3.

(*) Nach dem Exempel des Königs von Portugall, Johannes des andern, der iemanden, welcher ihn um ein unbeſetztes Land anſprach, antwortete: Ich hebe es vor iemand auf, der mir niemals geſchmeichelt hat.

(**) So machen es ſchwache Geiſter unter den Fürſten; ſie verbieten, was ſie befohlen; und befehlen, was ſie verboten haben. Tacitus ſagt vom Claudius: Ipſe modo huc modo illuc, vt quemque ſuadentium audierat, promtus huc illuc circumagi, quae iuſſerat vetare, quae vetuerat iubere. Ann. 12 1. 4.

auch nichts nach seinem Kopfe. *Das kommt daher, weil er gerade das Gegentheil von demjenigen thut, was ich bemerket habe. Er vertrauet seine Heimlichkeiten keinem Menschen: Wenn man nun sein Vorhaben entdeckt, so wird ihm im Rathe widersprochen; und er folget nach seiner gelinden Gemüthsart ihren Vorstellungen. Man kann also auf seine Berathschlagungen nicht bauen; denn was er heute fest setzet, daß stößt er morgen wieder um (*).

Ein Fürst muß demnach über alles Rath annehmen, wenn er will; nicht, wenn andre wollen; so daß niemand ihm eher rathen darf, als wenn er dazu Befehl bekommt. Er muß ohne Aufhören fragen, und alsdenn gelassen anhören was man ihm antwortet. Merkt er aber, daß iemand mit der Sprache nicht heraus will, muß er zeigen, daß er es ungnädig nehme.

Diejenigen irren sich sehr, die da glauben, ein Fürst der sich rathen lässet, sey nicht vor sich selbst, sondern nur durch den Rath klug den man ihm giebt (**).

Denn

(*) Man will sagen, Leopoldus habe dieses vom Maximilianus geerbet.

(**) Niemals spricht Gracian in seinem Orakel, ist der Ruhm des Herrn dadurch vermindert worden, daß er vortreffliche Minister gehabt. Alle Ehre vom guten Ausschlag, und aller Schimpf fällt vielmehr auf die Haupturſache, den Herrn, zurücke. Der Ruf wendet sich allemal zu den allererſten Urhebern.

Sie

Denn es ist eine allgemeine und untrügliche Regel: Einem Fürsten, der nicht vor sich selbst klug ist, könne auch nicht gerathen werden: es wäre denn, daß er sich von ohngefähr von einem sehr klugen Manne lenken ließe; und in diesem Fall könnte er ja wohl gut gezogen werden; allein es würde nicht lange Bestand haben: denn ein solcher Minister würde ihn bald um sein Land bringen.

Hat aber ein Fürst, der nicht weise ist, viele Rathgeber, so wird er nicht fähig seyn, ihre unterschiedenen Vorschläge zu vereinigen (*). Alle werden nur an ihr eignes Bestes denken (**), und so, daß er es nicht einmal gewahr wird. Da nun die Menschen immer böse sind, wo man ihnen nicht eine Verbindlichkeit auflegt, gut zu seyn, so wird ein Fürst, der die Menschen nicht kennet, schlecht bedienet werden.

Ich schließe demnach: Guter Rath sey der Klugheit des Fürsten, und nicht die Klugheit des Fürsten gutem Rathe zuzuschreiben.

Sie spricht nicht: Dieser Herr hat gute oder schlechte Minister gehabt, sondern er ist ein guter oder schlechter Künstler gewesen. Man muß also recht gute Minister zu wählen suchen; denn auf ihnen beruhet die Unsterblichkeit des Ruhms.

(*) Das drücket Tacitus so aus: Neque alienis consiliis regi, neque sua expedire. Hist. 3. 73. 2.

(**) Solche nennet Tacitus: Sibi quisque tendentes, quia apud infirmum metu et maiore premio peccatur. Hist. 1. 13. 3. 12. 4.

Das vier und zwanzigſte Kapitel.

Warum die italiäniſchen Fürſten ihre Länder verlohren haben.

Ein neuer Fürſt, der dasjenige, was ich droben ausgeführet, klüglich in Acht nimmt, wird gewiß das Anſehen haben, er ſey alt, ja er wird in ſeinem Staate ſichrer ſeyn, als wenn er ein Erbfürſt wäre. Denn weil man auf eines neuen Fürſten Handlungen aufmerkſamer iſt, als eines, der die Regierung geerbet, ſo wird er, wenn man erkennet, er ſey weiſe, ſich durch ſeine Verdienſte bey ſeinen Unterthanen mehr Gewogenheit zuwege bringen, als ihm die natürliche Erbfolge verſprechen könnte. Denn die Menſchen halten ſich mehr an das Vergangene, und wenn ihnen wohl iſt, ſuchen ſie ſich nicht zu verändern (*). Ja ſie vertheidigen vielmehr den Fürſten mit aller Macht, wenn er nur in andern Dingen ſeinen Pflichten gemäß verfähret.

Alsdenn wird der Fürſt einen doppelten Ruhm davon tragen, daß er ein neues Fürſtenthum angefangen, und es durch gute Geſetze, gute Waffen, gute Freunde und gute Exempel beſtätiget hat. Dagegen wird derjenige doppelten

(*) So ſagt Tacitus: Tuta et praeſentia, quam vetera et periculoſa malunt. Ann. 1. 2. 3. Anteponunt praeſentia dubiis. Hiſt. 1. 28. 2.

ten Schimpf davon haben, der ein Fürst gebohren ist, und seinen Staat durch seine geringe Klugheit eingebüßet hat.

Wenn man betrachtet, wie es zugegangen, daß der König von Neapolis, der Herzog von Mayland, und andre zu unsern Zeiten ihren Staat verlohren haben; so wird man erstlich an ihnen den gemeinen Fehler bemerken, der sich in Ansehung ihrer Verfassung mit den Waffen zeiget, davon ich droben ausführlich gehandelt habe. Nachher wird man gewahr werden, daß sie sich selbst ins Verderben gestürzet; entweder weil sie sich bey dem Volke verhaßt gemacht, oder, weil sie sich der Gunst der Großen nicht versichert haben.

Denn, wofern man nicht in einen von diesen Fehlern verfällt, so verlieret man ein Land, das eine gute Armee halten kann, nicht leicht. Philippus von Macedonien, nicht der Vater Alexanders des Großen, sondern der, so vom Titus Quintus überwunden ward, hatte gegen die Römer und Griechen zu rechnen, die ihn angriffen, kein großes Land. Weil er aber ein guter Soldat war, und sich das Volk nebst den Grossen zu Freunden zu erhalten wußte, konnte er doch den Krieg viele Jahre nach einander fortsetzen; und wenn er gleich einige Städte verlohr, so erhielt er doch das Reich.

Unsre Fürsten dürfen es also nicht dem Glücke, sondern ihrer schlechten Verfassung beymessen, daß sie um ihr Land gekommen sind.

Denn

Denn weil ſie nicht darauf gedacht haben, daß eine Veränderung vorgehen möchte; wie denn die Leute gemeiniglich bey ſtillem Wetter, Sturm und Ungewitter nicht zu befürchten pflegen; ſo haben ſie, wenn der Feind anrückte, an ſtatt ſich zu wehren, die Flucht ergriffen: In Hoffnung, ihr Volk würde aus Mißvergnügen über den Sieger ſie gewiß wieder zurück rufen. Das iſt nun ein Weg, den man zwar gehen kann, wenn kein andrer vorhanden iſt; allein wenn man beſſere Mittel ſich zu helfen weis, iſt dieſes ſehr ſchimpflich. Wäre es nicht thöricht, ſelbſt fallen zu wollen, weil man iemand anzutreffen hoffet, der einem wieder aufhelfen würde? Denn, entweder fügt es ſich nicht; oder, wenn es ſich füget, ſo hebet er dich gewiß auf deine Koſten auf; und du biſt in den Händen deſſen, der dich vertheidiget. Keine Vertheidigung iſt gut und ſicher, als die durch dich ſelbſt und deine eigne Herzhaftigkeit geſchiehet.

Das fünf und zwanzigste Kapitel.

Von dem Einflusse des Glücks in die Geschäfte der Welt, und wie man ihm widerstehen könne.

Ich weis, daß viele Leute ehemals geglaubet, und noch glauben, die Welt werde dergestalt von der göttlichen Vorsehung, oder auch vom Glücke regieret, daß die Klugheit der Menschen daran keinen Theil habe; woraus denn folget, daß man sich dem Schicksal und Zufall überlassen, und um nichts weiter bekümmern müsse (*). Man hat zu unsern Zeiten so seltsame

(*) Tacitus, der ein Epicurer war, sagt fast eben dieses: Es ist ungewiß, ob die menschlichen Dinge durch das Schicksal und eine unveränderliche Nothwendigkeit, oder durch den Zufall so fort gewälzet werden. Einige ziehen das Schicksal herbey: dessen Kraft sie nicht von den Sternen, sondern von den Verbindungen der natürlichen Ursachen herleiten: Und dennoch lassen sie uns eine Wahl im Leben. Wenn wir aber dieselbe getroffen, so sey die Ordnung des Bevorstehenden gewiß. In incerto iudicium est, fatone res mortalium et neceſſitate immutabili, an forte voluantur. Fatum quidem congruere rebus putant, ſed non e vagis ſtellis, verum apud principia et nexus naturalium cauſſarum. Attamen electionem vitae nobis relinquunt; quam vbi elegeris, certum imminentium ordinem. Ann. 6.22.1. davon, daß Machiavell sagt, die menschliche Klugheit habe

an

Denn weil ſie nicht darauf gedacht haben, daß eine Veränderung vorgehen möchte; wie denn die Leute gemeiniglich bey ſtillem Wetter, Sturm und Ungewitter nicht zu befürchten pflegen; ſo haben ſie, wenn der Feind anrückte, an ſtatt ſich zu wehren, die Flucht ergriffen: In Hoffnung, ihr Volk würde aus Mißvergnügen über den Sieger ſie gewiß wieder zurück rufen. Das iſt nun ein Weg, den man zwar gehen kann, wenn kein andrer vorhanden iſt; allein wenn man beſſere Mittel ſich zu helfen weis, iſt dieſes ſehr ſchimpflich. Wäre es nicht thöricht, ſelbſt fallen zu wollen, weil man iemand anzutreffen hoffet, der einem wieder aufhelfen würde? Denn, entweder fügt es ſich nicht; oder, wenn es ſich füget, ſo hebet er dich gewiß auf deine Koſten auf; und du biſt in den Händen deſſen, der dich vertheidiget. Keine Vertheidigung iſt gut und ſicher, als die durch dich ſelbſt und deine eigne Herzhaftigkeit geſchiehet.

Das fünf und zwanzigste Kapitel.

Von dem Einflusse des Glücks in die Geschäfte der Welt, und wie man ihm widerstehen könne.

Ich weis, daß viele Leute ehemals geglaubet, und noch glauben, die Welt werde dergestalt von der göttlichen Vorsehung, oder auch vom Glücke regieret, daß die Klugheit der Menschen daran keinen Theil habe; woraus denn folget, daß man sich dem Schicksal und Zufall überlassen, und um nichts weiter bekümmern müsse (*). Man hat zu unsern Zeiten so seltsame

(*) Tacitus, der ein Epicurer war, sagt fast eben dieses: Es ist ungewiß, ob die menschlichen Dinge durch das Schicksal und eine unveränderliche Nothwendigkeit, oder durch den Zufall so fort gewälzet werden. Einige ziehen das Schicksal herbey: dessen Kraft sie nicht von den Sternen, sondern von den Verbindungen der natürlichen Ursachen herleiten: Und dennoch lassen sie uns eine Wahl im Leben. Wenn wir aber dieselbe getroffen, so sey die Ordnung des Bevorstehenden gewiß. In incerto iudicium est, fatone res mortalium et necessitate immutabili, an forte voluantur. Fatum quidem congruere rebus putant, sed non e vagis stellis, verum apud principia et nexus naturalium caussarum. Attamen electionem vitae nobis relinquunt; quam vbi elegeris, certum imminentium ordinem. Ann. 6.22.1. davon, daß Machiavell sagt, die menschliche Klugheit habe

an

ſame Veränderungen geſehen, und es gehet noch täglich ſo vieles, wider aller Menſchen Vermuthen, vor, daß dieſe Meynung ſehr eingeriſſen iſt; und ſo oft ich daran gedenke, finde ich mich geneigt ihr beyzutreten.

Weil wir aber doch unſern freyen Willen nicht gänzlich verlohren haben, ſo dünket mich, man könne ſagen, das Glück ſey über die Hälfte unſrer

an den Geſchäften und Begebenheiten der Menſchen wenigen oder gar keinen Theil, giebt Tacitus an dem Claudius ein ſchönes Exempel, den das Glück zum Kaiſerthrone beſtimmte; indeſſen, daß die Menſchen ganz anders gedachten. Je mehr ich, ſagte er, alte und neue Begebenheiten überdenke, ie mehr nehme ich die Schlüpfrigkeit und Ungewißheit bey allen menſchlichen Geſchäften wahr. Ruf, Hoffnung, Ehrfurcht beſtimmte eher iedem andern den Thron, als dem, welchen das Glück verſteckt hielt, und ihn nachher erhob. Mihi, quanto plura recentium ſeu veterum reuoluo, tanto magis ludibria rerum mortalium cunctis in negotiis obſeruantur: Quippe fama, ſpe, veneratione, potius omnes deſtinabantur imperio, quam quem futurum principem fortuna in occulto tenebat. Ann. 3. 18. 6. Das Glück, ſpricht Gracian, das ſo berühmte und ſo wenig bekannte Glück, iſt nichts anders als die große Mutter der Zufälle, und die große Tochter der herrſchenden Vorſehung, welche ſich mit allen untergeordneten Urſachen verbindet, theils ſie zu bewegen, daß ſie wirken. Dieſe unbedingte, unerforſchliche, unerbittliche Königinn lachte dieſen an, und kehrte jenem den Rücken zu. Bald iſt ſie Mutter, bald Stiefmutter, nicht aus Leidenſchaft, ſondern durch ein unbegreifliches Geheimniß der Gerichte Gottes. S. ſeinen Heros. Kap. 10.

unsrer Handlungen Meister, und lasse uns etwan über die andre Hälfte die Aufsicht (*).

Ich vergleiche es mit einem schnellen Strome, der, wenn er austritt, das Land überschwemmet, Bäume aus der Erde reisset, Häuser umstürzet, ein Stück Land von einem Ort an den andern fortführet, ohne daß sich iemand seinem Wüten widersetzen könne, noch dürfe: Und der doch, wenn er stille ist, nicht hindert, daß man Wälle und Dämme aufführe, die auf ein andermal sein Austreten zurück halten, oder doch seinen heftigen Lauf brechen.

Mit dem Glücke ist es eben so beschaffen. Wenn ihm nichts widerstehet, so übet es alle seine Macht aus. Es richtet alle seine Gewalt dahin, wo es weis, daß ihm weder Damm noch Schranken entgegen sind.

Sehet ihr Italien an, das doch die Schaubühne dieser großen Veränderungen gewesen, und sie, so zu reden, in den Gang gebracht hat, so werdet ihr finden, daß es ein Land ohne Dämme und Schutzwehren ist. Wäre es aber auf seiner Huth gewesen, wie Deutschland, Spanien und Frankreich, so würde es entweder von der Ueberschwemmung der Fremden gar frey geblieben seyn, oder dieselben würden doch nicht so weit um sich gegriffen haben.

Ich

(*) Der Fortgang, spricht Seneca, ist nicht in der Gewalt des Weisen. Wir fangen ein Ding an, das Glück vollendet es. S. seinen 124den Brief.

Ich will nicht ein mehreres überhaupt davon sagen, wie man dem Glücke begegnen solle; sondern auf besondre Fälle kommen. Was ist Schuld daran, daß ein Fürst, der heute im Glücke sitzet, morgen umkommt, ohne daß er sich in seinem Verstande und Bezeigen im geringsten geändert hätte? Meines Erachtens ist, wie ich schon gezeigt habe, dieses Ursache, weil er sich bloß auf das Glück verlassen hat, und also fallen muß, wenn dieses fällt.

Ich glaube auch, derjenige sey glücklich, der sich mit seinem Vornehmen in die Zeit schicket; und daß folglich nur der unglücklich sey, der diese Geschicklichkeit nicht besitzet. Denn der Augenschein giebt es, daß die Menschen zu ihrem vorgesetzten Zwecke zu kommen, welches allemal der ist, Ehre und Reichthum zu erlangen, alle unterschiedene Wege gehen.

Einer greift sein Werk mit Bedacht an, der andre nicht; einer braucht Gewalt, der andre List; einer Gelassenheit, der andre Heftigkeit: Mittel, dadurch es dem einen so wohl als dem andern gelingen kann. Man siehet auch, daß von zweenen, die eben den Weg gehen, einer zum Ziel gelanget, der andre nicht; Und daß zween andre von ganz widriger Gemüthsbeschaffenheit, darunter einer mäßig, der andre unbändig ist, alle beyde erlangen, was sie suchen; welches doch nur von dem Unterschiede der Zeiten, die ihrer Aufführung günstig oder zuwider sind, entstehen kann.

Daher

Daher kommt es, was ich zuvor gesagt, daß zween, die unterschiedne Wege ergreifen, einerley Ausgang haben; und daß die, so zu gleicher Absicht eilen, nicht gleich dazu gelangen. Darauf beruhet auch das Böse und Gute. Denn wenn dem, der sich gelassen und vorsichtig bezeiget, Zeit und Umstände so zu statten kommen, daß sein Bezeigen gut ist, so hat er Glück. Wenn sich aber Zeiten und Umstände ändern, so stürzt er sich in das Verderben, weil er sein Bezeigen nicht geändert hat (*).

Kein Mensch aber ist so klug, daß er sich allemal der Zeit gemäß zu bezeigen wüßte: Theils, weil man seinem eignen Triebe nicht widerstehen, theils, weil man sich nicht entschließen kann, eine Fahrt zu verlassen, auf der man allezeit in den Hafen eingelaufen ist. Deswegen kann ein gesetzter Mensch nicht heftig seyn, wenn er es seyn sollte, und das schadet ihm; da doch das Glück sich nicht

(*) Pietro Soderino, spricht Machiavell, verfuhr in allen Dingen gelinde und gelassen, und er befand sich nebst seinem Vaterlande wohl dabey, so lange als die Zeit solches Verfahren erforderte. Als aber die Zeit kam, daß er Strenge brauchen sollte, und er sich dazu nicht entschließen konnte, erfolgte sein und seines Vaterlands Verlust. Denn wenn er sich seines Ansehens als Gonfaloniere hätte bedienen wollen, so hätte er alle vom Hause Medicis stürzen, und sein Vaterland in Freyheit erhalten können. Disc. B. 3. c. 3. 9.

ändern würde, wenn er seine Aufführung nach den Zeiten und Umständen änderte (*).

Der Pabst Julius der andre war in allem heftig; und es gelung ihm immer, weil die Zeiten und Umstände es so erforderten. Man erinnre sich der ersten Unternehmungen auf Bologna, bey dem Leben des Johannes Bentivoglio.

Bey den Venetianern machte sie Aufsehen; die Könige von Frankreich und Spanien urtheilten allerley davon: Und nichts destoweniger gieng er selbst nach Bologna, ohne daß sich Venedig und Spanien rühren durften; jenes, weil es sich fürchtete; dieses, weil es gern ganz Neapolis wieder haben wollte. Außer dem durfte ihm auch der König von Frankreich, der die Venetianer gern demüthigen wollte, seinen Beystand nicht abschlagen, aus Furcht, ihn zu beleidigen.

Julius richtete also mit einem wilden und heftigen Wesen dasjenige aus, was ein andrer Pabst mit

(*) Will man wissen, sagt Machiavell im gedachten 9ten Kap. warum das Glück den Menschen verläßt? Deswegen, weil es die Zeiten ändert, der Mensch aber sein Verfahren nicht ändert. Als man jenen König von Sparta beschuldigte, er wäre veränderlich, gab er zur Antwort: Ich ändre mich nicht, sondern die Umstände ändern sich. Drum giebt auch Tacitus den Rath: Morem accommodari prout conducat, Ann. 12. 6. 4. Remissum aliquid et mitigatum quia expedierit. Ann. Man hat, wie Cicero sagt, diejenigen allezeit für weise gehalten, die sich in die Zeit zu schicken gewußt. Tempori cedere, id est, necessitati parere, semper sapientis est habitum.

mit aller menschlichen Klugheit nicht zu Stande gebracht hätte.

Sein Unternehmen aber wäre gewiß zurück gegangen, wenn er, wie ein ieder andrer Pabst gethan haben würde, seine Abreise von Rom so lange verschoben hätte, bis er alle nöthige Zubereitungen gemacht. Denn Frankreich würde viele Entschuldigungen gewußt, und die andern ihm viele Furcht erwecket haben.

Von seinen übrigen Verrichtungen will ich nichts gedenken. Sie sind sich alle ähnlich, und alle glücklich gewesen. Der Tod hat ihm nicht Zeit gelassen, eine Aenderung zu sehen (*). Denn wenn eine Zeit gekommen wäre, da er hätte gelassen verfahren müssen, so wäre er verlohren gewesen; denn er konnte sich seiner natürlichen Heftigkeit niemals entschlagen.

Ich schließe aus allem dieses: Ein Mensch, der sich feste vornimmt, immer eben denselben Weg fortzugehen, ist glücklich, so lange sich sein Bezeigen mit dem Glücke vereiniget; und unglücklich, so bald sich dieses ändert, und er sich nicht auch ändern will.

(*) Nardi spricht, es sey ihm alles mehr durch Glück als Klugheit gelungen, und er habe nicht zu einer glücklichern und vor den päbstlichen Stuhl rühmlichern Zeit sterben können. Siehe das 6 Buch seiner Historie. Von ihm kann man die Worte des Paterculus brauchen: Vir inquies et vltra fortem temerarius.

Uebrigens halte ich dafür, es sey besser heftig, als vorsichtig zu seyn. Denn das Glück ist ein Weib, mit dem man nicht auskommen kann, wo man es nicht prügelt, und quälet. Die Erfahrung lehret auch, daß es sich eher von hitzigen als kaltsinnigen Geistern zwingen lässet, und deswegen der jungen Leute Freund ist, weil diese mehr heftig und kühn, als vorsichtig sind (*).

(*) Tacitus sagt vom Cerialis, des Vespasianus Verwandten und General: Er gäbe wenige Zeit zu Ausrichtung seiner Befehle; entschlösse sich bald, und es gelünge zu seinem Ruhm; er habe Glück, auch da es an der Kunst fehlte. Cerialis parum temporis ad exsequenda imperia dabat; subitus consiliis, sed euentu clarus. Aderat fortuna, etiam vbi artes defuissent. Hist. 5. 21. 5. Deswegen hatte Hannibal Recht, wenn er das Glück die Stiefmutter der Klugheit nennte. Der Marquis von Marignan sagte zu Carln dem fünften, es wäre nicht nur unbeständig, wie ein Weib, sondern auch närrisch und scherzhaft wie die Jugend. Siehe Gracians Heros. Kap. 2.

Das sechs und zwanzigste Kapitel.

Von den unterschiednen Arten der Unterhandlungen, und den Ursachen der Kriege, die gerecht zu nennen sind.

Ermahnung, Italien von den Barbaren zu befreyen.

Wenn ich mir nun alles, was ich in den vorhergehenden Kapiteln abgehandelt habe, ordentlich vorstelle, und dabey überdenke, ob die gegenwärtigen Umstände vor einen neuen Fürsten, der eine neue Regierungsform in Italien einführen wollte, die ihm Ehre, und dem ganzen Lande Nutzen schafte, vortheilhaft wären; so finde ich so vieles, das zur Beförderung dieses Unternehmens zusammen kommt, daß ich nicht weis, ob jemals eine bequemere Zeit dazu kommen könne. Mußte das Volk Israel in der egyptischen Dienstbarkeit stehen, wenn man wissen sollte, was Moses für ein Mann sey; mußten die Perser von den Medern unterdrückt seyn, damit des Cyrus Tapferkeit sich zeigen konnte; mußten die Athenienser zerstreuet seyn, und in der Irre herum gehen, damit des Theseus Vortrefflichkeit an den Tag käme: So muß auch Italien itzo so elend, bedrängter, als die Perser, zerstreueter als die Athenienser, ohne Haupt, ohne Gesetze, verachtet, zerrissen, geplündert, und

von Fremden in Sklaverey gesetzt seyn, damit die Größe des Verstandes eines Italiäners recht in die Augen fallen möchte.

Man hat zwar von Zeit zu Zeit einige herzhafte Leute gesehen, von denen man glaubte, sie wären von Gott gesandt, es zu befreyen; allein das Glück hat sie mitten in ihren besten Bemühungen verlassen.

Italien also, das so zu reden den letzten Odem holet, hoffet noch, daß iemand auftrete, der dem Leiden der Lombardey des Königreichs Neapolis (*) und des Toscanischen Gebiets (**) ein Ende mache; und seine Wunden und Schwären heile, welche die Zeit fast unheilbar gemacht hat. Es bittet Gott, ihm iemand zu senden, der es von dem unerträglichen Joche fremder Herrschaft befreye. Es ist ganz bereit, einer Fahne zu folgen, wenn sie nur ein tapfrer Mann ergreifen will.

Es kann aber itzo auf niemand eine festere Hoffnung setzen, als auf dero Haus. Dieses hat gegenwärtig den päbstlichen Stuhl besetzt, und ist von Gott so sichtbarlich begnadiget, daß es durch seine Klugheit, und durch sein Glücke das Haupt dieses ruhmwürdigen Unternehmens werden kann. Was dero

(*) Man merke, daß Machiavell hier zum Laurentius von Medicis der Prophezeyung der Sterndeuter gemäß redet, die sie in den ersten Monaten, da Leo der zehende auf den Stuhl gekommen, gethan; daß nämlich Julianus, sein Bruder, König von Neapolis, und Laurentius, sein Vetter, Herzog von Mayland werden würden. S. Nardi Florent. Hist. B. 6.

(**) Nardi sagt zweymal in eben diesem Buche, Laurentius wollte sich zum Herrn von Florenz machen.

dero Perſon betriffe, ſo kann es Ihnen nicht ſehr ſchwer werden, wenn ſie die obgedachten Exempel vor Augen haben. Denn ob es gleich außerordentliche und bewundernswürdige Menſchen waren, ſo waren es doch nur Menſchen, und nicht einer unter ihnen allen hat ſo vortreffliche Gelegenheit dazu gehabt, als ſich itzo zeiget. Ihre Sache war auch nicht beſſer als die Ihrige, Hochgebohrner Fürſt, und Gott nicht mehr vor ſie als vor E. Gnaden. Hier iſt nichts als Gerechtigkeit.

Denn ieder nothwendiger Krieg iſt gerecht; und die Waffen, die zur Vertheidigung eines Volks, das ſich anders nicht zu helfen weis, ergriffen werden, ſind Waffen des Mitleidens. Alles vereiniget ſich zu dieſem Vorhaben; und wo gute Anſtalten ſind, da können die Schwierigkeiten nicht groß ſeyn; es wäre denn, daß man von dem Wege derer abweichet, die ich zu Muſtern vorgeſtellet. Man ſiehet auch über dieſes außerordentliche Zeichen: Das Meer hat ſich getheilet; eine Wolke den Weg gewieſen; ein Fels Waſſer gegeben; das Manna iſt vom Himmel gefallen; kurz, alles hat das Seinige beygetragen, E. Gnaden groß zu machen. Nun iſt es an uns, das Uebrige zu thun. Gott wollte nicht alles ihun, um uns nicht unſern freyen Willen, und das Antheil an der Ehre zu nehmen, die uns zukommt.

Es iſt kein Wunder, wenn nicht ein einziger von allen obgenannten Italiänern dasjenige hat ausrichten können, was man von Dero Hauſe hoffet; und daß Italien in ſeinen Kriegen ſo unglücklich geweſen, als wenn die Tapferkeit ſich aus demſelben ganz und

gar verlohren hätte. Denn daran iſt nichts anders Urſache, als dieſes, daß der alte Kriegsgebrauch, den es beobachtete, nicht mehr taugte, und niemand etwas beſſers erfinden konnte.

Nichts macht einem Fürſten, der erſt die Regierung angetreten, ſo große Ehre, als wenn er neue Geſetze, und neue Zucht und Policey einführet. Sind ſie aber wohl gegründet, und legen ſeine Größe und Hoheit an den Tag, ſo bringen ſie ihm ſo gar Ehrfurcht und die größte Hochachtung zuwege.

In Italien fehlt es nicht an Materie, der man eine Geſtalt geben kann, wie man will. Es fehlet nicht den Gliedern an Tapferkeit, ſondern an Häuptern. So mancher Zweykampf, ſo mancher Streit unter Privatperſonen zeiget von der Italiäner großen Stärke und Geſchicklichkeit. Allein warum thun ſie nichts, wenn ſie bey der Armee ſind? Deswegen, weil ſie ſo ſchwache Anführer haben, denen die, ſo ihr Handwerk verſtehen, nicht folgen wollen. Jedermann aber bildet ſich ein es zu verſtehen, und noch niemand hat dem andern nachgeben wollen, wenn er gleich noch ſo große Verdienſte vor ſich gehabt.

Aus dieſer Urſache haben in allen Kriegen, die wir ſeit zwanzig Jahren gehabt, die Armeen, ſo nur aus Italiänern beſtanden, nichts rechts gethan. Der Tar, Alexandria, Capua, Genua, Vaila, Bologna, Meſtre, können davon zeugen. Wenn alſo das Haus Medicis in die Fußtapfen jener vortrefflichen Männer treten will, welche das Land von der Bedrückung der Fremden befreyet haben; ſo muß es vor allen Dingen den Grund zu großen Unternehmungen le-

gen,

gen, das iſt, eigene Soldaten halten: denn beßre und treuere giebt es nicht. Und wenn gleich jeder einzelner Soldate gut iſt, ſo werden doch alle zuſammen beſſer werden, wenn ſie ſehen, daß ihr eigner Fürſt ſie anführet, ehret und belohnet.

Es iſt daher nöthig, ſich eine einheimiſche Armee anzuſchaffen, damit man im Stande ſey den Fremden zu widerſtehen. Die ſchweizeriſchen und ſpaniſchen Fußvölker werden für furchtbare Soldaten gehalten; beyde aber haben ihre Fehler; und eine mittlere Mannſchaft könnte ihnen widerſtehen und ſie ſchlagen. Die Spanier können keine Reuterey aushalten, und die Schweizer fürchten ſich vor Fußvölkern, weil ſie ſo hartnäckig zum Schlagen ſind, als ſie.

Man hat es ſchon erfahren, und wird es noch ferner erfahren, daß die Spanier der franzöſiſchen Reuterey weichen müſſen, und die Schweizer von den ſpaniſchen Fußvölkern geſchlagen ſind. Bey den Schweizern hat man wenigſtens in der Schlacht bey Ravenna eine Probe geſehen, als die ſpaniſchen Fußvölker auf die Deutſchen ſtießen, welche mit den Schweizern gleiche Ordnung halten. Denn die Spanier drungen vermittelſt ihrer Hurtigkeit und Schilde durch die deutſchen Piken, ohne daß ſie ſich helfen konnten, und wären gewiß gänzlich geſchlagen worden, wenn nicht die Reuterey auf die Spanier eingedrungen wäre.

Da man alſo den Fehler dieſer beyden Fußvölker kennet, wäre es ja leicht eine neue Art aufzurichten, die den Fußvölkern und Reutern gewachſen wäre: Denn man dürfte nur die Art zu fechten verändern.

Der-

Dergleichen Erfindungen machen einem neuen Fürſten Ehre und Anſehen.

Man muß daher dieſe ſchöne Gelegenheit nicht aus den Händen laſſen. Es iſt Zeit, daß Italien nach ſo langem Leiden endlich ſeinen Erlöſer ſehe. Ich kann nicht beſchreiben, mit was für Zärtlichkeit und Erkenntlichkeit er in allen Provinzen aufgenommen werden würde, die von dem Strome fremder Waffen überſchwemmet ſind, und ſchon ſo viele Jahre her Rache kochen. Wo ſind wohl die Städte, die ihm ihre Thore verſchließen, und die Völker, die ihm den Gehorſam verſagen würden? Wo iſt der Neid, den er zu bekämpfen haben würde? Würde auch wohl ein einziger Italiäner ſich weigern, ihm zu huldigen? Jedermann iſt der barbariſchen Herrſchaft müde. Dero hohes Haus nehme alſo die Sache vor die Hand, mit aller Hoffnung, die man von dem Ausſchlage eines ſo gerechten Unternehmens haben kann, damit unſer Volk unter ſeiner Fahne wieder in die Höhe ſteige, und unter deſſelben Schutz wahr werde, was Petrarcha ſaget:

Gerechtigkeit ruft itzt die tolle Welt zum Streit;
Doch zeigt der kurze Kampf, die alte Tapferkeit.
Sey in der Welſchen Bruſt noch itzo nicht erſtorben.
Die ſonſt Italien ſo großen Ruhm erworben.

Antimachiavell,

oder

Versuch einer Critik

über

Nic. Machiavells

Regierungskunst eines Fürsten.

Nach

des Herrn von Voltaire Ausgabe
ins Deutsche übersetzt;

wobey aber

die verschiedenen Lesarten und Abweichungen
der ersten Haagischen, und aller andern
Auflagen, angefüget worden.

Hanover und Leipzig,
bey Johann Wilhelm Schmidt, 1756.

Anti-Machiavell,

oder

Versuch einer Critik

über

Nic. Machiavells

Regierungskunst

eines Fürsten.

Vorrede.

Ich glaube denen Menſchen einen Dienſt zu erweiſen, weñ ich den Verſuch der Critik über den Machiavell ans Licht ſtelle. Der hohe Verfaſſer dieſer Widerlegung iſt eine der großen Seelen, welche der Himmel nur ſelten bildet, um durch deren Lehren und Beyſpiele das menſchliche Geſchlecht tugendhaft zu machen. Er brachte vor einigen Jahren dieſe Gedanken zu Papier, in der einzigen Abſicht, Wahrheiten zu ſchreiben, die ihm ſein Herz eingab. Er war noch ſehr jung, und wollte ſich dadurch zur Weisheit und Tugend gewöhnen. Er gedachte niemand, als ſich ſelbſten Lehren zu geben; aber dieſe Lehren, ſo er ſich gegeben, verdienen die Lehren aller Könige, ja wohl gar die Quelle des Glücks der Menſchen zu ſeyn. Er erzeigte mir die Ehre, mir ſein Geſchriebenes zu ſenden, und ich erachtete es vor meine Schuldigkeit, denſelben um Erlaubniß zu bitten, ſolches durch den Druck bekannt machen zu dürfen. Der Gift des Machiavells iſt allzu bekannt: der Gegengift mußte es auch ſeyn. Man bemühete ſich mit dem größten Verlangen um Abſchriften; Es giengen davon ſchon viele

fehler-

fehlerhafte herum, und das Werk würde verstümmelt zum Vorschein gekommen seyn, wenn ich nicht Sorge getragen hätte, gegenwärtigen richtigen Abdruck zu liefern, nach welchem sich die Buchhändler, denen ich damit ein Geschenke mache, hoffentlich richten werden. Man wird sich sonder Zweifel verwundern, wenn ich den Lesern sagen werde, daß derjenige, so im Französischen so edel, so zierlich und oft so rein schreibet, ein Fremder sey, der niemals nach Frankreich gekommen ist. Man wird so gar finden, daß er sich viel besser ausdrücket, als Amelot de la Houssage, den ich der Widerlegung mit beydrucken lassen. Ich bekenne, daß dieses etwas unerhörte; aber so glücklichen Fortgang hat derjenige, dessen Werk ich ans Licht stelle, in allen Sachen gehabt, worauf er sich legen wollen. Es ist wenig daran gelegen, ob er ein Engländer, Spanier oder Italiäner sey. Die Rede ist hier nicht von seinem Vaterlande, sondern von seinem Buche. Ich halte davor, daß es besser geschrieben, als des Machiavell seines; und es ist ein Glück vor das menschliche Geschlecht, daß endlich einmal die Tugend besser, als das Laster ausgeschmückt worden.

Da mir dieses schätzbare Werk übergeben ist, habe ich mit Fleiß einige Ausdrücke gelassen, die nicht französisch sind, die es aber zu seyn verdienen; und ich getraue mir zu sagen, daß dieses Buch so wohl unsre Sprache, als unsre Sitten vollkommner machen kann. Uebrigens gebe zur

Nach-

Nachricht, daß nicht ein iedes Kapitel eine Widerlegung des Machiavells ist, weil dieser Italiäner nicht die Laster in seinem ganzen Buche prediget. Es sind einige Stellen in dem Werke, so ich hier überliefere, welche vielmehr Betrachtungen über den Machiavell, als Widerlegungen des Machiavells sind. Dieserwegen habe ich dem Buche den Titel vorgesetzet: Versuch einer Critik über den Machiavell.

Da der hohe Verfasser dem Machiavell völlig geantwortet; so werde ich hier mit wenigem die Vorrede des Amelot de la Houssaye beantworten.

Dieser Uebersetzer hat sich vor einen Staatsmann ausgeben wollen; aber ich kann versichern, daß derjenige, so hier den Machiavell widerleget, in der That dasjenige ist, was Amelot seyn wollen.

Das vortheilhafteste, so man vielleicht vom Amelot sagen könnte, ist, daß er Machiavells Buch übersetzet und dessen Regeln vertheidiget, vielmehr in dem Vorhaben, seinem Buche guten Abgang zu verschaffen, als zu überreden. Er schwatzt in seiner Zuschrift sehr vieles von Staatsgründen; allein ein Mensch, der Gesandschaftssecretär gewesen, und das Geheimniß nicht gehabt sich aus dem Elende heraus zu reißen, versteht, meiner Meynung nach, die Gründe der Staatskunst sehr übel.

Er will seinen Schriftsteller durch das Zeugniß des Justus Lipsius rechtfertigen, welcher,

ſagt er, ſo viele Frömmigkeit und Religion, als Wiſſenſchaft und Politik beſeſſen. Ich merke dagegen an: 1) Daß Juſtus Lipſius und alle Gelehrten, einer Lehre, ſo dem menſchlichen Geſchlecht ſchädlich iſt, nicht zum Vortheile zeugen können; 2) Daß die Frömmigkeit und Religion, womit man ſich hier ſehr ungeſchickt breit machet, das Gegentheil lehren; 3) Daß Juſtus Lipſius, der als ein Katholik gebohren, ein Lutheraner, ſo dann ein Calviniſte, und endlich wieder ein Katholik geworden, niemals vor einen frommen Mann angeſehen geweſen, ob er ſchon auf die H. Jungfrau ſehr ſchlechte Verſe gemacht; 4) Daß ſein großes Buch von der Staatskunſt das verächtlichſte unter ſeinen Schriften iſt, ob es ſchon Kaiſern, Königen und Fürſten zugeſchrieben worden; 5) Daß er eben das Gegentheil ſagt, von dem, was Amelot ihm in den Mund leget. „Wollte Gott! ſagt Juſtus Li„pſius, auf dem 9 Blatte der Plantiniſchen „Auflage, daß Machiavell ſeinen Fürſten in den „Tempel der Tugend und der Ehre geführet hät„te. Aber, da er nur allein auf den Eigennutz be„dacht war, hat er ſich von dem königlichen We„ge der Ehrlichkeit zu weit entfernet„. Vtinam Principem ſuum recta duxiſſet ad Templum virtutis et honoris &c. Amelot hatte dieſe Worte mit Fleiß unterdrückt. Es war zu jener Zeit noch die Gewohnheit, ungeſchickte Stellen anzuführen; aber eine ſo nöthige Stelle verfälſchen, heißt nicht pedantiſch ſeyn, oder ſich iren;

ren, sondern lästern. Der große Mann, dessen Buch ich heraus gebe, führet keine Stelle an; aber ich müßte mich gewaltig irren, wenn er nicht auf ewig von allen denen, so Vernunft und Gerechtigkeit lieben, sollte angeführet werden.

Amelot giebt sich alle Mühe zu beweisen, daß Machiavell nicht gottlos sey. Es kommt hier wohl auf die Gottesfurcht an. Ein Mensch giebt der Welt Lehren des Meuchelmords und der Vergiftung, und sein Uebersetzer unterstehet sich von seiner Frömmigkeit zu reden.

Die Leser lassen sich so leicht nichts aufbürden. Amelot mag immerhin sagen, daß seinen Schriftsteller die Franciscaner und Jacobiner sehr gelobet; es ist hier die Rede nicht von Mönchen; sondern von Fürsten, denen Machiavell die Kunst gottlos zu seyn beybringen wollen, eine Kunst, die man, ohne hin, mehr als zu viel verstund.

Ueberdem, glaubte man wohl, den Miriweis, Cartouche, Jacob Clement oder Vavillac zu rechtfertigen, wenn man sagte, daß sie sehr schöne Gedanken von der Religion gehabt? Und wird man sich allezeit dieses heiligen Schleyers bedienen, um die abscheulichsten Laster zu verhüllen? Cäsar Borgia, sagt der Uebersetzer noch, ist ein gutes Muster vor alle neue Fürsten. Das will sagen, vor die unrechtmäßigen Bezwinger; aber ein jeder neuer Fürst ist erstlich kein unrechtmäßiger Bezwinger. Die Medicis waren neue Fürsten, und man konnte ihnen keine

unrechtmäßige Eroberung vorrücken. Zweytens, das Beyspiel dieses Hurensohns, Alexanders VI. der allezeit verabscheuet wird, und oft unglücklich gewesen ist, ist ein sehr böses Muster vor einen ieden Fürsten. Endlich will la Houssaye, Machiavell hasse die Tyranney. Ohne Zweifel verabscheuet sie jedermann; aber es ist sehr schändlich und abscheulich sie zu verabscheuen, und doch zu lehren.

Ich werde nicht mehr sagen: Man muß den tugendhaften Verfasser hören, dessen Meynungen und Gedanken ich nur schwächen würde.

NB. Ich Endes Unterschriebener habe das geschriebene Original bey Herrn Cyrillus le Petit, Prediger an der französischen Kirche in dem Haag, niedergelegt, welches Original in allem mit dem Buche, so betitelt: Versuch einer Critik über Machiavell gleichlautend ist; eine iede andre Auflage ist mangelhaft, und die Buchhändler haben sich in allen Stücken nach dem gegenwärtigen Abdrucke zu richten.

In dem Haag den 12. Octobr. 1740.

F. de Voltaire.

Vorbericht des Verfassers,
Von dem
Versuch einer Critik,
über
Machiavells
Regierungskunst eines Fürsten.

Das Buch des Machiavells von der Regierungskunst eines Fürsten ist in Ansehung der Sittenlehre dasjenige, was das Buch des Spinosa in der Glaubenslehre ist. Spinosa untergrub den Grund des Glaubens, und suchte das Religionsgebäude umzustürzen: Machiavell verderbte die Staatskunst und unternahm die Lehren der gesunden Moral zu vernichten. Die Irrthümer des einen waren nur Irrthümer des Gehirns, des andern seine betrafen die Ausübung. Indessen haben doch die Gottesgelehrten Lärmen geblasen, wider den Spinosa die Waffen ergriffen, sein Werk in bester Form widerleget, und die Lehre von der Gottheit wider seine Anfälle behauptet; da hingegen Machiavell von einigen Sittenlehrern nur ein wenig herumgeholet worden, und er hat sich, dem und seiner schädlichen Moral ungeachtet, auf dem Lehrstuhle seiner Politik bis auf unsre Zeiten erhalten.

Ich übernehme die Vertheidigung der Menschlichkeit wider diesen Unmenschen, der dieselbe ver-

nichten will; ich ſetze die Vernunft und die Gerechtigkeit dem Betrug und dem Laſter entgegen, und ich habe es gewagt meine Betrachtungen über Machiavells Buch von Kapitel zu Kapitel anzuſtellen, damit der Gegengift unmittelbar auf die Vergiftung folge.

Ich habe allezeit des Machiavells Buch von der Regierungskunſt eines Fürſten, als eines der allergefährlichſten Bücher angeſehen, ſo iemals in der Welt ausgeſtreuet worden. Es iſt ein Buch, welches natürlicher Weiſe den Fürſten und denjenigen ſo die Staatskunſt lieben, in die Hände fallen muß. Es iſt dabey nichts leichter, als daß ein junger ehrgeiziger Menſch, deſſen Gemüth und Verſtand noch nicht genugſam geſchickt ſind, das Gute von dem Böſen richtig zu unterſcheiden, durch Regeln, welche ſeinen Leidenſchaften ſchmeicheln, verderbet werde.

Aber wenn es übel gethan iſt, die Unſchuld einer Privatperſon, die nur geringen Einfluß in die Welthändel hat, zu verführen; ſo iſt es ja weit ſchädlicher, wenn man Fürſten verführet, welche Völker regieren, die Gerechtigkeit verwalten, davon ihren Unterthanen ein Beyſpiel geben, und welche durch ihre Güte, Großmuth und Barmherzigkeit lebende Ebenbilder der Gottheit ſeyn ſollen.

Die Ueberſchwemmungen, ſo Länder verwüſten, der Blitz, ſo Städte einäſchert, die Peſt, ſo Provinzen entvölkert, ſind auf der Welt nicht ſo ſchädlich, als die gefährliche Moral und die unbändigen Leidenſchaften der Könige. Die Plagen des Himmels dauren nur eine gewiſſe Zeit, ſie verwüſten nur einige

Gegen-

Gegenden, und ein ſolcher Verluſt, obſchon ſchmerzlich, iſt wieder gut zu machen; aber die Laſter der Könige ſchaden viel länger, und ganzen Völkerſchaften.

So wie die Könige die Macht haben Gutes zu thun, wenn ſie wollen; eben ſo haben ſie auch die Gewalt Böſes zu thun, wenn ſie es beſchloſſen haben; Und wie bejammernswürdig iſt nicht der Zuſtand der Unterthanen, wenn ſie alles von dem Mißbrauche der höchſten Gewalt zu befürchten haben; wenn ihr Vermögen dem Geize des Fürſten, ihre Freyheit ſeinem Eigenſinne, ihre Ruhe ſeiner Ehrſucht, ihre Sicherheit ſeiner Treuloſigkeit, und ihr Leben ſeiner Grauſamkeit ausgeſetzet iſt? Dieſes iſt die traurige Abſchilderung eines Staats, in welchem ein Fürſt, nach dem gegebenen Muſter des Machiavells herrſchen würde.

Ich muß dieſen Vorbericht nicht ſchließen, ohne denenjenigen ein Wort zu ſagen, welche glauben, Machiavell ſchreibe vielmehr dasjenige, was Fürſten wirklich thun, nicht aber was ſie thun ſollten. Dieſer Gedanke hat vielen gefallen, weil er ſatyriſch iſt.

Diejenigen, ſo einen ſolchen Ausſpruch wider die Fürſten gefället haben, ſind ſonder Zweifel durch die Exempel einiger böſen Prinzen, welche mit dem Machiavell zu gleicher Zeit gelebet haben, und die er angeführet hat; oder durch das Leben einiger Tyrannen, welche ein Schandfleck der Menſchlichkeit geweſen, verführet worden. Ich bitte dieſe Splitterrichter, zu erwägen, daß, da die Verführung des Thrones ſehr mächtig iſt, man mehr als eine

gemeine Tugend nöthig habe, selbiger zu widerstehen, und daß es demnach kein Wunder sey, wenn bey einer so großen Anzahl Fürsten, einige Böse unter den Guten anzutreffen sind. Unter den römischen Kaisern, da man einen Nero, einen Caligula, einen Tiberius zählet, erinnert sich die Welt auch mit Lust derer durch die Tugend geheiligten Namen eines Titus, eines Trojans und eines Antonins.

Es ist also eine große Ungerechtigkeit einem ganzen Orden dasjenige zur Last zu legen, was nur einigen Gliedern desselben zukömmt.

Man sollte in den Geschichten nur die Namen der guten Fürsten aufbehalten, und hingegen die Namen der andern mit ihrer Trägheit, ihren Ungerechtigkeiten und Lastern auf ewig ersterben lassen. Die Geschichtbücher würden zwar dadurch sehr gemindert werden, aber die Menschlichkeit würde dabey gewinnen, und die Ehre in der Historie zu leben, seinen Namen bis auf die künftigen Zeiten, ja bis zur Ewigkeit zu bringen, würde nur eine Vergeltung der Tugend seyn: Machiavells Buch würde nicht mehr die Staatsstuben anstecken: Man würde die Widersprechungen, in welche er beständig mit sich selbst verfällt, verachten; und die Welt würde sich überreden, daß die wahre, einzig auf die Gerechtigkeit, Klugheit und Gütigkeit gegründete Staatskunst der Könige, auf alle Art dem unrichtigen und abscheulichen Lehrgebäude vorzuziehen sey, welches Machiavell der Welt mitzutheilen die Frechheit gehabt.

Anti-Machiavell,

oder

Verſuch einer Critik,

über

Machiavells Regierungskunſt eines Fürſten.

Das erſte Kapitel.

Von den verſchiedenen Regierungsformen, und wie man ein Oberherr werden könne 1).

Ehe Machiavell den Unterſchied der 3) Regierungsformen bemerket, hätte er, meiner Meynung nach, vorher derſelben Urſprung unterſuchen, und die Urſachen

1) Von den verſchiedenen Arten der Fürſtenthümer, und wie man dazu gelangen könne. Haagiſche Aufl. des van Düren.

2) Die Aufluge des van Düren fängt ſich alſo an: Wenn man von einer Sache gründlich urtheilen will, muß man vor allem ihre Eigenſchaft ergründen, und ſo weit als es möglich, zurück gehen: Es iſt ſo dann leicht den Fortgang und die mögliche Folgen daraus herzuleiten. Ehe demnach Machiavell ꝛc.

3) Staaten.

entscheiden sollen, welche freye Menschen bewegen können, sich selbsten Herren zu geben.

Vielleicht würde es sich nicht geschickt haben, in einem Buche, in welchem man die Laster und die Tyranney zu predigen sich vorgesetzet hatte, von denjenigen Meldung zu thun, was die Tyranney ausrotten sollte. Es würde in selbigem dem Machiavell übel angestanden haben, zu sagen: die Völker hatten zu ihrer Ruhe und Erhaltung nöthig befunden, Richter zu haben, um ihre Streitigkeiten zu schlichten; Beschützer, um sie in dem Besitz ihrer Güter wider ihre Feinde zu erhalten; Oberherren, um eines ieden besonderes Bestes in dem allgemeinen Besten zu vereinigen: Daß sie gleich Anfangs unter ihnen diejenigen erwählet, welche sie für die Klügsten, die Billigsten, die Uneigennützigsten, die Leutseligsten und die Tapfersten gehalten, um sie zu regieren.

Es ist demnach die Gerechtigkeit, [4] welche das vornehmste Augenmerk eines Fürsten seyn soll; es ist demnach die Wohlfarth seines Volks, so er allem andern Nutzen vorziehen muß. [5] Der Fürst ist keineswegs ein unumschränkter Herr der Völker, die unter seiner Botmäßigkeit stehen: Er ist unter ihnen nichts anders, als der oberste Richter. [6]

6) Dieser Ursprung der Regenten macht das Ver-

4) (würde man gesagt haben.) v. D. Aufl.

5) Wo bleiben alsdenn die Absichten des Privatnutzens der Hoheit, des Ehrgeizes und der unumschränkten Gewalt?

6) Da ich mir vorgesetzt habe, diese schädlichen Leh-

ren

Verfahren derjenigen, so Länder mit Unrecht an sich reißen, viel grausamer, als es nicht seyn würde, wenn man nur bloß ihre Gewaltthätigkeit in Erwägung zöge. Sie treten dieses erste Gesetz der Menschen, so sie unter eine Herrschaft verfüget, um von selbiger beschützet zu werden, mit Füßen, und dieses Gesetz ist es, so wider die unrechtmäßigen Bezwinger gegeben worden [7].

Es sind also nur drey rechtmäßige Arten, Herr eines Landes zu werden, entweder durch die Erbfolge; oder, durch die Wahl eines Volks, so das Wahlrecht hat; oder, wenn man durch einen mit Gerechtigkeit unternommenen Krieg einige feindliche Länder erobert. Dieses ist der Grund, auf welchen meine folgenden Untersuchungen sich beziehen werden [8].

pen des Machiavells Stück vor Stück zu widerlegen, so behalte ich mir vor, davon zu reden, so wie die Materie eines jeden Kapitels mir Gelegenheit an die Hand geben wird.

7) In v. Bürens Auflage heißet es: Denn sie handeln schnurstracks wider die gehegte Absicht der Völker, als welche sich um der Beschützung willen Herren gegeben, und nur auf diese Bedingung sich unterworfen haben. Da hingegen, wenn sie unter einem Herrn stehen, der sie mit Gewalt unter seine Botmäßigkeit gebracht, sie sich selbst, und alle ihre Güter aufopfern, den Geiz und Eigensinn eines Tyrannen zu stillen.

8) Ich bitte diejenigen, denen ich dieses Werk bestimme, diese Anmerkungen über das erste Kapitel des Machiavells nicht zu vergessen, weil sie gleichsam der Hauptvorwurf aller meiner folgenden Betrachtungen seyn werden.

Das

Das zweyte Kapitel.

Von erblichen Staaten 1).

Die Menschen haben vor alles, was alt ist, eine gewisse Hochachtung, die dem Aberglauben gleich kommt; und wenn das Erbrecht zu derjenigen Macht hinzukommt, welche das Alterthum über die Menschen hat, so ist kein stärker Joch, und welches man williger trägt, als dieses. Ich bin demnach weit entfernet, dem Machiavell in demjenigen zu widersprechen, was ihm iedermann zugestehen wird, daß nämlich die Erbkönigreiche am leichtesten zu regieren sind.

Ich werde nur hinzufügen, daß die Erbfürsten in ihrem Besitze nicht wenig befestiget werden, durch die genaue Verbindung, die zwischen ihnen und den mächtigsten Familien ihres Landes ist, davon der gröſte Theil seine Güter und Hoheit dem landesfürstlichen Hause zu danken hat. Das Glück dieser Familien ist von dem Glücke des Fürsten so unzertrennlich, daß sie dieses nicht können fallen lassen, ohne wahrzunehmen, daß davon ihr eigner Fall eine gewisse und nothwendige Folge seyn würde.

Zu unsern Zeiten tragen die zahlreichen und mächtigen Kriegsheere, welche die Fürsten zu Frie-

1) Von erblichen Fürstenthümern. v. D. Aufl.

Friedens- als Kriegszeiten auf den Beinen hal-
ten, sehr vieles zur Sicherheit des Staats bey.
Sie halten die Ehrsucht der benachbarten Fürsten
in Schranken: Sie sind entblößte Schwerdter,
welche die andern in der Scheide halten.

Aber es ist nicht genug, daß der Fürst, wie
Machiavell sagt, *di ordinaria industria* sey, daß
er nur eine gemeine Geschicklichkeit besitze; ich
wollte noch, daß er bedacht wäre sein Volk glück-
lich zu machen. Ein vergnügtes Volk wird an
keine Empörung gedenken; ein glückseliges fürch-
tet mehr seinen Fürsten, der zugleich sein Wohl-
thäter ist, zu verlieren, als der Fürst selbst die
Verminderung seiner Macht befürchten kann.
Nimmermehr würden die Holländer sich wider
die Spanier empöret haben, wenn die Tyran-
ney der Spanier nicht so außerordentlich hoch ge-
stiegen wäre, daß die Holländer nicht unglückli-
cher werden konnten, als sie es waren.

Die Königreiche Neapolis und Sicilien sind
mehr als einmal von den Spaniern an den Kai-
ser, und von dem Kaiser an die Spanier gekom-
men. Die Eroberung ist allezeit sehr leicht gewe-
sen, weil so wohl die eine als die andre Beherr-
schung ihnen sehr gelinde geschienen 2), und weil
diese Völker iedesmal hofften, an ihrem neuen
Herrn einen Befreyer zu finden.

Was vor ein Unterscheid unter diesen Neapo-
litanern und den Lothringern! Als diese gezwun-
gen worden eine andre Herrschaft zu erkennen, so

schwamm

2) gewesen.

ſchwamm ganz Lothringen in Thränen. Sie bedauerten die Abſtämmlinge derjenigen Herzoge zu verlieren, welche von ſo vielen Jahrhunderten her in dem Beſitze dieſes 3) Landes geweſen ſind, und unter welchen man viele zählet, die ſich durch ihre Gütigkeit ſo liebenswürdig gemacht, daß ſie verdienten Königen zum Muſter zu dienen. Das Andenken des Herzogs Leopolds war den Lothringern noch ſo lieb, daß, da ſeine Wittwe genöthigt wurde Luneville zu verlaſſen, ſich alles Volk vor ihren Wagen auf die Knie warf, und die Pferde mehr als einmal aufhielt. Man hörte nichts als Klagen, und ſahe nichts als Thränen.

3) blühenden.

Das dritte Kapitel.

Von vermischten Staaten [1].

Das funfzehende Jahrhundert, in welchem Machiavell lebte, hing noch an der Barbarey. Damals wurde der traurige Ruhm der Ueberwinder, und die außerordentliche Thaten, welche durch ihre Größe eine gewisse Ehrfurcht erwecken, der Sanftmuth, der Billigkeit, der Huld und allen Tugenden vorgezogen. Anitzo sehe ich, daß man die Menschlichkeit allen Eigenschaften eines Ueberwinders vorziehet. Man ist nicht mehr so thöricht, grausame Leidenschaften, welche die Zerstörung der ganzen Welt verursachen, durch Lobeserhebungen anzufeuren.

Ich möchte gerne wissen, was einen Menschen bewegen könne, sich groß zu machen? Und auch was vor einem Grunde er den Vorsatz fassen könne, seine Macht auf das Elend und den Untergang andrer Menschen zu bauen? Und wie er glauben könne, sich berühmt zu machen, indem er nur lauter Unglückselige machet? Die neuen Eroberungen eines Fürsten machen die Staaten, die er vorher besessen hat, nicht vermögender. Seine Unterthanen ziehen davon keinen Vortheil, und er irret sich, wenn er sich einbildet, dadurch glücklicher zu werden. Wie viele Fürsten haben nicht durch ihre Feldherren Länder einnehmen lassen, die

1) Von vermischten Fürstenthümern.

sie niemals sehen? Dieses sind alsdenn auf gewisse Art nur eingebildete Eroberungen 2). Dieses heisset viele Leute unglücklich machen, um den Eigensinn eines einzigen Menschen zu vergnügen, der oftmals nicht verdienet bekannt zu seyn.

Aber lasset uns den Fall setzen, daß dieser Ueberwinder die ganze Welt unter seinen Gehorsam bringe; diese überwundene Welt kann er sie auch wohl regieren? Ein so großer Fürst er auch sey, so ist er doch nur ein sehr eingeschränktes Wesen. Kaum würde er die Namen seiner Länder behalten können, und seine Größe würde nur dazu dienen, daß es offenbar werde, wie klein er wirklich sey.

Die Größe des Landes, das ein Fürst beherrschet, bringt ihm nicht Ehre; einige Meilen mehr Erdreich machen ihn nicht berühmt; sonsten würden diejenigen, die die mehresten Hufen Landes besitzen, die berühmtesten seyn.

Der Irrthum des Machiavells, in Ansehung des Ruhms der Ueberwinder, konnte zu seiner Zeit allgemein seyn; aber seine Bosheit war es gewiß nicht. Es ist nichts so abscheulich, als einige Mittel, die er vorschlägt, die eroberten Länder zu erhalten.

Wenn man sie recht untersuchet, wird nicht ein einziges seyn, das gerecht oder billig wäre. Man muß, sagt er 3), das Geschlecht der Für-

2) und die nur wenig Wirklichkeit vor die Fürsten haben, die sie verrichten lassen.

3) dieser boshafte Mann.

Fürsten, die vor einer Eroberung regieret haben, ausrotten. Kann man dergleichen Regeln wohl lesen, ohne, daß einem vor Abscheu 4) die Haut schauert? Das heißt, alles was in der Welt heilig ist, unter die Füße treten, und dem Eigennutz die Thüre zu allen Lastern öffnen. Wie? wenn ein Ehrgeitziger die Länder eines Fürsten mit Gewalt an sich gerissen hat, wird er das Recht haben, ihn durch Meuchelmord oder Gift hinrichten zu lassen? Aber eben dieser Ueberwinder, da er also verfährt, führt in der Welt einen Gebrauch ein, der nicht anders als zu seinem Untergang ausschlagen kann. Ein andrer, der ehrgeitziger und geschickter als er, wird ihn mit dem Vergeltungsrechte strafen, seine Länder überfallen, und ihn mit derselben Grausamkeit hinrichten lassen, mit welcher er seinen Vorfahren hingerichtet. Die Zeiten Machiavells stellen uns davon nur allzu viel Exempel dar; Siehet man nicht den Pabst Alexander VI in der Gefahr, seiner Laster wegen abgesetzt zu werden; seinen abscheulichen Hurensohn, Cäsar Borgia, aller geraubten Länder beraubet und elendiglich sterben; den Galeatius Sforzia mitten in der Kirche zu Mayland ermordet; Ludwig Sforzia, den unrechtmäßigen Bezwinger, in Frankreich in einem eisernen Kefig sterben; die Prinzen von York und Lancaster, wie sie einer den andern zu Grunde richten; die griechischen Kaiser einer von dem andern

4) und Unwissen.

andern durch Meuchelmord hingerichtet, bis endlich die Türken von ihren Lastern Vortheil gezogen und ihrer geschwächten Macht den Garaus gemacht? Wenn heutiges Tages unter den Christen dergleichen Empörungen seltner sind, so kommt es daher, weil die Gründe der gesunden Sittenlehre anfangen gemeiner zu werden. Die Menschen haben ihren Verstand mehr ausgebessert; sie sind daher weniger wild, und vielleicht hat man dieses den Gelehrten zu danken, die Europa von dem wilden Wesen gereiniget haben.

Die andre Regel Machiavells ist diese: **Ein Ueberwinder soll in den neuen Staaten seine Residenz anlegen.** Dieses ist keineswegs grausam, und scheinet selbst in einigen Stücken ziemlich gut zu seyn; aber man muß erwägen, daß die meisten Länder großen Fürsten so belegen sind, daß sie nicht allzu wohl deren Mittelpunkt verlassen können, ohne daß es der ganze Körper nicht empfinde. Sie sind der erste Grund der Bewegung in diesem Körper; dahero können sie den Mittelpunkt nicht verlassen, ohne daß die äußersten Theile geschwächt werden.

Die dritte Staatsregel ist: **Man muß in den neuerobrten Ländern Colonien anlegen, um dadurch sich deren Treue zu versichern.** Der Verfasser gründet sich auf den Gebrauch der Römer: Aber er bedenket nicht, daß wenn die Römer mit ihren Colonien nicht zugleich Legionen in die neuen Länder geschickt hätten, sie dieselben bald würden verlohren haben. Er bedenket

ket nicht, daß, außer diesen Colonien und Legionen, die Römer sich auch Bundsgenossen zu machen wußten. Sie waren in den glücklichen Zeiten der Republik die klügsten Räuber, so iemals den Erdboden verwüstet haben. Sie erhielten mit Klugheit, was sie mit Ungerechtigkeit erworben hatten. Endlich aber hat dieses Volk das Schicksal aller unrechtmäßigen Ueberwinder; es ward auch unterdrücket.

Lasset uns nunmehro untersuchen, ob diese Colonien, um deren Willen Machiavell seinen Fürsten so viele Ungerechtigkeit begehen lässet, eben so nützlich sind, als er sagt. Entweder ihr schicket in dieses neueroberte Land starke Colonien, oder schwache. Sind sie stark, so entvölkert ihr euern Staat sehr merklich [5]); welches eure Macht schwächet. Sind sie schwach, so werden sie euch den Besitz schlecht bewahren; demnach werdet ihr diejenigen, so ihr verjagt, unglücklich gemacht haben, ohne dabey viel zu gewinnen.

Man thut also viel besser, in die neuerworbene Länder Soldaten zu schicken, welche, vermittelst der Kriegszucht und der guten Ordnung, die Unterthanen nicht werden unterdrücken, noch die Städte, darein man sie lege, belästigen können.

Diese Politik ist besser, sie konnte aber zu den Zeiten des Machiavells nicht bekannt seyn. Die

5) Ihr verjagt auch eine große Anzahl eurer neuen Unterthanen.

Fürſten unterhielten damals keine ſtarke Kriegsheere. Die Völker waren gröſtentheils nur zuſammengeraſte Räuber, welche gemeiniglich von Gewaltthätigkeiten und vom Raube lebten. Man wußte damals nicht, was das ſey, zu Friedenszeiten eine Armee beſtändig auf den Beinen zu halten; man hatte keinen Begriff von Verpflegungen der Soldaten, von Caſernen und vielen andern Ordnungen, wodurch ein Staat in Friedenszeiten gegen ſeine Nachbarn, ja ſelbſt gegen die zu ſeiner Beſchützung in Sold genommene Soldaten, in Sicherheit geſtellet wird.

„Ein Fürſt muß die kleinen benachbarten „Fürſten an ſich ziehen und ſchützen; Uneinigkeit „unter ihnen anrichten, damit er von ihnen erheben oder erniedrigen könne, wen er will.„ Dieſes iſt die vierte Regel des Machiavells. So verfuhr Clodoväus [6]); und einige andre Fürſten, die nicht weniger grauſam waren als er, ſind ihm hierinnen gefolget. Aber was vor ein Unterſchied zwiſchen dieſen Tyrannen und einem redlichen Manne! der ein Schiedsrichter zwiſchen dieſen kleinen Fürſten ſeyn würde; der ihre Zwiſtigkeiten in der Güte beylegen; ihr Vertrauen durch ſeine Redlichkeit, durch die Merkmaale einer völligen Unparteylichkeit in ihren Irrungen, und durch eine gänzliche Uneigennützlichkeit gewinnen würde! Seine Klugheit würde ihn vielmehr zum Vater, als

6) Der erſte barbariſche König, der ein Chriſt ward.

als Unterdrucker seiner Nachbarn machen; und seine Macht würde sie vielmehr beschützen, als zu Grunde richten.

Es ist außerdem wahr, daß Fürsten, welche andre Fürsten mit Gewalt erheben wollen, sich selbst gestürzt haben. Das gegenwärtige Jahrhundert hat uns davon Exempel gezeiget [7].

Aus allen diesen mache ich den Schluß, daß ein unrechtmäßiger Ueberwinder niemals einigen Ruhm verdiene; Daß der Meuchelmord dem menschlichen Geschlechte jederzeit ein Abscheu seyn werde; daß Fürsten, welche Ungerechtigkeiten und Gewaltthätigkeiten wider ihre neue Unterthanen ausüben, alle Gemüther von sich abwenden, anstatt sie zu gewinnen; daß es nicht möglich sey, die Laster zu rechtfertigen, und daß alle diejenigen, die dieselben vertheidigen wollten, eben so falsche Gründe, als Machiavell, gebrauchen würden. Die Beredungskunst wider das Wohl der Menschlichkeit anwenden, ist eben so viel, als sich mit einem Schwerdte verletzen, das uns bloß zu unsrer Vertheidigung gegeben ist.

7) Zwey Exempel gezeiget; eines an Carl XII. der den Stanislaus auf den polnischen Thron erhob; das andre ist noch neuer, [illegible]

Das vierte Kapitel.

Wie man den Thron erhalte [1].

Wenn man von der Gemüthsart der Nationen urtheilen will, muß man eine Vergleichung unter ihnen anstellen. Machiavell macht in diesem Kapitel eine Vergleichung mit den Türken und Franzosen, die in Gebräuchen, Sitten und Meynungen sehr von einander unterschieden sind. Er untersuchet die Ursachen, welche die Eroberung des türkischen Reichs schwer, aber dessen Behauptung leicht machen: Er bemerkt sodann, was dazu beytragen könne, Frankreich ohne Mühe zu überwinden; daß aber auch dasjenige, so es mit beständigen Verwirrungen erfüllet, die Ruhe des Besitzers unaufhörlich drohe.

Der Verfasser siehet die Sache nur von der einen Seite an. Er hält sich nur bey der Regierungsform auf, und scheint zu glauben, die Macht des türkischen und persischen Reichs wäre nur auf die allgemeine Sklaverey dieser Völker, und auf die Erhebung eines einzigen Menschen, der ihr Haupt ist, gegründet. Er ist der Meynung, eine immischwankte Gewalt, die wohl befestigt ist,

1) Warum das Reich des Darius, nach dem Tode des Alexanders, der es eingenommen, sich nicht empöret habe?

iſt, ſey das allerſicherſte Mittel eines Fürſten, ruhig zu regieren und ſeinen Feinden ſtark zu widerſtehen.

Zu Machiavells Zeiten betrachtete man in Frankreich die Großen und die Edelleute als kleine Oberherren, die einiger maaßen die Macht mit dem Fürſten theileten; welches Gelegenheit zu Uneinigkeit gab, die Partheyen verſtärkte und öftere Empörungen anrichtete. Ich weis iedoch nicht, ob der Großſultan nicht mehr in Gefahr iſt vom Throne geſtoßen zu werden, als ein König von Frankreich. Der Unterſchied unter ihnen iſt, daß ein türkiſcher Kaiſer gemeiniglich von den Janitſcharen erdroſſelt wird; da hingegen die Könige in Frankreich, die umgekommen, von Schwärmern [2]) durch Meuchelmord hingerichtet worden. Jedoch Machiavell redet in dieſem Kapitel mehr von allgemeinen Staatsveränderungen, als von beſondern Fällen. Er hat in der That einige Triebfedern einer wohl zuſammen geſetzten Maſchine errathen; aber mich dünkt, er habe die vornehmſten nicht unterſuchet.

Der Unterſchied der Himmelsgegenden, der Nahrungsdinge und der Erziehung der Menſchen, machet eine gänzliche Ungleichheit in ihrer Art zu leben und zu denken. Daher kommt es, daß ein italiäniſcher Mönch von einer ganz andern Art Menſchen zu ſeyn ſcheinet, als ein chineſiſcher Ge-

2) Von den Mönchen, oder den Ungeheuern, ſo die Mönche ausgebrütet haben.

lehrter [3]). Das Temperament eines scharfsinnigen, aber wunderlichen (hypochondrischen) Engländers ist von der hochmüthigen Heuhaftigkeit eines Spaniers in allen Stücken unterschieden; und ein Franzose hat eben so wenig Gleichheit mit einem Holländer, als die Lebhaftigkeit eines Affen mit der Trägheit einer Schildkröte.

Man hat zu allen Zeiten angemerket, daß [4]) der morgenländischen Völker Gemüthsart in der Beständigkeit bestehet. Ihre alten Gewohnheiten und ihre von der europäischen so unterschiedene Religion verhindet sie einiger maaßen noch, das Unternehmen derjenigen, die sie Ungläubige nennen, zum Nachtheil ihrer Herren nicht zu befördern, und alles mit Sorgfalt zu verhüten, was ihre Religion antasten und ihre Regierungsform umstoßen könnte. Dieses ist es, was bey ihnen vielmehr die Sicherheit des Thrones, als des Monarchen ausmachet: denn dieser Monarch wird oft abgesetzt, aber das Reich niemals zu Grunde gerichtet.

Die Gemüthsart der französischen Völkerschaft, welche von der Muselmänner ihrer ganz unterschieden ist, war ganz und gar, oder wenigstens zum Theil, an den öftern Staatsveränderungen dieses Königreichs Ursache. Die Leichtsinnigkeit und

3) Daher kommt die Ungleichheit eines italiänischen Mönchs und eines chinesischen Gelehrten.

4) Daß die morgenländischen Völker steif an ihren Gewohnheiten und alten Gebräuchen hängen, und daß sie davon fast niemals abgehen.

und die Unbeständigkeit ist das eigentliche Kennzeichen (den Character) dieser liebenswürdigen Nation. Die Franzosen sind unruhig, ausgelassen und sehr geneigt aller Dinge überdrüßig zu werden; ihre Liebe zur Veränderung hat sich in den alleranstößigsten Dingen geäußert. Es scheinet, daß die von den Franzosen gehaßte und geliebte Cardinäle, welche nach einander dieses Reich regieret, sich Machiavells Regeln zu Nutze gemacht, die Großen zu stürzen, und sich der Kenntniß der Gemüthsart dieser Nation bedienet, die öftern Ungewitter abzuwenden, womit die Leichtsinnigkeit der Unterthanen denen Königen ohne Unterlaß gedrohet.

Die Politik des Cardinals von Richelieu hatte keinen andern Endzweck, als die Großen zu erniedrigen, um die Macht des Königs zu erheben, und sie in allen Theilen des Staats zum Grunde zu legen. Es gieng ihm so wohl von statten, daß heutiges Tages in Frankreich von dem Ansehen und der Macht der Herren und Edlen, die derselben *) manchmal mißbrauchten, keine Spur mehr übrig ist.

Der Cardinal Mazarin trat in die Fußtapfen des Richelieu: Er fand vielen Widerstand; aber es gelung ihm; er brachte das Parlament um seine Vorzüge, dergestalt, daß diese Gesellschaft heutiges Tages ein bloßer Schatten ist, dem es noch manchmal so vorkommt, als wäre er ein Körper, aber dem man gemeiniglich Ursache giebt seinen Irrthum zu bereuen.

Die nämliche Staatsklugheit, so die Minister

*) Nach dem Urtheil der Könige.

bewog in Frankreich eine unumschränkte Gewalt einzuführen, lehrte ihnen auch den Kunstgriff, die Leichtsinnigkeit und Unbeständigkeit der Nation zu beschäftigen, um sie weniger gefährlich zu machen. Kleinigkeiten und Zeitvertreibe [6]) änderten die Gemüthsart der Franzosen, und lenkte sie auf etwas anders; dergestalt, daß die nämlichen Menschen, die so lange Zeit den großen Cäsar bestritten; die unter den Kaisern so oft das Joch abgeworfen; die zu Zeiten der Valesier fremde Hülfsvölker ins Land gerufen; die sich wider Heinrich den IV verbunden; die während den Minderjährigkeiten Unruhen erreget; die Franzosen, sage ich, sind zu unsern Zeiten mit nichts beschäftiget, als dem Strome der Moden zu folgen; ihre Neigungen sehr sorgfältig zu verändern; heute dasjenige zu verachten, was sie gestern bewundert; die Unbeständigkeit und Leichtsinnigkeit in allem ihren Thun blicken zu lassen; ihre Buhlerinnen, Wohnungen, Zeitvertreibe [7]) zu verändern. Dieses aber ist nicht hinlänglich: Denn mächtige Armeen und eine große Anzahl Festungen versichern den Besitz dieses Königreichs auf ewig seinen Beherrschern, und sie haben gegenwärtig eben so wenig die innerlichen Kriege, als die Unternehmungen ihrer Nachbarn zu befürchten.

6) Tausend unnütze Beschäftigungen, Kleinigkeiten und Zeitvertreibe ꝛc.

7) und Thorheiten.

Das fünfte Kapitel.

Von den eroberten Staaten [1]).

Es ist nach Machiavells Meynung, kein so sicheres Mittel, einen eroberten freyen Staat zu behalten, als denselben zu zerstören. Dieses ist das allersicherste Mittel keine Empörung zu befürchten. Vor einigen Jahren begieng ein Engländer in London die Thorheit sich umzubringen. Man fand auf seinem Tische einen Zettel, darinnen er seine That rechtfertigte und meldete, er habe sich deswegen das Leben genommen, damit er niemals krank werden möchte. Eben dieses ist der Fall eines Fürsten, der einen Staat zerstöret, um ihn niemals zu verlieren. Ich rede keinesweges von der Menschlichkeit; mit dem Machiavell hieße das die Tugend entweihen [2]). Man kann den Machiavell mit seinen eignen Waffen, mit dem Eigennutz, der Seele seines Buchs, den Gott seiner Staatskunst und des Lasters bestreiten.

Ihr

1) Wie man in den Städten und Fürstenthümern regieren müsse, die vor deren Eroberung ihre eigne Gesetze hatten.

2) Ich rede keinesweges mit dem Machiavell von der Menschlichkeit; man würde dadurch die Tugend entweihen.

Ihr

Ihr sagt, Machiavell, daß ein Fürst ein freyes Land, das er erobert hat, zerstören müsse, um es desto sicherer zu besitzen. Aber antwortet mir, zu was Ende hat er diese Eroberung unternommen? Ihr werdet mir sagen, daß es geschehen, seine Macht zu vermehren und sich furchtbarer zu machen. Eben dieses wollte ich hören, um euch zu beweisen, daß er nach euren eignen Grundsätzen ganz das Gegentheil thue. Denn diese Eroberung kostet ihn sehr viel; und darnach zerstöret er das einzige Land, das ihm seinen Verlust wieder ersetzen können. Ihr werdet mir doch zugestehen, daß der Besitz eines verwüsteten und von Einwohnern entblößten Landes einen Fürsten nicht mächtig machen könne. Ich glaube, ein Monarch, der die großen Wüstenenen von Lybien und Barkan besäße, würde darum nicht furchtbar seyn; und ich bin versichert, eine Million Panterthiere, Löwen und Crocodille komme mit einer Million Unterthanen, mit reichen Städten, mit schiffreichen Häfen, mit arbeitsamen Bürgern, mit Soldaten, und mit allem was man von einem wohlbevölkerten Lande zu gewarten hat, in keine Vergleichung. Jedermann kommt überein, die Stärke eines Staats bestehe nicht in dem weiten Umfange seiner Gränzen, sondern in der Menge seiner Einwohner. Vergleichet Holland mit Rußland. Ihr sehet dort nichts als morastige und unfruchtbare Inseln, die aus dem Schooße des Oceans hervorsteigen; eine kleine Republik, die nicht mehr als

acht

acht und vierzig Meilen lang, und vierzig breit ist; aber dieser kleine Körper ist voller Nerven. Ein unzählbares Volk bewohnet dieses Land; und dieses arbeitsame Volk ist sehr mächtig und sehr reich. Es hat das Joch der spanischen Beherrschung von sich abgeworfen, welche damals die allerfurchtbarste Monarchie in Europa war. Der Handel dieser Republik erstreckt sich bis an die äussersten Theile der Welt; sie folgt unmittelbar auf die Könige; sie kann in Kriegszeiten eine Armee von funfzigtausend Mann unterhalten, eine starke und wohlausgerüstete Flotte nicht zu rechnen.

Richtet hingegen eure Augen auf Rußland. Ein unermäßliches Land stellet sich euren Augen dar; es ist eine Welt die dem Erdkreis gleichet, als er aus dem Chaos gezogen worden. Dieses Land gränzet auf einer Seite an die große Tartarey und Indien; auf der andern an das schwarze Meer und Ungarn. Seine Gränzen erstrecken sich bis an Polen, Litthauen und Curland; Schweden setzt ihm Gränzen gegen Nordwesten. Rußland erstreckt sich auf dreyhundert deutsche Meilen in die Breite, und auf mehr als sechshundert [3]) in die Länge. Das Land ist fruchtbar an Getraide, und bringet alles hervor was zum Lebensunterhalt nöthig ist, vornehmlich um die Gegenden von Moscau und gegen die kleine

3) sechshundert v. D. Aufl.

kleine Tartarey. Indessen hat es, bey allen diesen Vortheilen, nicht mehr als höchstens fünfzehen Millionen Einwohner.

Diese Nation, so itzo anfängt sich in Europa hervorzuthun, ist an Land- und Seemacht nicht mächtiger als Holland und geht ihm an Reichthum und Hülfsmitteln weit nach.

Die Stärke eines Staats besteht nicht in dem weiten Umfange des Landes, noch in dem Besitz einer großen Einöde, oder einer unermäßlichen Wüsteney; sondern in dem Reichthume und der Menge der Einwohner. Der wahre Vortheil eines Fürsten ist demnach, ein Land zu bevölkern und es in blühenden Stand zu setzen; keinesweges aber, solches von Einwohnern zu entblößen und zu verwüsten. Wenn Machiavells Bosheit einen Abscheu erwecket; so erweckt seine Beurtheilung Mitleiden, und er würde besser gethan haben, selbst richtig urtheilen zu lernen, als andern seine ungeheure Staatskunst beyzubringen.

Ein Fürst soll in dem neueroberten Staat seine Residenz anlegen. Dieses ist die dritte Regel des Verfassers. Sie ist gemäßigter als die andern; ich habe aber in dem dritten Kapitel bereits die Schwierigkeiten angezeiget, die ihr im Wege stehen.

Es scheinet mir, daß ein Fürst, der eine Republik erobert, nachdem er gerechte Ursachen gehabt

habt sie zu bekriegen, sich begnügen könne, sie gestraft zu haben, und daß er ihr alsdenn ihre Freyheit wiedergebe. Wenig Menschen werden so denken. Diejenigen, so hierinnen andrer Meynung sind, könnten sich in dem Besitz erhalten, wenn sie in die vornehmsten Plätze ihrer neuen Eroberungen starke Besatzung legten, und außerdem, dem Volk aller seiner Freyheit genießen ließen.

Unsinnige die wir sind! Wir wollen alles erobern, gleich als ob wir die Zeit hätten alles zu besitzen, und die gesetzte Frist unsrer Dauer kein Ende hätte. Unsre Zeit vergehet allzu geschwind; und oftmals wenn man glaubet, vor sich selbst zu arbeiten, arbeitet man nur vor unwürdige oder undankbare Nachfolger.

Das sechste Kapitel.

Von den neuen Staaten, die der Fürst durch seine Tapferkeit, und durch seine eigne Waffen erwirbt.

Wenn die Menschen ohne Leidenschaften wären, so könnte man es dem Machiavell zu gute halten, daß er sie ihnen beylegen will. Er würde ein neuer Prometheus seyn, welcher das himmlische Feuer raubte, um damit Maschinen zu beleben. Er siehet aber ganz anders aus; kein einziger Mensch ist ohne Leidenschaften. Sind sie gemäßiget, so sind sie die Seele der Gesellschaft; läßt man ihnen aber den Zügel schießen, so verursachen sie derselben Zerrüttung.

Unter allen Regungen, die in unsrer Seele den Meister spielen, ist keine, vor die so ihren Trieb fühlen, unglücklicher, keine der Menschlichkeit mehr zuwider, und der Ruhe der Welt mehr schädlicher, als eine unordentliche Ehrfurcht und ein übermäßiges Verlangen nach falschen Ruhm.

Eine Privatperson, die das Unglück hat mit dergleichen Neigungen gebohren zu seyn, ist mehr elend als thöricht. Ein solcher Mensch ist unempfindlich über das gegenwärtige, er lebet gleichsam nur in der künftigen Zeit, und nichts in der Welt

kann

kann ihm ein Genüge thun; der Wermuth des Ehrgeizes mischet allezeit seine Bitterkeit in das Süße seines Vergnügens.

Ein ehrgeiziger Fürst ist viel unglücklicher als eine Privatperson; denn da seine Thorheit nach dem Maaße seiner Größe ist, so ist sie deswegen auch ausschweifender, ungelehriger und unersättlicher. Wenn Ehre und Größe die Nahrung der Leidenschaft der Privatpersonen ist, so nähren Provinzen und Königreiche den Ehrgeiz der Monarchen; und da es leichter ist Aemter und Bedienungen zu bekommen, als Königreiche zu gewinnen, so können Privatpersonen sich noch eher ein Genüge thun, als Fürsten.

Machiavell schlägt ihnen die Exempel des Moses, Cyrus, Romulus, Theseus und Hieron vor. Man könnte dieses Verzeichniß leicht mit denjenigen vergrößern, die besondre Secten gestiftet, als Mahomet in Asien, Mango Kapac in America, Odin in Norden, und so vielen andern Häuptern von Secten in der ganzen Welt [1]).

Es verdienet angemerkt zu werden, wie schlechte Aufrichtigkeit der Verfasser bey Anführung dieser Exempel gebrauche [2]). Machiavell zeigt den Ehr-

1) Die Jesuiten in Paraguai werden mir vergönnen, ihnen gleichfalls hier eine Stelle anzubieten: Sie kann ihnen nicht anders als rühmlich seyn, da sie hier den Gesetzgebern zur Seite stehen.

2) Und es wird nicht ohne Nutzen seyn, zu offenbaren, wie verschlagen und spitzfündig dieser Verführer die Sache anfange.

Ehrgeiz nur auf der schönen Seite, wo er anders eine schöne Seite hat. Er redet nur von den Ehrgeizigen, denen das Glücke beygestanden, beobachtet aber ein genaues Stillschweigen von denen, die ein Opfer ihrer Leidenschaft geworden sind. Dieses heißt die Welt hinter das Licht führen, und man muß bekennen, daß Machiavell in diesem Kapitel, so zu reden, einen Marktschreyer der Laster vorstelle.

Warum giebt uns Machiavell, wenn er von dem Gesetzgeber der Juden, von dem ersten Beherrscher Athens, von dem Ueberwinder der Meder, von dem Stifter Roms redet, deren Unternehmungen einen glücklichen Ausgang gehabt, warum, sage ich, giebt er uns nicht auch die Exempel einiger Häupter, so unglücklich gewesen, um zu zeigen, daß wenn der Ehrgeiz einige Menschen empor bringet, er die meisten ins Unglück stürzet? Ist nicht ein Jan von Leyden, das Haupt der Wiedertäufer, gewesen, der mit glühenden Zangen gezwickt, verbrannt, und zu Münster in einem eisernen Kefig aufgehangen worden? Ist Cromwell glücklich gewesen; wurde denn sein Sohn nicht abgesetzt? Hat er den Körper seines Vaters nicht wieder ausgraben, und an den Galgen bringen sehen? Sind nicht drey bis vier Juden, die sich seit der Zerstörung Jerusalems [3]) vor den Messias ausgegeben, hingerichtet worden? Und hat der jetzige nicht

3) seit der Zerstörung Jerusalems, findet sich nicht in der ersten Auflage.

nicht damit geendiget, daß er ein Muselmann und bey dem Großsultan Küchenjunge geworden? Wenn Pipin seinen König, mit Genehmhaltung des Pabsts, vom Throne gestoßen, wurde nicht Gulfe mit der Narbe, da er den seinigen ebenfalls mit päbstlicher Einwilligung um den Thron bringen wollte, durch Meuchelmord hingerichtet? Zählet man nicht über dreyßig Häupter von Secten und mehr als tausend andre Ehrgeizige, die eines gewaltsamen Todes gestorben?

Mich dünkt außer diesem, daß Machiavell ziemlich unüberlegt den Moses mit Romulus, Cyrus und Theseus aufführe *). Moses hatte

*) In des van Düren Auflage stehet: Entweder hatte Moses göttliche Eingebungen oder nicht. Hätte er sie nicht gehabt, welches man doch unmöglich glauben kann, so konnte man ihn alsdenn nicht anders als einen Betrüger ansehen, der sich Gottes fast eben so bediente, wie die Poeten ihre Götter gebrauchten, um sich aus einer Sache zu wickeln, die sie selbsten nicht verstunden. Moses besaß ja, wenn man ihn bloß als einen Menschen beurtheilen wollte, so wenig Geschicklichkeit, daß er das jüdische Volk vierzig Jahr einen Weg führte, den es gar gemächlich in sechs Wochen zurück legen können. Er hatte nicht viel von der Egyptier Weisheit gefasset, und war in Ansehung dessen dem Romulus, Theseus und vorgemeldeten Helden weit nachzusetzen. Hatte aber Moses göttliche Eingebungen, wie er sie denn unwidersprechlich hatte, so kann man ihn vor nichts anders, als für ein blindes Werkzeug der göttlichen Allmacht erkennen, und der Juden Führer war in dieser Erwägung, als Mensch, weit geringer, als der Stifter des römischen

göttliche Eingebungen; hätte er ſie nicht gehabt, ſo konnte man ihn alsdenn nicht anders als einen Betrüger anſehen, der ſich Gottes faſt eben ſo bediente, wie die Poeten ihre Götter gebrauchten, um ſich aus einer Sache zu wickeln, die ſie ſelbſten nicht verſtunden. Wird Moſes als ein Werkzeug der göttlichen Vorſehung angeſehen, wie er es auch wirklich war, ſo hat er gar nichts gemein mit den Geſetzgebern, die nur bloße menſchliche Weisheit gehabt haben: Betrachtet man ihn aber nur als einen bloßen Menſchen, ſo kommt er nicht mit dem Cyrus, mit dem Theſeus und mit dem Herkules in einige Vergleichung. Er führte ſein Volk nur in eine Wüſte; er baute keine Stadt; er ſtiffte te kein großes Reich; er richtete keinen Handel an; er brachte die Künſte nicht in Aufnahme; er ſetzte ſeine Nation nicht in einen blühenden Stand. Bey ihm muß man die göttliche Vorſehung anbeten, und der andern ihre Klugheit unterſuchen.

Ich geſtehe es überhaupt und ohne Vorurtheil, daß ſehr viel Verſtand, Herzhaftigkeit und Geſchicklichkeit erfordert werde [4]), dem Theſeus, dem Cyrus, dem Romulus, dem Mahomet gleich zu kommen; aber ich weis nicht, ob man ihnen das Bey-

ſchen Reichs, der perſiſche Monarch und die Helden, ſo durch ihre eigne Macht und Tapferkeit Thaten verrichtet, welche in dieſer Abſicht, für gröſſer gehalten werden, als die, ſo Moſes mit dem unmittelbaren Beyſtande Gottes verrichtet hat.

4) denen Leuten, wovon ich bisher geredet habe, gleich zu kommen.

Beywort, tugendhaft, beylegen könne. Muth und Geschicklichkeit findet sich eben so wohl bey Straßenräubern als bey Helden. Der Unterschied unter ihnen bestehet darinnen, daß der Ueberwinder ein vornehmer und berühmter Räuber, der andre aber ein unbekannter nichtswürdiger Mensch ist. Der eine trägt vor seine Gewaltthätigkeiten Lorbeerzweige und Lob; der andre aber den Strang davon.

5) Wer seines gleichen unterwürfig machen will, ist allezeit blutdürstig und betrügerisch. Die Häupter der Schwärmer in den sevennischen Gebirgen gaben vor, sie hätten Eingebungen des Heil. Geistes, und ließen so fort diejenigen ermorden,

5) Es ist wahr, so oft man in der Welt etwas neues einführen will, so oft wird man tausenderley Hindernisse antreffen, und ein Prophet an der Spitze einer Armee wird mehr Proselyten machen, als wenn er nur allein mit Beweisgründen stritte. Die Wahrheit ist, daß die christliche Religion, so lange sie sich nur mit Disputiren erhielt, schwach und unterdrückt war; und sie breitete sich in Europa nicht eher aus, als bis man ihrentwegen viel Blut vergossen. So ist auch wahr, daß man gewisse Meynungen und Neuerungen mit wenig Mühe in Gang gebracht hat. Wie viele Religionen, wie viele Secten sind nicht ohne einige Hinderniß eingeführet worden? Es ist nichts geschickter, den Neuerungen Eingang zu machen, als ein fanatisches Wesen; und es scheinet, Machiavell habe in dieser Materie seinem Ausspruche zu frühzeitig eine Gewißheit beygeleget. v. D. Anm.

morden, welche der Geiſt verdammet hatte. Dieſe Böſewichter, welche ſolchergeſtalt in ihren Gebirgen Gott und der Menſchen ſpotteten, waren ſehr tapfer: Zu Zeiten des Fohe und des Zoroaſtes würde man ſie vor Götter angeſehen haben.

Hätte ein Roland, ein Cavalier, ein Jan von Leyden in den Zeiten gelebet, da die Menſchen noch wilde waren, würde man ſie dem Alcides und dem Oziris gleich geachtet haben; heutiges Tages würde ſich ein Oziris, ein Alcides in der Welt nicht groß machen.

Es iſt noch übrig, daß ich einige Anmerkungen über das Exempel des Hieron von Syrakus mache, welches Machiavell denen dargeſtellet, die durch Hülfe ihrer Freunde und deren Kriegsvölker ſich empor ſchwingen.

Hieron ſchafte ſeine Freunde und Soldaten ab, die ihm zu Ausführung ſeines Vorhabens beförderlich geweſen waren. Er verſchaffte ſich neue Freunde und andre Soldaten. Ich behaupte dem Machiavell und allen Undankbaren zum Troße, daß Hierons Staatskunſt ſehr ſchlecht geweſen, und daß es viel vernünftiger ſey, ſich Völkern, deren Tapferkeit man verſucht, und Freunden, deren Treue man geprüfet, anzuvertrauen, als Unbekannten, deren man nicht verſichert iſt *).

Ich

6) Ich überlaſſe dem Leſer, dieſen Gedanken weiter nachzuhängen. Wer einen Abſcheu vor der Undankbarkeit hat, und ſo glücklich iſt, die Freundſchaft zu kennen, dem wird es daran nicht fehlen. v. D. Aufl.

Ich muß jedoch anzeigen, daß man die verschiedene Bedeutungen, die Machiavell den Worten beyleget, wohl in Acht nehme. Man lasse sich nicht irre machen, wenn er sagt, ohne Gelegenheit erstirbt die Tugend. Das heißt bey ihm so viel: Ohne vortheilhafte Umstände können Betrüger und Verwegne ihre Gaben nicht anwenden. Das Laster ist der einzige Schlüssel, der die dunkeln Stellen des Verfassers erklären und auflösen kann. Die Italiäner nennen die Musik, die Meßkunst la virtù; bey dem Machiavell führt die Treulosigkeit diesen Namen.

Ueberhaupt scheint es mir, damit ich den Schluß dieses Kapitels mache, die einzige Gelegenheit, da sich eine Privatperson bis zur königlichen Würde hinauf schwingen könne, sey diese, wenn dieselbe in einem Wahlkönigreiche gebohren, oder aber ihr Vaterland befreyet.

Sobiesky in Polen; Gustav Wasa in Schweden; die Antonine zu Rom, sind Helden dieser beyden Arten. Cäsar Borgia sey das Muster der Machiavellisten; meines ist Marcus Aurelius.

Das siebende Kapitel.

Wie ein neuerwohrbner Staat zu regieren sey [1].

Vergleichet den Fürsten des [2] Fenelon mit dem Fürsten des Machiavell. An jenem findet ihr [3] Gütigkeit, Billigkeit und alle Tugenden. Es scheint, er sey einer von den reinen Geistern, deren Weisheit, wie man sagt, die Aufsicht über die Regierung der ganzen Welt aufgetragen ist. An diesem findet ihr Bubenstücke [4], Treulosigkeit und alle Laster [5].

Wenn man den Telemach des Fenelon lieset, so scheinet es, als ob unsre Natur der englischen nahe käme; und es scheinet, als ob sie sich der teuflischen näherte, wenn man den Fürsten des Machiavells lieset.

Cäsar Borgia, oder der Herzog von Valentinois, ist das Muster, wornach der Verfasser seinen Fürsten bildet. Er ist so unverschämt, daß er ihn denjenigen, die sich durch ihre Freunde oder

1) Von neuen Fürstenthümern, die durch fremde Waffen, oder durch Glück erworben werden.
2) Herrn von
3) Aufrichtigkeit, Gerechtigkeit ꝛc.
4) Betrügerey, Verrätherey ꝛc.
5) Mit einem Wort, es ist ein Ungeheuer, das selbst die Hölle mit Mühe ausbrüten würde.

oder ihre Waffen in der Welt empor schwingen, zum Exempel darstellet.

Es ist demnach höchstnöthig, diesen Cäsar Borgia recht kennen zu lernen, damit man sich von dem Helden und seinem Lobredner einen Begriff machen könne *). Borgia ließ seinen Bruder, seinen Nebenbuhler in der Ehre und Liebe, bey seiner eignen Schwester ermorden; er ließ des Pabsts Schweizer niedermachen, aus Rache gegen einige Schweizer, die seine Mutter beleidigt hatten; er brachte verschiedene Cardinäle um ihr Vermögen, um seine Geldbegierde zu sättigen; er nahm Romagna seinem rechtmäßigen Besitzer, dem Herzog Urbino hinweg; er ließ den grausamen d'Orco, seinen Untertyrannen, hinrichten; er schafte, durch die abscheulichste Verrätherey, zu Sinigaglia einige Prinzen aus der Welt, deren Leben er seinem Eigennutz hinderlich zu seyn glaubte; er ließ ein vornehmes venetianisches Frauenzimmer ersäufen, das er zu seinem Willen gebraucht hatte. Und wie viele Grausamkeiten wurden nicht durch seine Befehle ausgerichtet? Wer könnte doch alle seine Schandthaten zählen? Dieses ist der Mensch, den Machiavell allen großen Geistern seiner Zeit, ja allen Helden des Alterthums vorziehet, und dessen Leben er würdig findet, denen zum Exempel zu

*) Man kann ja kein Laster nennen, das Borgia nicht ausgeübet hätte. Er ließ seinen Bruder ꝛc.

dienen, die durch das Glück empor geschwungen werden.

Aber ich muß den Machiavell nach einer etwas genauern Abschilderung widerlegen, damit diejenigen, welche eben so denken wie er, keine Ausflüchte mehr finden [7]). Cäsar Borgia bauete den Grund seiner Größe auf den Untergang der italiänischen Fürsten. Wenn ich das Vermögen meiner Nachbarn an mich reißen will, so muß ich sie schwächen; damit ich sie aber schwächen könne, muß ich sie an einander hetzen; das ist die Logik der Böswichter.

Borgia wollte sich eine Stütze machen; es mußte also Alexander VI, in die Ehescheidung Ludwig XII willigen, damit er von ihm Hülfe bekommen möge. Auf solche Art haben oft diejenigen, welche die Welt durch ihr Beyspiel erbauen sollten, den Vortheil des Himmels zum Deckmantel ihres Eigennutzes gebraucht [8]). War die Vermählung Ludwig XII von der Art, daß sie mußte umgestoßen werden, so hätte sie der Pabst umstoßen müssen, falls er ja die Macht dazu hat; war sie aber nicht von solcher Art, so hätte sich das Haupt der römischen Kirche durch nichts sollen dazu bewegen lassen.

Es

7) und ihre Bosheit sich mit nichts schützen könne.

8) Auf solche Art haben schon viele Staatskluge die Welt geäffet, da sie auf ihren Eigennutz gedachten, und sich anstellten, als ob ihre Gedanken auf den Himmel gerichtet wären.

Es war nöthig, daß sich Borgia Creaturen machte; deswegen bestach er die Factionen der Ursiner durch Geschenke: Aber wir wollen die Laster des Borgia nicht weit hersuchen, und ihm seine Bestechungen übersehen, wäre es auch nur deswegen, weil sie wenigstens eine falsche Gleichheit mit den Wohlthaten haben. Borgia wollte sich gern einige Prinzen aus den Häusern Ursino, Vitellozzo, Oliviero, Fermo ꝛc. von dem Halse schaffen, und Machiavell sagt, er sey so klug gewesen, und habe sie nach Sinigaglia gelocket, allwo er sie durch Verrätherey umbringen lassen. Der Menschen Treu und Glauben mißbrauchen, schändliche List anwenden [9], meineidig werden, Meuchelmorde begehen; sehet, dieses nennet der Lehrmeister der Bubenstücke Klugheit. Ich frage aber, ob das Klugheit sey, wenn man zeiget, wie man meineidig werden könne? Wenn ihr Treue und Eid brechet, was wollt ihr denn für Bürgen der Treue der Menschen haben? Gebt ihr Exempel der Verrätherey, so befürchtet selbst verrathen zu werden; Gebt ihr Exempel des Meuchelmords; fürchtet die Hände eurer Schüler. Borgia setzte den grausamen d'Orco zum Statthalter von Romagna, um einigen Unordnungen zu steuern. Borgia strafte auf eine barbarische Art an andern viel geringere Laster als die seinigen waren. Den gewaltthätigste unter den Räubern fremder Güter,

9) Verrätherey gebrauchen.

ter, der falscheste unter den Meineidigen, der grausamste unter den Meuchelmördern, der schändlichste unter den Giftmischern verurtheilt zu den gräulichsten Strafen einige Spitzbuben, einige unruhige Köpfe, die ihres neuen Herrn Charakter nachmachten, wiewohl nur im kleinen, und nach ihrer geringen Fähigkeit. Jener König von Polen, dessen Tod so viele Unruhen in Europa verursachet, verführe weit gerechter und edler gegen seine sächsische Unterthanen.

Die sächsischen Gesetze sprachen einem jeden Ehebrecher den Kopf ab. Ich will den Ursprung dieses barbarischen Gesetzes, welches mehr mit der italiänischen Eifersucht, als mit der deutschen Geduld übereinzukommen scheint, vorjetzt nicht ergründen. Einem unglücklichen Uebertreter dieses Gesetzes wurde das Leben abgesprochen; Augustus sollte das Todesurtheil unterschreiben; allein Augustus empfand die Regungen der Liebe und der Menschlichkeit; er ertheilte dem Missethäter Gnade, und schafte ein Gesetz ab, das ihn stillschweigend selbst verurtheilte. Das Bezeigen dieses Königs legte Empfindung und Menschenliebe an den Tag; Cäsar Borgia strafte niemals anders, als ein wilder Tyrann. Borgia läßt nachgehends den grausamen d'Orco, der seine Absichten so vollkommen ausgerichtet hatte, in Stücke zerhauen, damit er sich bey dem Volk angenehm machen möge, indem er an ihm das Werkzeug seiner [illegible] strafte.

Die

Die Last der Tyrannen ist niemals schwerer, als wenn sie der Tyrann in die Unschuld einkleiden will, und wenn die Unterdrückung unter dem Schatten der Gesetze ausgeübet wird. Da die Vorsicht des Borgia sich bis nach dem Tode des Pabsts, seines Vaters erstreckte; so fieng er an, alle diejenigen auszurotten, deren Güter er geraubt hatte, damit der neue Pabst sich dieser Personen nicht wider ihn gebrauchen könnte. Sehet, wie man von einem Laster auf das andre fällt: Um die Ausgaben zu bestreiten, muß man Geld haben; damit man solches bekommen möge, muß man dessen Besitzer plündern; und damit man es sicher genießen könne, muß man sie ausrotten. Schlüsse der Straßenräuber! Borgia, um einigen Cardinälen Gift beyzubringen, läßt sie bey seinem Vater zu Gaste bitten. Der Pabst und er ergreifen aus Unvorsichtigkeit das vergiftete Getränke; Alexander VI stirbt davon, Borgia kommt durch, um ein unglückseliges Leben zu führen. Würdiger Lohn der Giftmischer und Meuchelmörder!

Sehet die Klugheit, die Geschicklichkeit und die Tugenden, welche Machiavell zu loben nicht müde werden kann. Bossuet, Fleschier, Plinius [10]) hätten ihre Helden nicht höher erheben

10) Der berühmte Bischof von Meaux, der gepriesene Bischof von Nimes, der beredte Lobredner des Trajans hätten ihre ꝛc.

ben können, als Machiavell den Cäsar Borgia. Wäre sein Lobspruch nur eine Ode, oder rhetorische Figur; so könnte man seine Spitzfündigkeit loben, iedoch aber seine Wahl verabscheuen; Allein es ist ganz das Gegentheil. Es ist ein Buch von der Staatskunst, das auf die Nachkommenschaft soll gebracht werden; es ist ein sehr ernsthaftes Werk, in welchem Machiavell so unverschämt ist, daß er dem abscheulichsten Ungeheuer, so die Hölle iemals auf die Erde ausgespieen hat, Lobsprüche beyleget. Das heißt sich leichtsinniger Weise dem Hasse des menschlichen Geschlechts aussetzen.

Das

Das achte Kapitel.

Von denen, so durch Laster Fürsten worden sind.

Ich bediene mich hier nun der eignen Worte des Machiavells, um ihn zu beschämen. Was könnte ich von ihm abscheulichers sagen, als daß er hier denenjenigen Regeln giebt, welche durch ihre Laster zur höchsten Würde gelangen? denn das ist der Titel dieses Kapitels. Wenn Machiavell bestellt wäre, in einer Schule von Böswichtern die Laster, oder auf einer Universität von Verräthern die Treulosigkeit zu lehren; so wäre es kein Wunder, daß er dergleichen Materien abhandelte; allein er redet zu allen Menschen, und hat es unter denselben vornehmlich mit denen zu thun, welche die tugendhaftesten seyn sollen, weil sie ausersehen sind über die andern zu herrschen. Was ist schändlicher und unverschämter, als ihnen in der Treulosigkeit und im Morden Unterricht geben? Es wäre vielmehr zum Besten der Welt zu wünschen, daß dergleichen Exempel, als des Agathocles und Oliviero von Fermo, die Machiavell mit Vergnügen anführet, aller Welt unbewußt wären. Das Leben eines Agathocles, oder eines Oliviero von Fermo ist geschickt, in einem Menschen, der schon einen innerlichen Trieb zu Bosheiten hat, den bey sich füh-

führenden gefährlichen Saamen, ohne daß er ihn recht kennet, zu entdecken und belebt zu machen. Wie viele junge Leute haben sich nicht durch das Lesen der Romainen dergestalt den Verstand verrückt, daß sie nichts anders gesehen und gedacht, als wie Gandalin oder Mador? Es ist in der Art zu denken gleichsam eine gewisse Seuche, da immer ein Verstand den andern ansteckt. Jener außerordentliche Mensch, jener König [1]) dessen zu hoch getriebene Tugenden sich alle in Fehler verwandelten, mit einem Worte, Carl XII. trug von seiner zartesten Kindheit an das Leben Alexanders des Großen bey sich, und viele Leute, die diesen nordischen Alexander genau gekannt haben, versichern, Quintus Curtius habe Polen verheeret, Stanislaus sey nach dem Abdolominus König geworden, und die Schlacht bey Arbella habe die Niederlage bey Pultawa verursachet [2]). Es wäre zu wünschen, daß Machiavell

1) In v. D. Auflage stehet: Jener außerordentliche Mensch, jener herumschweifende König, der den alten Rittern so ähnlich war, jener irrende Held, dessen zu hochgetriebne Tugenden ꝛc.

2) Es sey mir erlaubt von einem so großen Exempel auf kleine zu kommen. Ich bin der Meynung, wenn man mit der Historie des menschlichen Verstandes zu thun hat, so verlieret sich der Unterschied der Stände. Könige sind nur Menschen, und die Menschen alle einander gleich. Man siehet nur auf den Eindruck und Veränderungen überhaupt, die von gewissen äußerlichen Ursachen in dem menschlichen Verstande gemacht werden. Es ist in ganz England bekannt,

vell nur lauter Alexander angeführet hätte; so giebt er aber den Agathocles und Fermo als Muster der Klugheit und des Glücks. Diese haben sich seiner Meynung nach, in ihren kleinen Staaten erhalten, weil sie zu rechter Zeit grausam gewesen sind. Mit Klugheit ein Barbar seyn, und Tyranney in einem gewissen Zusammenhange ausüben, heißt, nach diesem Staatsmann, alle Gewaltthätigkeiten und alle Laster, die man zu seinem Vortheil nützlich erachtet, auf einmal ausüben. Lasset diejenigen, so euch verdächtig seyn, und die sich für eure Feinde erklären, ermorden: Aber verziehet nicht lange mit eurer Rache. Machiavell billiget dergleichen Thaten, als die sicilianische Vesper und die pariſiſche Bluthochzeit iſt,

wo

bekannt, was vor etlichen Jahren in London geſchehen iſt. Man ſpielte eine ziemlich ſchlechte Comödie, unter dem Titel: Die Spitzbuben und Beutelſchneider; man zeigte darinnen einige liſtige Streiche der Diebe. Bey dem Herausgehen wurden viele Leute gewahr, daß ſie ihre Ringe, Tobacksdoſen und Uhren verlohren hatten; und der Verfaſſer des Stücks bekam in ſo kurzer Zeit Schüler, daß ſie ſeine Lehren ſo gar auf dem Parterre ausübten. So ſchädlich iſt es böſe Exempel anzuführen!

Machiavells erſte Betrachtung iſt auf den Agathocles und Oliviero, und zwar auf die Urſachen gerichtet, woher es gekommen, daß ſie ſich in ihren kleinen Staaten erhalten, ungeachtet ihrer Grauſamkeit? Er ſchreibt es dem zu, daß ſie ſolche zu rechter Zeit ausgerichtet hätten. Mit Klugheit ein Barbar ꝛc. v. D. Auflage.

wo solche Grausamkeiten begangen worden, davor die Menschlichkeit erzittert. Er hält die Abscheulichkeit dieser Verbrechen vor nichts, wenn man sie auf eine Art ausübet, daß [3]) sie Schrecken machen in dem Augenblicke, da sie noch ganz frisch sind. Er giebt zur Ursache an, daß die Vorstellungen davon unter dem Volke leichter aufhörten, als von solchen Grausamkeiten, die auf einander folgten und anhielten: Als ob es nicht eben so schlimm wäre, tausend Menschen an einem Tage hinzurichten, als sie nach und nach ermorden zu lassen. Es ist aber nicht genug die abscheuliche Sittenlehre des Machiavells zu Schanden zu machen, man muß ihn auch des Betrugs überführen, und daß er nicht redlich gehandelt habe. Denn erstlich ist es falsch, daß Agathocles die Früchte seiner Laster in Frieden genossen habe: Er ist fast beständig mit den Carthaginensern in Krieg verwickelt gewesen; er ward so gar genöthiget sein Kriegsheer in Africa zu verlassen, welches nach seiner Abreise seine Kinder ermordete, und er selbst starb von einem Gifttranke, den ihm sein Enkel überreichte. Oliviero von Fermo kam ein Jahr nach seiner Erhöhung durch die Treulosigkeit des Borgia um [4]). Also

3) Dabey dem Volk eine blaue Dunst vorgemacht wird, und daß sie Schrecken ꝛc.

4) In v. D. Auflage: würdiger Lohn seiner Laster! Sein Fall erfolgte so geschwinde, daß er dem zuvorkam, was der allgemeine Haß dem Oliviero zubereitete. Wiewohl der Verfasser hätte das Exempel von Olivie-

Also strafte ein Böswicht den andern, und kam durch seinen Privathaß denjenigen zuvor, was der allgemeine Haß dem Oliviero zubereitete. Wenn auch selbst das Laster mit Sicherheit könnte ausgeübet werden [5], wenn auch selbst der Tyranne kein trauriges Ende zu befürchten hätte, so würde er doch unglücklich genug seyn, da er als ein Schandfleck des menschlichen Geschlechts angesehen ist. Er wird das innerliche Zeugniß seines Gewissens, das wider ihn redet, nicht ersticken können [6]. Eine wahrhafte, eine unerträgliche Marter, die er beständig in seinem Busen trägt. Es ist wahrhaftig in der Natur unsers Wesens nicht gegründet, daß ein Böswicht glücklich sey. Man lese nur das Leben eines Dionysius, eines Tiberius, eines Nero, eines Ludwig XI, eines [7] Johann Bosilowiz, so wird man finden, daß die-

Oliviero gar nicht einmal anführen sollen; denn es beweiset nichts. Machiavell wollte gern, daß das Laster glücklich machte; deswegen schmeichelt er sich, einen gültigen, oder doch ziemlichen Beweisgrund gefunden zu haben: Allein Oliviero war ja unglücklich. Wenn auch selbst ꝛc.

5) Wenn gleich ein Tyranne seine Bosheit unbestraft begehen könnte.

6) Er wird diese starke Stimme, die sich auf den Thronen der Könige hören läßt, nicht zum Schweigen bringen können; er wird die betrübte Schwermüthigkeit, die seine Einbildungskraft beunruhiget, nicht vermeiden können: Sie wird sein Henker auf Erden seyn. Man lese nur ꝛc.

7) Tyrannen.

se [a]) böse Menschen das allerunglückseligste Ende genommen haben. Ein grausamer Mensch hat ein menschenfeindliches und von schwarzer Galle angegriffenes Temperament: wenn er von seiner Kindheit an diese unglückliche Leibesbeschaffenheit nicht bestreitet, so kann es nicht fehlen, er muß eben so rasend als unsinnig werden. Wenn also auch keine Gerechtigkeit auf Erden, und kein Gott im Himmel wäre, so sollten um so viel mehr die Menschen tugendhaft seyn, weil die Tugend allein sie vereinigen kann, und ihnen zu ihrer Erhaltung unumgänglich nöthig ist, und das Laster hingegen sie nur unglücklich machen, und ihren Untergang befördern kann.

8) unvernünftige und wütende Ungeheuer.

Das

Das neunte Kapitel.

Von dem bürgerlichen Fürstenthume.

Keine Neigung ist von unserm Wesen so unzertrennlich, als die, so wir zu der Freyheit tragen. Von dem wohlgesittesten Menschen an, bis auf den barbarischten sind alle ohne Unterschied davon eingenommen. Denn da wir ohne Ketten gebohren werden, so begehren wir ohne Zwang zu leben. Dieser Geist der Ununterwürfigkeit und Großmuth ist es, der so viele große Männer in der Welt hervor gebracht, und zu den republikanischen Regierungen Anlaß gegeben hat, welche eine Art der Gleichheit unter den Menschen einführen, und sie dem Stande der Natur näher bringen.

Machiavell giebt in diesem Kapitel gute Staatsregeln vor die, welche durch freye Einstimmung der Häupter einer Republik bis zur höchsten Gewalt hinauf steigen. Das ist auch fast der einzige Fall, in welchem er erlaubet ein ehrlicher Mann zu seyn; Aber zum Unglück kommt dieser Fall [1]) niemals vor. Ein republikanischer Geist ist über seine Freyheit im höchsten Grad eifersüchtig; Alles, was derselben einigen Anstoß geben könnte, macht ihn aufmerksam, und er empört sich gegen die bloße Vorstellung eines Gebieters. Man

1) fast.

kennet in Europa Völker, welche das Joch ihrer Tyranney abgeworfen haben, um der Freyheit zu genießen; Aber man kennet keines, das frey gewesen wäre, und sich einer freywilligen Sklaverey unterworfen hätte.

Viele Republiken sind durch die Folge der Zeit wieder unter eine unumschränkte Gewalt gerathen; es scheint so gar, es sey dieses ein unvermeidliches Unglück, welches auf sie alle wartet: Denn wie könnte eine Republik auf ewig allen denen widerstehen, welche ihre Freyheit untergraben? Wie könnte sie allzeit den Ehrgeiz der Großen, welche sie in ihrem Busen ernähret, im Zaum halten? Wie könnten sie in die Länge auf die Verführungen, auf die heimlichen Bewegungen ihrer Nachbarn und auf die Bestechung ihrer Glieder ein wachsames Auge haben, so lange bey den Menschen der Eigennutz alles vermag? Wie kann sie sich Hoffnung machen, die Kriege so sie führen muß, allemal glücklich zu endigen? Wie sind denen mißlichen Umständen, so die Freyheit zu besorgen hat, vorzubeugen? Denjenigen Augenblicken, auf welche ofemals alles ankommt? Denen ungefähren Glücksfällen, welche die bestochenen und kühnen Menschen begünstigen?

Werden ihre Truppen von unbeherzten und feigen Feldherren angeführet, so wird sie ein Raub ihrer Feinde; sind es aber tapfere und kühne Männer, so sind sie in Friedenszeiten gefährlich, nachdem sie im Kriege nützlich gewesen. Fast alle Republiken haben sich aus dem Abgrunde der

Dienst-

Dienſtbarkeit auf den Gipfel der Freyheit erhoben, und ſie ſind faſt alle von dieſer Freyheit wieder in die Sklaverey gefallen. Eben die Athenienſer, welche zu Demoſthenes Zeiten dem Philippus von Macedonien Trotz geboten, krochen vor dem Alexander; eben die Römer, welche nach Verjagung der Könige, die königliche Regierung verabſcheueten, ertrugen nach einigen hundert Jahren, alle Grauſamkeiten ihrer Kaiſer geduldig; und eben dieſe Engländer, welche Carl I enthaupteten, weil er ſich einiger geringen Rechte angemaßet [2]), beugten ihre ſteife Herzhaftigkeit [3]) unter der hochmüthigen und liſtigen Tyranney ihres Protectors. Dieſe Republiken ſind es demnach nicht, die ſich durch ihre Wahl Herren geſetzet; ſondern es waren Menſchen von beherzter Unternehmung, die durch Beyhülfe einiger vortheilhaften Umſtände, ſie wider ihren Willen unterwürfig gemacht haben. Eben ſo, wie die Menſchen gebohren werden, eine Zeitlang leben, und an Krankheiten oder Alters wegen ſterben; eben ſo, ſage ich, entſtehen die Republiken, blühen einige hundert Jahre, und verfallen endlich durch die Kühnheit eines Bürgers, oder durch die Waffen ihrer Feinde. Alles hat ſeine beſtimmte Zeit; ſelbſt die [4]) gröſſeſten Monarchien haben nur eine gewiſſe Dauer. Die Republiken empfinden alle,

2) weil er in ihre Rechte einen Eingriff that.
3) unter der hochmüthigen Regierung ꝛc.
4) die Reiche, die gröſſeſten Monarchien ꝛc.

daß diese Zeit einmal kommen wird, und sie sehen eine jede Familie, die allzu mächtig ist, als die Wurzel der Krankheit an, die ihnen dereinst tödlich seyn wird. Man wird diejenigen, so in einer Republik leben, und wahrhaftig frey sind, niemals bereden, sich einen Herrn zu setzen, und wäre es auch der beste von der Welt: Denn sie werden immer sprechen: „Es ist besser, den Ge„setzen, als dem Eigensinn eines einzigen Men„schen unterworfen zu seyn. Die 5) Gesetze sind „ihrer Natur nach gerecht; Der Mensch hinge„gen ist von seiner Geburt an ungerecht. Sie „sind die Hülfsmittel vor unsre Krankheiten, und „diese Hülfsmittel können in den Händen dessen, „der nur seinen Willen anzeigen darf, gar leicht „zu einem tödlichen Gift werden. Mit einem „Worte, die Freyheit ist ein Gut, das man von „der Geburt an überkommt; warum, werden „die Republikaner sagen, sollen wir uns unsers „Guts berauben? So strafbar es demnach ist, „sich wider einen Fürsten, der durch die Gesetze „bestätigt ist, auflehnen, eben so strafbar ist es „auch, eine Republik unter das Joch bringen „wollen.„

5) diese ganze Stelle, bis zu Ende dieses Kapitels, findet sich nicht in der ersten Auflage des von Dorn.

Das

Das zehende Kapitel.

Von der Stärke der Staaten [1]).

Seitdem Machiavell sein Buch von der Regierungskunst eines Fürsten geschrieben, hat sich die Welt so geändert, daß man sie fast nicht mehr kennet. Wenn ein oder der andre geschickte General Ludwigs XII, in unsern Zeiten wieder auftreten sollte, so würde er sich ganz und gar nicht darein zu finden wissen. Er würde sehen, daß man mit unzählbaren Soldaten Krieg führet [2]), und die man so wohl in Friedens- als Kriegszeiten auf den Beinen hält; da hingegen zu seiner Zeit zu den wichtigsten Streichen und zu Ausführung der größesten Unternehmungen eine Hand voll Menschen genug war, und die Soldaten nach geendigtem Kriege wieder abgedankt wurden. An statt jener eisernen Kleider, Lanzen, Büchsen mit Rädern, würde er Regimentsmundirungen, Flinten mit Bajonetten, neue Arten sich zu lagern, Treffen zu liefern, und sonderlich die Kunst, den Truppen Unterhalt zu verschaffen, bey uns finden, eine Kunst die eben so nöthig ist, als die, den Feind zu schlagen. Aber was würde

1) Wornach man die Stärke aller Fürstenthümer abmessen und beurtheilen müsse.

2) die man kaum im Felde unterhalten kann und die ꝛc.

nicht Machiavell selbst sagen, wenn er sehen könnte, was für eine neue Gestalt der europäische Staatskörper bekommen; wie viele große Fürsten sich itzo in der Welt hervor thun, die damals darinnen wenig bedeuteten; wie die Macht der Könige aus dem Grunde befestiget; auf was Art die Fürsten itzo unter sich Handlung pflegen; und wie das Gleichgewicht in Europa durch die Verbindung etlicher mächtiger Häuser hergestellet, der Ehrgeiz der andern im Zaume gehalten, und die Ruhe der Welt befördert werde?

Alle diese Dinge haben eine so durchgängige und allgemeine Veränderung verursachet, daß die meisten Regeln des Machiavells sich bey unsrer itzigen Staatskunst nicht anwenden lassen. Man siehet es sonderlich in diesem Kapitel, und ich muß davon einige Exempel anführen. Machiavell hält davor, ein Fürst, der ein großes Land und dabey viel Geld und Volk habe, könne sich durch seine eigne Macht, und ohne Beystand eines Bundsgenossen, wider die Anfälle seiner Feinde schützen.

Ich bin hierinnen nicht seiner Meynung; und noch mehr, ich behaupte, ein Fürst, so furchtbar er auch sey, könne allein vielen mächtigen Feinden nicht widerstehen, und er habe den Beystand einiger Bundsgenossen schlechterdings nöthig. Wenn der furchtbarste, der mächtigste Fürst in Europa, wenn Ludwig XIV auf dem Punkte stund, in dem spanischen Succeßionskriege unterzuliegen, und wenn er, aus Mangel der Bundsgenossen, der Verbindung so vieler Könige und Fürsten, die

bereit

bereit waren ihn zu unterdrücken, fast nicht länger widerstehen konnte, wie viel weniger kann ein Fürst, der schwächer ist, vor sich allein und ohne mächtige Bundsverwandten bleiben, ohne vieles zu wagen?

Man spricht und wiederholt es ohne großes Nachsinnen; daß Bündnisse unnütze wären, weil man so fast niemals in allen Punkten erfüllte, und man zu unsern Zeiten nicht gewissenhafter, als in allem andern, wäre. Ich antworte denen, die also gedenken, daß ich keinesweges daran zweifle, daß sie nicht alte, ja ganz neue Exempel solcher Fürsten finden, die ihren Verbindungen nicht aufs genqueste nachgekommen sind. Indessen ist es doch allezeit sehr vortheilhaft Bündnisse zu schließen. So viele Bundsgenossen ihr euch macht, so viel Feinde habt ihr weniger, und wenn sie euch zu nichts helfen, 3) so werdet ihr sie doch dahin bringen, daß sie, wenigstens eine Zeitlang, neutral bleiben.

Machiavell redet in der Folge von den Principini, oder kleinen Fürsten, von denen im Kleinen geschilderten Oberherren, die, weil sie nur kleine Länder haben, keine Armee ins Feld stellen können. Der Verfasser bestehet stark darauf, daß sie ihre Hauptstadt befestigen sollen, damit sie in Kriegszeiten sich mit ihren Völkern darein werfen können. Die Fürsten, davon Machiavell

3) so werdet ihr es doch allezeit gewiß dahin bringen, daß sie neutral bleiben.

vell redet; sind eigentlich nur Zwitter von Oberherren und Privatpersonen; [illegible] spielen die Rolle

4) Sie spielen die Rolle eines großen Herrn nur mit ihren Bedienten. Meines Erachtens könnte man ihnen nichts bessers rathen, als daß sie die allzu hohen Gedanken von ihrer Größe, die ungemeine Hochachtung ihres alten und berühmten Geschlechts, und den unverbrüchlichen Eifer vor ihr Wappen in etwas einschränkten. Die Klugheit sagt: sie würden besser thun, wenn sie nur als Herren, die gut stehen, in der Welt Staat machten, und ein für allemal die Stelzen ablegten, worauf sie ihr Hochmuth stellet; wenn sie höchstens nur eine Wache hielten, die Räuber vom Schlosse abzuhalten, die etwan so hungrig wären, daß sie daselbst Unterhalt suchten; und wenn sie alle Bollwerke, alle Mauern, und was sonst ihrer Residenz den Schein eines festen Platzes geben kann, schleifen ließen. Die Ursachen sind diese: die meisten kleinen Fürsten bringen sich durch einen, ihre Einkünfte übersteigenden Aufwand, wozu sie die Trunkenheit ihrer eitlen Größe verleitet, in Abnehmen. Sie bereiten sich den Untergang, um die Ehre ihres Hauses zu erhalten, und ihre Eitelkeit führet sie den Weg des Elendes. Der jüngste Sohn des jüngsten Sohnes einer abgetheilten Linie bildet sich noch ein, so etwas zu seyn als Ludwig XIV. Er bauet sein Versailles, er hat seine Maitressen, er hält seine Armeen. Ein gewisser abgefundener Fürst von einem großen Hause hält wirklich aus sehr fein herausgesuchter Größe, alle Gattungen von Völkern in Sold, welche die Haustruppen eines großen Königs ausmachen; und dieses dergestalt im Kleinen, daß man ein Microscopium nöthig hat, eine jede Gattung insonderheit zu erkennen. Vielleicht wäre seine Armee stark genug, auf der

Schau-

Rolle eines regierenden Herrns auf einer gar zu kleinen Schaubühne. Wenn sie von keinen andern als eben so schwachen Fürsten, als sie selber, umgeben sind, so haben sie Ursach ihre kleine Plätze zu befestigen. Zwey Bollwerke und zweyhundert Soldaten thun vor sie und ihre Nachbarn eben das, was wahre Festungen und hundert tausend Mann vor große Könige ausrichten.

Wenn aber diese Herren in den Umständen sind, worinnen die Barons von Frankreich oder England waren, oder wenn es Herren des Reichs sind, so glaube ich, daß Truppen und Festungen sie zu Grunde richten, nicht aber groß machen können. Der Pracht des fürstlichen Staats ist gefährlich, wenn die Macht dazu fehlet. Man vernichtet oft sein Haus, wenn man dessen Größe gar zu sehr unterhalten will; mehr als ein abgetheilter Fürst hat davon die traurige Erfahrung gemacht. Wenn man eine Art einer Armee hält, da man nur eine kleine Wache halten sollte; wenn man eine Wache unterhält, da man sich mit Bedienten behelfen sollte; so ist dieses nicht eine Ehrbegierde, sondern eine Eitelkeit zu nennen, und diese Eitelkeit führet gar bald zur Dürftigkeit.

Warum

Schaubühne zu Verona eine Schlacht vorzustellen. Ich habe gesagt, die kleinen Fürsten thäten nicht wohl, daß sie ihre Residenzen befestigten. Die Ursache ist ganz natürlich: Sie sind nicht in den Umständen ꝛc. v. D. Aufl.

Warum sollten sie feste Plätze haben? Sie sind nicht in den Umständen, daß sie von ihres gleichen belagert werden können, weil Nachbarn, die mächtiger sind als sie, sich sogleich in ihre Streitigkeiten mischen und ihnen eine Vermittlung antragen, die sie nicht abschlagen dürfen; also kann statt Blutvergießens, ein paar Federn voll Dinte alle ihre kleine Streitigkeiten schlichten.

Wozu sollen ihnen Festungen dienen? wenn solche auch in dem Stande wären wider ihre kleine Feinde eine Belagerung auszuhalten, die so lange dauerte, als die von Troja, so würden sie wider die Armee eines mächtigen Monarchen sich nicht so lange halten als Jericho. Wenn außerdem in der Nachbarschaft große Kriege geführet werden, so stehet es nicht bey ihnen neutral zu bleiben; oder sie würden völlig zu Grunde gerichtet werden. Und nehmen sie die Partey einer der kriegführenden Fürsten an, so wird ihre Hauptstadt der Waffenplatz dieses Fürsten.

Die Vorstellung, die uns Machiavell von den deutschen Reichsstädten giebt, ist ganz unterschieden von dem, was sie heutiges Tages sind. Eine Petarde, und in Ermangelung derselben, ein Befehl vom Kaiser, würde hinlänglich seyn, ihn zum Herrn dieser Städte zu machen. Sie sind alle schlecht befestiget; die meisten haben alte Mauern, auf denen hier und dar große Thürne stehen, und ihre Gräben sind von der nachgeschossenen Erde fast wieder ausgefüllet. Sie haben wenige Soldaten, und die sie noch unterhalten,

halten, sind übel abgerichtet; ihre Officier sind gröſtentheils 5) alte Leute und nicht mehr im Stande zu dienen. Einige Reichsstädte haben ziemlich gutes Geschütze; aber das würde nicht hinlänglich seyn, sich dem Kaiser zu widersetzen, der gewohnt ist sie ihre Schwäche ziemlich oft empfinden zu lassen. Mit einem Worte, Krieg führen, Schlachten liefern, Festungen belagern und vertheidigen, ist eine Sache, die einzig und allein groſsen Fürsten zukommt, und die, so es ihnen nachthun wollen, und doch nicht die Macht dazu haben, gleichen demjenigen, der das Getöse des Donners nachmachte, und sich einbildete, er wäre Jupiter.

5) entweder vom deutschen Reichsfürsten abgeschafft oder alte Leute ꝛc.

Das eilfte Kapitel.

Von geiſtlichen Staaten [1]).

Ich finde nicht in dem Alterthume, daß Prieſter regierende Fürſten geworden wären. Unter allen Völkern, davon uns noch einige Kenntniß übrig geblieben iſt, findet man allein bey den Juden eine Reihe herrſchender Hoherprieſter [2]). Bey allen andern aber findet ſich, daß die Häupter der Religion ſich in nichts anders gemiſchet, als was ihres Amts geweſen. Sie opferten, ſie nahmen eine Beſoldung, ſie hatten gewiſſe Vorzüge; aber ſie unterrichteten ſelten, und regierten niemals. Und daß man bey den Alten niemals Religionskriege führte, das rühret, meines Erachtens daher, weil die Prieſter weder Lehren hatten, die das Volk trennen, noch Anſehen beſaßen, deſſen ſie mißbrauchen können.

Als Europa bey dem Verfall des römiſchen Reichs ohne Oberhaupt und ein Raub der Barbaren war, wurde alles in kleine Herrſchaften getheilet; viele Biſchöffe machten ſich zu Fürſten, und der Biſchoff zu Rom gieng ihnen mit ſeinem Exem-

1) Von geiſtlichen Fürſtenthümern.

2) Und was iſt es Wunder, daß unter einem Volke, das alle barbariſche Nationen an Aberglauben und Unwiſſenheit übertrifft, endlich auch diejenigen, welche den Religionsſachen vorſtunden, auch die Bewegung der Staatsſachen an ſich gezogen. Bey allen andern ꝛc.

Exempel vor. Es scheint, daß unter diesen geistlichen Regierungen das Volk ziemlich glücklich leben müßte. Denn gewählte Fürsten [3]), deren Länder, so wie die geistlichen Staaten, sehr enge sind, sollten mit ihren Unterthanen, wo nicht aus Religion, wenigstens aus Staatsklugheit, glimpflich verfahren.

Es ist indessen gewiß, daß kein einziges Land mehr mit Bettlern wimmelt, als die geistlichen Staaten. Da kann man eine [4]) Abbildung alles menschlichen Elends sehen, nicht an den Armen, welche die Freygebigkeit und die Allmosen der Fürsten hinziehet; nicht an den Ungeziefern, die sich an die Reichen hängen und in dem Gefolge des Ueberflusses kriechen; sondern an den Abgehungerten, [5]) welche der Lebensnothdurft

und

3) die in einem hohen Alter zur Regierung kommen, und deren Länder ꝛc.

4) recht rührende ꝛc.

5) welche die Liebe des Fürsten der Nothdurft des Lebens beraubet, damit er dem Verderben und dem Mißbrauche vorbeugen möge, der sich bey dem Ueberflusse einzufinden pfleget. Ohne Zweifel sind die Grundregeln der meisten geistlichen Regierungsformen von denen spartanischen Gesetzen hergenommen, nach welchen das Silber verboten war; jedoch mit dem Unterscheide, daß die Prälaten den Gebrauch der Güter sich vorbehalten, die sie den Unterthanen abgenommen haben. Selig, sagen sie, sind die Armen, denn das Himmelreich ist ihr; weil sie nun gerne wollen, daß jedermann selig werde, so bemühen sie

und der Mittel sich solche zu verschaffen, beraubt sind. Man sollte glauben, daß das Volk dieser Staa-

sich auch, iedermann arm zu machen. Nichts sollte erbaulicher seyn, als die Historie der Häupter der Kirche, und der Statthalter Jesu Christi. Man vermuthet darinnen Beyspiele untadelhafter und heiliger Sitten zu finden. Inzwischen findet man gerade das Gegentheil: Schandthaten, Greuel, Quellen des Aergernisses; man kann das Leben der Päbste nicht lesen, ohne ihre Grausamkeit und Treulosigkeit mehr als einmal zu verabscheuen. Ueberhaupt nimmt man gewahr, wie ihr Ehrgeiz auf die Vermehrung ihrer weltlichen und geistlichen Macht beflissen ist; wie ihr Geldgeiz sich beschäftiget, das Vermögen des Volks an ihre Familien zu ziehen, und ihre Nepoten, Maitressen, auch wohl Hurenkinder, zu bereichern. Wer der Sache nicht nachdenket, dem kommt es sonderbar vor, daß das Volk sich von dieser Art Fürsten so geduldig unterdrücken läßt, daß ihnen über die Ausschweifungen und Laster der Geistlichen die Augen [illegible] aufgehen, und daß sie von einem geschornen Haupte dulden, was sie von einem mit Lorbeeren gekrönten Haupte nicht ertragen würden. Allein die Sache kommt denen nicht so fremde vor, welche wissen, was der Aberglaube bey den Unwissenden, und eine gewisse Begeisterung bey den Menschen vermag. Sie erinnern sich, daß man schon von alten Zeiten her, sich der Religion bedienet hat, des Volkes Treue sicherzustellen, und der Widerspenstigkeit der menschlichen Vernunft einen Zaum anzulegen. Es ist ihnen nicht unbekannt, daß der Irrthum die scharfsichtigsten Menschen blind machen könne, und daß nichts siegreicher sey, als die Staatskunst derer, die Himmel

und

Staaten unter den spartanischen Gesetzen lebte, welche den Gebrauch des Goldes und Silbers untersagten; und daß nur allein die Fürsten diesem Gesetze nicht unterworfen wären.

Die Hauptursache davon ist diese: Sie sind späte zur Regierung kommen; sie haben derselben auf wenige Jahre zu genießen, und dabey Erben zu bereichern. Sie haben selten den Willen und niemals die Zeit, langwierige und nützliche Unternehmungen auszuführen. Große Unternehmungen, der Handel, alles, was einen langsamen und mühsamen Anfang erfordert, ist nicht ihr Werk; sie halten sich für Wanderer, die in einem fremden Hause aufgenommen werden. Sie sitzen auf einem fremden Throne, den sie nicht von ihren Vätern erhalten, noch ihren Nachkommen verlassen. Sie können weder die Neigung eines Königes, der ein Vater seiner Familie ist und vor die Seinigen arbeitet, noch den Sinn eines Republikaners haben, der alles seinem Vaterlande aufopfert; oder wenn auch einer unter ihnen als ein Vater des Volks denket, so stirbt er, ehe er ein Feld fruchtbar machen kann,

und Hölle, Gott und Verdammte herbey ziehen, ihre Absichten zu erreichen. So wahr ist es, daß selbst die Religion, der reinste Quell alles unsers Guten, oft durch einen beweinenswürdigen Mißbrauch der Grund und Ursprung alles unsers Uebels wird. v. D. Auflage.

das seine Vorfahren mit Dornen und Hecken hinterlassen haben.

Dieses ist die Ursache, warum man lange wider einige geistliche Fürsten gemurret hat, welche mit dem Schweiße der Unterthanen ihre Maitressen, ihre Enkel oder ihre Hurenkinder bereichert haben.

Die Geschichte der Häupter der Kirche sollte uns nur lauter Denkmaale der Tugend liefern. Man weis, was darinnen zu finden ist; man weis, wie verdorben manchmal diejenigen gewesen sind, die so reine seyn sollten.

Die wenig nachdenken, verwundern sich, daß die Völker die Unterdrückung dieser Art Fürsten mit so vieler Geduld ertragen haben; und daß sie von einem Haupte, das sich vor dem Altare neiget, dasjenige gelitten haben, was sie von einem mit Lorbeeren gekrönten Haupte nicht leiden würden.

Machiavell wird diese Gelehrigkeit des Volkes der großen Geschicklichkeit seiner Herren zuschreiben, welche zugleich klug und boshaft waren. Ich meines Theils bin der Meynung, die Religion habe vieles beygetragen, die Leute unter dem Joche zu erhalten. Ein böser Pabst war gehaßt, aber sein Stand verehret; die seiner Würde anklebende Ehrerbietung erstreckte sich bis auf seine Person. Den neuen Römern ist mehr als hundertmal in Sinn kommen, einen

andern

andern Herrn zu suchen; aber der alte Herr trug in seinen Händen heilige Waffen, die sie zurückhielten. Man hat sich manchmal wider die Päbste empöret; aber in dem der dreyfachen Krone unterworfenen Rom, ist nicht der hunderte Theil Empörungen gewesen, als in dem heidnischen Rom. So sehr können sich die Sitten der Menschen ändern!

Der Verfasser merket [6]) an, was zu der Hoheit des römischen Stuhls am meisten beygetragen habe. Er schreibt die vornehmste Ursache desselben der geschickten Aufführung Alexanders VI zu, desjenigen Pabsts, der die Grausamkeit und den Ehrgeiz auf das höchste getrieben, und der keine andre Gerechtigkeit kannte, als seinen Eigennutz.

Wenn es nun wahr ist, daß einer der boshaftesten Menschen, der iemals die dreyfache Krone getragen, derjenige sey, der die päbstliche Macht am meisten befestiget hat, was soll man natürlicher Weise daraus schließen [7])?

Das Lob Leons X macht den Schluß dieses Kapitels [8]). Er hatte Gaben, aber ich weis

6) sehr tiefsinnig.

7) was soll man von den Helden des Machiavells gedenken?

8) Dieses Pabstes Ehrsucht, Ausschweifungen, und Gottlosigkeit sind bekannt genug.

nicht, ob er Tugenden hatte. Seine Ausschweifungen, sein Unglaube, seine Treulosigkeit und sein wunderlicher Sinn, sind ziemlich bekannt. Machiavell lobet an ihm nicht eben diese Eigenschaften; aber er schmeichelt ihn, und dergleichen Fürsten verdienen auch solche Schmeichler 9).

Machiavell lobet Leon X, und er will Ludwig XII den Vater seines Volks nicht loben.

9) Lobte er ihn nur als einen prächtigen Fürsten, und deswegen, weil er die Künste wieder hergestellet, so hätte er Recht; allein er lobte ihn als einen Staatsklugen Herrn.

Das

Das zwölfte Kapitel.

Von den verschiedenen Gattungen der Soldaten [1]).

Alle Dinge in der Welt sind mannigfaltig. Die Temperamente der Menschen sind unterschieden, und die Natur beobachtet eben die Mannigfaltigkeit, wenn ich mich so ausdrücken darf, in den Temperamenten der Staaten. Ich verstehe überhaupt unter dem Temperamente eines Staats, seine Lage, seine Größe, die Anzahl und Gemüthsart seiner Einwohner, seinen Handel, seine Gewohnheiten, seine Gesetze, seine Stärke und Schwäche, seinen Reichthum und seine Quellen. Dieser Unterschied in Regierungen ist sehr merklich, ja unendlich, wenn man ihn bis in den kleinsten Umständen suchen will. Und gleichwie die Aerzte noch kein Mittel wissen, das sich vor alle Krankheiten und alle Leibesbeschaffenheiten schickte; also können auch Staatsmänner keine allgemeine Regeln vorschreiben, die sich bey allen Gattungen Regierungsformen anwenden liessen. Diese Betrachtung bringet mich dazu,

1) Wie vielerley Gattungen Soldaten es giebt, und was von denen zu halten, die man in Sold genommen.

daß ich Machiavells Meynung von den fremden und in Sold genommenen Truppen untersuche. Der Verfasser verwirft deren Nutzen gänzlich, und gründet sich auf Exempel, wodurch er darzuthun vermeynt, daß diese Truppen denen Staaten, die sich ihrer bedienet, mehr gefährlich als behülflich gewesen.

Es ist gewiß, und die Erfahrung hat überhaupt gewiesen, daß die besten Kriegsvölker eines Staats die einheimischen sind. Man könnte diese Meynung mit dem Exempel des tapfern Widerstands des Leonidas bey Thermopylä, und insonderheit mit dem erstaunlichen Wachsthum des römischen Reichs und der Araber unterstützen.

Dieser Satz des Machiavells könnte sich also vor alle Länder schicken, die so volkreich sind, daß sie eine hinlängliche Anzahl Soldaten stellen könnten. Ich bin, wie der Verfasser, versichert, daß einem Staate mit denen in Sold übernommenen Soldaten schlecht gedienet sey, und daß der Muth der Landskinder, durch die Bande, wodurch sie verdoppelt sind, verdoppelt werde [2]).

Insonderheit ist es gefährlich seine Unterthanen im Müßiggange [3]) zu lassen, zur Zeit da Kriegs-

2) und daß die Treue und Herzhaftigkeit derer im Lande Angesessenen weit gröſſer sey.

3) und durch Weichlichkeit weibisch werden zu lassen.

Kriegsübungen und Schlachten die Nachbarn streitbar machen.

Man hat mehr als einmal wahrgenommen, daß die Staaten, welche erst bürgerliche Kriege geendiget, ihren Feinden weit überlegen gewesen sind; denn in einem bürgerlichen Kriege ist jedermann Soldat. Die Geschicklichkeit thut sich in selbigem hervor, ohne, daß die Gunst etwas dazu beyträgt, 4) und ein jeder der verdient und Lust hat eine Person vorzustellen, findet Gelegenheit dazu. Es werden Leute gezogen, die zu allem geschickt sind, und diese Leute beleben die Nation; traurige, aber sichere Art kriegrisch zu werden. Ein weiser König unterhält auf eine andre Art die kriegerische Neigung seines Volks, indem er bald seinen Bundsgenossen Beystand schickt, bald Märsche und öftere Musterungen anstellet.

Nur in einem Staate, der mit Krieg bedrohet wird, und fast entvölkert ist, ist es unum-

4) Alle Gaben die ein Mensch besitzet, kommen da an den Tag, und iedermann erlangt eine Fertigkeit seine Kunst und Herzhaftigkeit zu zeigen. Indessen giebt es Fälle, da es nothwendig scheint, von dieser Regel eine Ausnahme zu machen. Wenn ein Reich nicht eine so große Menge Menschen hervorbringt, als man zur Armee gebrauchet und der Krieg verzehret, so ist man genöthiget, diesen Mangel des Staats durch Uebernehmung fremder Völker in seinen Sold, als durch das einzige Mittel, zu ersetzen. v. D. Aufl.

gänglich nöthig, fremde Kriegsvölker in Sold zu nehmen. Man findet alsdenn schon Mittel 5) dasjenige zu verbessern, was an dieser Art Soldaten fehlerhaft ist; man steckt mit Sorgfalt die Fremden unter die Einheimischen, um sie zu verhindern Meuterey zu machen; man gewöhnet sie zu eben der Kriegszucht; man flößet ihnen nach und nach gleiche Treue ein; und man lässet seine vornehmste Sorge dahin gehen, daß die Fremden nicht so stark als die Einheimischen werden. Es ist ein nordischer König, dessen Armee aus solchen vermischten Völkern bestehet; dem ungeachtet ist er mächtig und furchtbar genug.

Der größte Theil der europäischen Truppen bestehet aus Einheimischen und in Sold stehenden. Bauern und Bürger geben zum Unterhalt der Soldaten, die sie beschützen sollen, ein gewisses; sie selbst aber ziehen nicht mehr zu Felde. Es werden nur die allergeringsten aus dem Volke zu Soldaten genommen; Faullenzer, die lieber müßig gehen, als arbeiten wollen; Verbringer, welche bey dem Soldatenleben viele Freyheit und keine Strafe zu finden hoffen; junge muthwillige Leute, die ihren Eltern nicht folgen wollen und sich aus Leichtsinnigkeit anwerben lassen. Alle diese haben vor ihren Herrn eben so wenig Neigung, und in derselben Beständigkeit, als die Fremden.

Was

5) Die meisten Schwierigkeiten zu heben, und dasjenige zu verbessern, was Machiavell darau tadelt.

Was für ein Unterschied zwischen diesen Soldaten und den Römern, die die Welt erobert! Das Ausreißen, so zu unsern Zeiten bey allen Armeen so häufig ist, war bey den Römern was unbekanntes. Diese Männer, die vor ihre Familien, vor ihre Hausgötter [6]), vor alles, was ihnen in diesem Leben am liebsten war, stritten, dachten nicht daran, sich so vieler Vortheile durch ein schändliches Ausreißen zu berauben. Was noch die großen Fürsten in Europa in Sicherheit stellet, ist dieses, daß ihre Völker in diesem Stücke fast einerley sind, und keiner vor dem andern etwas voraus hat. Nur allein die schwedischen Völker sind zugleich Bürger, Bauern und Soldaten; allein, wenn sie auch zu Felde gehen, so bleibt fast niemand im Lande, der den Acker bestellen kann: Folglich [7]) können sie in die Länge nichts ausrichten, ohne sich selbst mehr zu schaden, als dem Feinde.

So viel von denen im Solde stehenden Völkern. Was nun ferner die Art betrifft, wie ein großer Fürst Krieg führen solle, so bin ich darinn mit dem Machiavell einer Meynung.

Ein großer Fürst soll seine Völker selbst anführen. [8]) Seine Armee ist seine Residenz; sein Vor-

6) vor das römische Bürgerrecht ꝛc.

7) ist ihre Macht nicht furchtbar, weil sie in die Länge nichts ausrichten können, ohne sich ꝛc.

8) und in seiner Armee als in seiner Residenz bleiben

Vortheil, seine Pflicht, seine Ehre, alles verbindet ihn dazu. Gleichwie er das Haupt der Justiz, und dazu gesetzet ist, solche zu verwalten, also ist er auch der Beschützer seiner Unterthanen; 9) Dieses ist einer der wichtigsten Gegenstände seiner Regierung, er darf dahero solchen niemand als sich selbst anvertrauen 10).

Seine Gegenwart macht überdem auf dem Mißverständnisse unter den Generalen ein Ende, das gewiß der Armee so verderblich, als dem Besten des Herrn nachtheilig ist. Sie erhält bessere Ordnung in dem, was zu dem Provisionwesen und Kriegsbedürfnissen erfordert wird; ohne welches ein Cäsar selbst an der Spitze von hundert tausend Mann nichts ausrichten würde. Gleichwie es der Fürst ist, der Schlachten liefern lässet, so scheinet es, daß es auch ihm zukäme deren Einrichtung und Ausführung zu veranstalten, und durch seine Gegenwart den Soldaten Muth und Zuversicht einflößen; er ist nur an der Spitze, um ihnen Exempel zu geben.

Allein,

9) Er muß die Vertheidigung seiner Unterthanen als eines der wichtigsten Dinge ansehen, er darf dahero ꝛc.

10) Sein Nutzen scheinet es auch zu erfordern, daß er bey seiner Armee zugegen sey. Denn alle Befehle werden sodann von ihm persönlich gegeben; Anschlag und Ausführung erfolgen auf das schleunigste. Seine Gegenwart ꝛc.

Allein, wird man sagen, es ist nicht jedermann zum Soldaten gebohren; und viele Fürsten haben weder so viel Verstand, noch Erfahrung, noch Herzhaftigkeit, als eine Armee anzuführen erfordert wird. Das ist wahr, ich bekenne es [11]); aber findet man nicht abermal bey einer Armee erfahrne Generale? Der Fürst darf nur ihrem Rathe folgen; der Krieg wird doch immer besser von statten gehen, als wenn der General unter dem Befehl des Ministerii stehet, das nicht bey der Armee zugegen, folglich ausser Stand ist, von den Dingen zu urtheilen, und den geschicktesten General oft unfähig machet, seine Geschicklichkeit an den Tag zu legen. Ich werde dieses Kapitel schliessen, wenn ich zuvor eine Redensart des Machiavell werde bemerket haben, die mir sehr sonderbar vorgekommen ist. Die Venetianer, sagt er, setzten ein Mißtrauen in den Herzog von Carmagnola, der ihre Völker commandirte, und wurden daher genöthigt, ihn aus der Welt zu schaffen. Ich verstehe nicht, was das anders heißt, genöthigt seyn iemand aus der Welt zu schaffen, als [12]) vergiften, meuchelmörderisch umbringen lassen. So glaubet der Lasterlehrer die schändlichsten und strafbarsten Handlungen unschuldig zu machen, wenn er die Worte mildert.

Die

11) allein diesen Einwurf kann ich leicht heben ꝛc.

12) verrathen.

Die Griechen hatten die Gewohnheit, gewisse Umschreibungen zu gebrauchen, wenn sie vom Tode redeten. Weil sie dieses Wort, und alles, was das Sterben schreckliches hat, ohne einen geheimen Abscheu nicht anhören konnten. Machiavell umschreibt die Laster, weil sein Herz sich gegen seinen Verstand auflehnet, und die verdammliche Moral, die er lehret, nicht so roh verdauen kann [13]).

13) traurige Beschaffenheit, wenn man schamroth wird sich andern in seiner wahren Gestalt zu zeigen, und sich vor den Augenblick der Selbstprüfung scheuet! v. D. Aufl.

Das dreyzehende Kapitel.

Von den Hülfsvölkern [1].

Machiavell treibet es allzu hoch, wenn er behauptet, ein kluger Fürst würde lieber mit seinen eignen Völkern umkommen, als mit fremden überwinden wollen.

Mich dünkt, ein Mensch, der in Gefahr wäre zu ersaufen, würde sich nicht sehr daran kehren, wenn man ihm zuriefe, es sey ihm unanständig, daß er sein Leben andern, als sich selbst zu danken hätte; er sollte lieber untersinken, als das Seil [2] ergreifen, das man ihm zu seiner Rettung zuwürfe. Wenn man diese Regel des Machiavells genau untersuchet, so wird man vielleicht finden, [3] daß er sich äußerst bemühet, den Fürsten nur eine verstellte Eifersucht einzuflößen. Er will

1) Von den Hülfsvölkern, vermischten und eignen.

2) oder die Stange ꝛc.

3) daß es nach derselben genug sey, den Fürsten eine starke Eifersucht einzuflößen. Indessen ist eben diese Eifersucht der Fürsten gegen ihre Generale, oder auch gegen die Hülfsvölker, die sie nicht erwarten wollten, aus Furcht, den Ruhm mit ihnen zu theilen, ihrem Besten iederzeit sehr nachtheilig gewesen. Unzählbare Schlachten sind darüber verlohren worden, und solche kleine Eifersucht hat den Fürsten oft mehr geschadet, als die Menge und Vortheile der Feinde. v. D. Aufl.

will, sie sollen ein Mißtrauen in ihre Unterthanen, und also vielmehr in ihre Generals und Hülfsvölker setzen. Dieses Mißtrauen ist oft sehr unglücklich gewesen, und viele Fürsten haben Schlachten verlohren, weil sie die Ehre des Sieges nicht mit den Bundsgenossen theilen wollen.

Ein Fürst soll den Krieg freylich nicht bloß mit Hülfsvölkern führen; allein er soll sich in den Stand setzen, so viele Hülfe andern leisten zu können, als er sich leisten läßt. Das ist die Regel der Klugheit: **Setze dich in die Verfassung, daß du weder Freund noch Feind zu fürchten habest.** Wenn man sich aber einmal in ein Bündniß eingelassen hat, so muß man solches treulich halten. So lange das Reich, England und Holland wider Ludwig XIV vereiniget waren, so lange Eugen und Marlborough sich gut verstunden, so lange waren sie Ueberwinder. England trat von den Bundsgenossen ab; so gleich erholte sich Ludwig. Die Fürsten, welche vermischte oder Hülfsvölker entbehren können, thun wohl, daß sie sie aus ihren Armeen lassen. Weil aber wenige Fürsten in Europa sich in einer solchen Verfassung befinden, so glaube ich, sie wagen mit den Hülfsvölkern nichts, so lange nur die einheimischen stärker sind.

Machiavell schrieb nur vor kleine Fürsten, und ich gestehe es, ich finde auch nur kleine Einsicht bey ihm. Er hat nichts gewußt, nichts wollen; denn er ist kein rechtschaffner Mann.

Wer

Wer nur mit fremden Soldaten Krieg führet, der iſt ſchwach; wer ihn mit fremden und ſeinen eignen zugleich führet, der iſt ſehr ſtark.

4) Als drey nordiſche Könige Carln XII einen Theil ſeiner deutſchen Länder abnahmen, ward dieſes Unternehmen gleichfalls mit Völkern verſchiedner verbundnen Herren ausgeführet. Und in dem Kriege, den Frankreich im Jahr 1734 anfing 5), hatte es Spanier und Savoyer neben ſich.

Was bleibt nun Machiavell bey ſo vielen Exempeln noch übrig? Wozu hilft nun die ganze Allegorie von den Waffen Sauls, die David, als er wider den Goliath ſtreiten ſollte, ihrer Schwere wegen nicht anlegen wollte?

9) Eine Vergleichung iſt kein Beweis. Ich gebe es zu, daß Hülfsvölker einem Fürſten manchmal beſchwerlich fallen; ich frage aber dabey, ob man nicht gern eine Beſchwerlichkeit auf ſich nimmt, wenn man dabey Städte und Länder gewinnet?

Bey

4) des Krieges der Alliirten mit Frankreich im Jahr 1701 will ich nicht einmal gedenken. Als aber drey ꝛc.

5) unter dem Vorwande die Rechte des immer erwählten und abgeſetzten Königes von Polen zu unterſtützen, hat es ꝛc.

6) Es ſind Worte, die nichts zur Sache thun. Ich gebe es ꝛc.

Bey Gelegenheit der Hülfsvölker [7]) redet Machiavell auch von den Schweizern, die in französischen Diensten stehen. Es ist unstreitig, daß die Franzosen durch ihren Beystand mehr als eine Schlacht gewonnen haben [8]); und daß, wenn Frankreich die Schweizer und Deutschen, die unter seinen Fußvölkern stehen, abdankte, seine Armee dadurch [9]) geschwächet würde.

So viel von den Irrthümern im Urtheilen. Nun wollen wir auch die Irrthümer in der Sittenlehre betrachten. Die bösen Exempel, die Machiavell den Fürsten vorschlägt, sind solche Bosheiten [10]), welche die gesunde Sittenlehre so wohl, als die gesunde Staatskunst verwirft. Er führt den Hieron an. Dieser fand, daß es eben so gefährlich sey, die Hülfsvölker zu behalten, als abzudanken, und ließ sie deswegen alle in Stücken hauen [11]). Ich wollte nicht die Geschichte

7) schüttet Machiavell auch seinen Gift auf die Schweizer, die in französischen Diensten stehen, aus. Ich muß von diesen herzhaften Leuten etwas sagen: Denn es ist unstreitig ꝛc.

8) Daß sie diesem Reiche wichtige Dienste geleistet, und daß ꝛc.

9) weit weniger fürchtbar werden würde, als sie itzo ist.

10) die man ihm nicht hingehen lassen kann.

11) Dergleichen Dinge sind iedem zuwider, wenn er sie in der Historie lieset. Allein man empfindet in sich einen heftigen Unwillen, wenn man sie in einem Buche vorgetragen siehet, das zum Unterrichte der Fürsten bestimmt ist. Grausamkeit und Barbarey

schichte solcher alten Zeiten vor gewiß behaupten: Aber wenn das richtig ist, was man von Hieron II von Syracus erzählet, so möchte ich niemand rathen, ihn nachzuahmen. Man giebt vor, in einer Schlacht wider die Mamertiner habe er seine Armee in zween Theile abgesondert, einer habe aus Hülfsvölkern, der andre aus Einheimischen bestanden; die erstern habe er in die Pfanne hauen lassen, um mit den andern zu siegen. Wenn der Kaiser in dem letzten Kriege von 1701. die Engländer eben also aufgeopfert hätte, wäre dieses wohl ein sicheres Mittel gewesen Frankreich zu überwinden? Mich dünkt, es würde eine sehr grausame, oder höchst gefährliche Thorheit seyn, wenn man sich den linken Arm abhauen wollte, um mit dem rechten desto besser zu streiten.

rey; sind oft Privatpersonen verderblich; deswegen haben sie meistens einen Abscheu davor. Bey Fürsten aber, welche die Vorsehung so weit über das gemeine Schicksal hinaus setzet, ist dieser Abscheu desto seltner und geringer, je weniger sie dasselbe zu fürchten haben. Man sollte also denen, welche über Menschen zu herrschen bestimmet sind, die größte Abweichung von allem Mißbrauche einer uneingeschränkten Gewalt einzuprägen suchen. v. D. Aufl.

Das vierzehende Kapitel.

Ob man sich bloß auf den Krieg legen müsse. Ausschweifung von der Jagd [1].

[2]) Ein Fürst thut seinem Berufe nur halb Genüge, wenn er sich bloß auf das Kriegswesen leget. Es ist augenscheinlich falsch, daß er sonst nichts als ein Soldat seyn dürfe. Man wolle sich dessen erinnern, was ich im ersten Kapitel dieses Werks von dem Ursprunge der Fürsten gesagt habe. Sie sind Richter.

1) Unterricht eines Fürsten in Ansehung des Soldatenwesens.

2) Allen Ständen und Verrichtungen in denselben ist eine gewisse Pedanterey gemein, die von dem Geiz und der Unmäßigkeit derer entspringt, die sie bekleiden und ausüben. Ein Soldat ist ein Pedant, wenn er sich zu sehr an Kleinigkeiten bindet, oder wenn er ein Prahler und dem Don Quichotte ähnlich ist. Machiavells Enthusiasmus setzt seinen Fürsten in Gefahr lächerlich zu werden. Er treibt die Sache so hoch, daß erfordert, sein Fürst soll einzig und allein ein Soldat seyn. Er macht einen vollkommnen Don Quichott aus ihm, dessen Einbildungskraft nur mit Wahlstädten, Festungen, Schanzen, Belagerungen, Linien und Anfällen angefüllet ist. Ein Fürst thut ꝛc. v. D. Auflage.

Richter [3]), sie sind Generale [4]). Machiavells Fürst kommt mir vor, wie die Götter des Homers, welche man als stark und mächtig, aber niemals als billig abschildert. [5]) Ludwig Sforzia hatte Ursache sich bloß auf den Krieg zu legen, weil er andern das Ihrige mit Unrecht genommen hatte.

Machiavell, der anderweits sehr heftig ist, scheint mir hier sehr schwach. Was braucht er nicht vor schwache Gründe, den Fürsten die Jagd anzupreisen? Er stehet in der Meynung, die Fürsten würden auf solche Art die Lage und Gegenden ihres Landes kennen lernen. Wenn ein König in Frankreich, wenn ein Kaiser gedächte auf solche Art seine Länder kennen zu lernen; so müßten sie in ihren Jagden so lange Zeit haben, als der Himmelskörper zur großen Umwälzung der Sterne.

Man erlaube mir, diese Materie etwas umständlicher abzuhandeln, und eine Art Ausschweifung bey Gelegenheit der Jagd zu begehen.

3) ihrer Einsetzung nach;

4) und das ist ein Nebenwerk.

5) So weis nichts von den ersten Grundsätzen der Gerechtigkeit. Eigennutz und Gewaltthätigkeit kennt er allein. Der Verfasser unterhält uns mit lauter kleinen Ideen; ein beschränkter Geist umfasset nur solche Dinge, die zur Staatskunst kleiner Fürsten dienen. Nichts ist schwächer, als die Gründe, die er gebraucht den Fürsten die Jagd anzupreisen. Er stehet in u.

Denn da dieſe Ergötzlichkeit bey den Edelleuten, großen Herren und Königen, ſonderlich in Deutſchland, faſt eine allgemeine Leidenſchaft iſt; ſo dünket mich, ſie verdiene eine genauere Unterſuchung.

Die Jagd iſt eine von den ſinnlichen Ergötzlichkeiten, die den Leib ſehr bewegen, und den Verſtand nicht verbeſſern.

*) Die Jäger werden mir ſofort ſagen, die Jagd ſey das edelſte und älteſte Vergnügen der Men-

6) Sie iſt ein brennendes Verlangen, ein wildes Thier zu verfolgen, und ein grauſames Vergnügen, es zu tödten; ſie iſt ein Zeitvertreib, der den Leib ſtark und geſetzt macht, und den Geiſt wild und ungebauet läſſet. Die Jäger werden mir ohne Zweifel vorwerfen, ich ſähe die Sache ſehr ernſthaft an; ich beurtheilte ſie ſehr ſtrenge, und ich hielt es ſo, wie die geiſtlichen Redner, welche die Freyheit hätten, auf den Kanzeln alleine zu ſprechen, und deswegen alles ſagten, was ihnen gut dünkte, ohne einen Widerſpruch zu beſorgen. Ich will mir aber dieſen Vortheil nicht zu Nutze machen, ſondern die ſcheinbaren Gründe, deren ſich die Liebhaber der Jagd bedienen, aufrichtig anführen: Erſtlich werden ſie ſagen, die Jagd ſey das edelſte und älteſte Vergnügen der Menſchen; die Patriarchen, und ſelbſt viele große Männer wären Jäger geweſen; und in dem Jagen führen die Menſchen fort, das Recht über die Thiere auszuüben, deſſen Gott ſelbſt den Adam gewürdiget.

Allein, was alt iſt, das iſt deswegen nicht gleich gut; ſonderlich, wenn es zu hoch getrieben wird. Große Leute ſind von der Jagd überaus eingenommen

Menſchen, und auch Helden wären Jäger geweſen. Dieſes kann ſeyn; ich tadle nur das übermäßige Jagen. Was uns heutiges Tages etliche Stunden lang ergötzet, war in denen barbariſchen Zeiten eine tägliche ernſthafte Beſchäftigung.

Unſre Voreltern wußten nichts vorzunehmen, ſie vertrieben ihre lange Weile auf der Jagd. Sie verlohren in den Wäldern, mit Verfolgung wilder Thiere, diejenigen Stunden, die ſie in Geſellſchaft vernünftiger Menſchen hinzubringen, weder Geſchicklichkeit noch Verſtand hatten. Ich frage nun, ob das Exempel ſind, denen man folgen ſoll? Ob man in der artigen Lebensart von der rauhen Unterricht nehmen ſoll, oder ob nicht vielmehr die aufgeklärten Zeiten den folgenden zum Muſter dienen müſſen 7)?

men geweſen; ich gebe es zu. Sie haben ihre Fehler und Schwachheiten gehabt. Laſſet uns ihnen in dem nachahmen, was groß iſt, und ſie nicht demjenigen aufſtellen, was klein iſt. Die Patriarchen haben gejaget, das iſt eine Wahrheit. Sie haben aber auch ihre Schweſtern geheyrathet, und die Vielweiberey iſt zu ihren Zeiten gewöhnlich geweſen. Man merkte aber auch dieſen guten jagenden Patriarchen die barbariſchen Zeiten, in denen ſie lebten, gar wohl an. Sie waren ſehr unzierlich und unwiſſend. Es waren müßige Leute, die nichts vorzunehmen wußten, und die nur die Zeit hinzubringen, ihre lange Weile auf der Jagd vertrieben. Die Jäger werden ꝛc.

7) Ich will nicht unterſuchen, ob Adam die Herrſchaft

Wenn uns etwas einen Vorzug vor den Thieren geben muß, die wir verfolgen, so iſt es gewiß unſre Vernunft. Die Leute aber, die ſich ganz allein auf die Jagd legen, haben oft den Kopf nur mit Pferden, Hunden und allerley Thieren angefüllet. Sie ſind manchmal ungeſchliffen, und es iſt zu befürchten, ſie werden gegen die Menſchen eben ſo unmenſchlich werden, als ſie es gegen die Thiere ſind, oder wenigſtens werde die grauſame Gewohnheit, ſie mit großer Gleichgültigkeit zu martern, ſie bey dem Unglück ihres Nächſtens weniger mitleidig machen.

Iſt dieſes das Vergnügen, das man als ſo edel herausſtreichet? Iſt das die einem denkenden Weſen ſo anſtändige Beſchäftigung?

Man wird mir einwenden, die Jagd ſey der Geſundheit zuträglich; die Erfahrung zeige, daß die Jäger alt würden; die Jagd ſey eine unſchuldige Ergetzlichkeit, die ſich vor große Herren ſchicke, weil ſie ihre Pracht an den Tag lege, ihr Mißvergnügen vertreibe, und in Friedenszeiten ihnen ein Bild des Krieges vorſtelle. Ich bin weit entfernet, eine mäßige Leibesübung zu verwerfen; allein man merke wohl darauf; Die Leibesübung iſt nur den Unmäßigen nöthig. Es

hat

ſchaft über die Thiere bekommen habe oder nicht; das weis ich aber, daß wir grauſamer und räuberiſcher ſind, als die Thiere ſelbſt, und uns dieſen vermeynten Herrſchaft ſehr tyranniſch gebrauchen. Wenn uns etwas ꝛc.

hat kein Fürſt länger gelebet, als der Cardinal von Fleury, der Cardinal Ximenes, der itzige Pabſt *); indeſſen ſind doch dieſe drey Männer keine Jäger geweſen 8).

Ueberdem, iſt denn ſo viel daran gelegen, daß der Menſch den Faden ſeines gleichgültigen und unnützen Lebens bis auf Methuſalems Alter dehne? Je mehr er gedacht, ie mehr ſchöne und nützliche Thaten er verrichtet, ie länger hat er gelebet.

Die Jagd, ich geſtehe es, hat was prächtiges an ſich, und der Pracht wird bey Fürſten erfordert; aber auf wie viele andre und nützlichere Arten können ſie nicht ihre Größe an den Tag legen 9)?

Wenn ja das Wild zu häufig würde und dem Landmanne ſeine Felder verderbte, ſo würde man es leichtlich Jägern, die man davor bezahlete, auftragen können, es auszurotten. Für-

*) Dieſes wurde im Jahr 1737 geſchrieben.

8) Muß man denn ſein Werk aus etwas machen, dabey kein andrer Vortheil iſt, als daß es uns ein langes Leben verſpricht? Die Mönche leben meiſtens weit länger, als andre Menſchen; muß man deswegen ein Mönch werden?

9) Ueber dieſes iſt die Jagd unter allem Zeitvertreib derjenige, der ſich vor Fürſten am wenigſten ſchicket. Sie können ihre Pracht auf hundert Arten zeigen, die den Unterthanen nützlicher ſind.

sten sollten eigentlich mit nichts beschäftiget seyn, als mit der Sorge sich zu unterrichten und zu regieren, damit sie mehr Erkänntniß bekämen [10]) und mehr Begriffe mit einander zu verknüpfen lernten. Ihr Beruf ist, daß sie richtig denken, und dem zu Folge ihre Handlung einrichten.

Ich muß insonderheit dem Machiavell antworten [11]): daß man, um ein großer General zu werden, kein Jäger seyn müsse. Gustav Adolph, Türenne, Marlborough, Eugen, denen man doch nicht absprechen wird, daß sie berühmte Leute und große Generale gewesen, waren gewiß keine Jäger. Wir lesen es auch eben so wenig vom Cäsar, Alexander und Scipio.

Man kann im Spazierengehen über die unterschiednen Gegenden und die Lage des Landes, so weit es zur Kriegskunst gehöret, weit scharfsinnigere und gründlichere Gedanken anstellen, als wenn Rauphüner, Hünerhunde, Hirsche, allerley Thiere und die Hitze zu jagen euch zerstreuen.

Ein großer Fürst, der seinen andern Feldzug in Ungarn that, lief Gefahr von den Türken gefangen zu werden, da er sich auf der Jagd verirret

10) sich von ihrem Stande einen rechten Begriff machen lerneten, und dem zu Folge, ihre Handlungen einrichteten.

11) Sonderlich dem Machiavell zu antworten, muß ich hinzufügen, daß ꝛc.

ret hatte. Man sollte das Jagen bey der Armee verbieten; denn es hat schon viele Unordnung auf dem Marsche verursachet.

Ich schließe also: Es sey Fürsten gar wohl zu verzeihen, wenn sie auf die Jagd gehen; falls es nur selten geschiehet, und um sich von ihren ernsthaften und manchmal sehr traurigen Geschäften zu erholen. Ich sage es noch einmal: Ich verbiete keine der anständigen Ergötzlichkeiten: allein die Sorge gut zu regieren; sein Land blühend zu machen; es zu schützen; das Aufnehmen und die Früchte aller Künste zu sehen, ist ohne Zweifel die größte Ergötzlichkeit; und unglücklich ist der Mensch [12]), der noch andre nöthig hat.

12) derjenige.

Das funfzehende Kapitel.

Waß da mache, daß man die Menschen, und insonderheit die Fürsten lobe oder tadle.

Die Mahler und Geschichtschreiber haben das mit einander gemein, daß sie die Natur abschildern sollen; Jene mahlen die Züge und Farbe der Menschen; diese ihre Eigenschaften und Handlungen.

Es giebt sonderbare Mahler, die nichts als Ungeheure und Teufel gemahlet haben. Machiavell ist ein Mahler dieser Art [1]). Er stellet die Welt als eine Hölle vor, und alle Menschen als Teufel [2]). Man möchte sagen, dieser Staatsmann habe das ganze menschliche Geschlecht aus Haß gegen dasselbe, verläumden wollen, und sich vorgenommen die Tugend zu vernichten, [3]) damit alle Einwohner der Erden ihm ähnlich werden möchten.

Ma-

1) Machiavell ist ein Mahler dieser Art: Dieses stehet nicht in den erstern Auflagen.

2) Verdammte.

3) vielleicht deswegen, damit ꝛc

Machiavell giebt vor, es sey nicht möglich in einer so bösen und verderbten Welt ganz und gar gut zu seyn, wo man nicht umkommen wolle. Ich aber behaupte: damit man nicht umkommen möge, müsse man klug und tugendhaft seyn; 4) Alsdenn werden euch auch die boshaftesten Menschen fürchten und verehren.

Die Menschen 5) überhaupt, sowohl als die Könige insbesondre, sind gemeiniglich nicht ganz gut und nicht ganz böse; Allein die Bösen, die Guten und die Mittelmäßigen, werden sich alle vereinigen, einen mächtigen, gerechten und geschickten Fürsten zu erhalten. Ich wollte lieber einen Tyrannen als einen guten König; einen Ludwig den XI als einen Ludwig XII, einen Domitian als Trajan bekriegen. Denn einem guten Könige wird man rechtschaffen dienen; hingegen werden die Unterthanen eines Tyrannen meinen Völkern zufallen. Lasset mich mit zehen tausend Mann nach Italien auf einen Alexander VI losgehen, so wird halb Italien auf meiner Seite seyn. Lasset mich mit vierzig tausend auf einen Innocent XI losgehen, so wird sich ganz Italien zu meinem Untergange empören.

Niemals

4) Alsdenn werden euch ꝛc. diese Stelle findet sich nicht in v. D. Aufl.

5) die Menschen sind gemeiniglich nicht ganz gut und ꝛc.

Niemals iſt ein weiſer und guter König in England durch groſſe Armeen vom Throne geſtürzet worden. Alle ihre böſe Könige haben ihren Mitbulern an der Krone unterliegen müſſen, die jedoch den Krieg mit nicht mehr als vier tauſend Mann Feldſoldaten angefangen hatten.

Dahero ſey nicht böſe mit den Böſen, ſondern ſey tugendhaft und unerſchrocken gegen ſie: So wirſt du dein Volk, ſo wie dich, tugendhaft machen. Deine Nachbarn werden dir darinn nachahmen, und die Böſen erzittern.

Das

Das sechszehende Kapitel.

Von der Freygebigkeit und Haushaltung.

Phidias und Alcamenes, zween berühmte Bildhauer, verfertigten jeder ein Bild der Minerva, davon die Athenienser das schönste aussuchen wollten, um solches auf die Spitze einer Säule zu stellen. Man stellte sie beyde öffentlich aus. Des Alcamenes seines erhielt den Preiß; das andre, sagte man, ist gar zu grob gearbeitet. Phidias ließ sich durch das Urtheil des Volks nicht irre machen. Er bat nur, weil die Bilder dazu gemacht wären, daß sie auf einer Säule stehen sollten, sie beyde hinauf zu setzen. Dieses geschah, und des Phidias Bild trug den Preiß davon. Er hatte diesen glücklichen Erfolg seiner Wissenschaft in der Sehekunst und in den Verhältnissen zu danken [1].

Die

1) Diese Regel des Verhältnisses muß man auch in der Staatskunst beobachten. Der Unterschied der Oerter macht den Unterschied der Regeln. Wollte man eine durchgehends anwenden, so würde man selbst Ursache seyn, daß sie falsch wäre. Was sich vor ein großes Königreich vortrefflich wohl schicket, würde in einem kleinen Lande übel angebracht seyn. Die Verschwendung ꝛc.

Die Verschwendung, so aus dem Ueberfluß entspringet, und den Reichthum durch alle Adern eines Staats treibet, setzet ein großes Reich in blühenden Stand: Sie unterhält den Fleiß; sie vermehret die Bedürfnisse der Reichen, um sie eben dadurch mit den Armen desto genauer zu verbinden.

Wenn ein unvorsichtiger Staatsmann sich einfallen ließe, aus einem großen Reiche die Verschwendung zu verbannen, so würde dieses Reich matt und kraftlos werden. Einem kleinen Staate hingegen würde die Verschwendung seinen Untergang befördern. Das Geld, das in größrer Menge aus dem Lande gienge, als es nicht wieder hinein käme, würde diesem zärtlichen Körper eine abzehrende Krankheit zuziehen, und er würde ohnfehlbar an der Schwindsucht sterben. Es ist demnach eine höchstnöthige Regel vor einen jeden Staatsmann, daß er kleine Staaten niemals mit großen vermische. Hierinn hat es nun Machiavell in diesem Kapitel stark versehen.

Der erste Fehler, den ich ihm vorrücken muß, ist dieser, daß er das Wort, Freygebigkeit, in gar zu unbestimmten Verstande brauchet; er unterscheidet nicht genugsam die Freygebigkeit von der Verschwendung. Ein Fürst, sagt er, wenn er was Großes ausrichten will, muß für [2]) geitzig gehalten werden: Und ich

2) freygebig gehalten werden. Und ich behaupte, er müsse es auch in der That seyn.

ich hingegen behaupte, er müsse für freygebig gehalten werden, und es auch in der That seyn.

Ich kenne keinen Helden, der es nicht gewesen wäre. Geiz sehen lassen, heißet so viel: Erwartet von mir nichts; ich werde eure Dienste allemal schlecht bezahlen. Das ist nichts anders, als die Begierde ersticken, die ein jeder Unterthan von Natur hat, seinem Herrn zu dienen.

Das ist außer allem Zweifel, daß niemand als ein guter Haushalter freygebig seyn könne. Nur derjenige, der seinem Vermögen vernünftig vorstehet, kann andern Gutes thun.

Das Exempel des Königes in Frankreich, Franciscus des I ist bekannt. Sein übermäßiger Aufwand war zum Theil an seinem Unglück schuld gewesen [3]). Dieser König war nicht freygebig, sondern verschwenderisch, und als es gegen sein Ende gieng, ward er etwas geitzig. An statt haushalten, legte er seine Schätze in Kasten; allein man muß nicht Schätze haben, die ohne Bewegung stille liegen, sondern starke Einkünfte [4]) und einen Schatz daneben.

Wer nichts weiter weis, als Geld zusammen scharren, Geld vergraben, er mag eine Privat-

3) Seine Ergötzlichkeiten verzehrten die Hülfsmittel seines Ruhms.

4) und einen Schatz daneben. Diese letztere Worte finden sich nicht in v. D. Aufl.

Privatperſon oder ein König ſeyn, der verſtehet es nicht. Das Haus Medicis hat die Herrſchaft von Florenz nur dadurch erhalten, weil der große Coſmus, Vater des Vaterlandes, ein bloßer Kaufmann, geſchickt und freygebig war. Ein Geiziger iſt ein kleiner Geiſt, und ich glaube, der Cardinal von Retz hat recht, wenn er ſaget: **Bey großen Unternehmungen muß man kein Geld anſehen.** Ein Fürſt ſetze ſich demnach in den Stand, daß er deſſen zu rechter Zeit viel habe: Er befördere den Handel und den Fleiß ſeiner Unterthanen, damit er zu rechter Zeit viel verthun könne. Dieſes wird ihm Liebe und Hochachtung erwecken.

Machiavell ſagt, die Freygebigkeit werde ihn verächtlich machen. So könnte wohl ein Wucherer ſprechen; ſollte aber wohl ein Menſch ſo reden, der Fürſten Unterricht geben will?

Ein Fürſt [5] **iſt, wenn ich ſo reden darf, dem Himmel ähnlich, der ſeinen Thau und Regen alle Tage ausgießet, und dennoch immer mit ſeinem unerſchöpflichen Vorrathe die Erde fruchtbar machen kann.**

5) Dieſe ganze Stelle findet ſich nicht in v. D. Auflage.

Das siebenzehende Kapitel.

Von der Grausamkeit und Gnade; und ob es besser sey, gefürchtet, als geliebt zu werden?

Das kostbarste Pfand, das einem Fürsten anvertrauet worden, ist das Leben seiner Unterthanen. Sein Amt giebt ihm Gewalt den Verbrecher zum Tode zu verurtheilen, oder zu begnadigen [1]).

Ein guter Fürst erkennet diese Gewalt über das Leben seiner Unterthanen für die schwerste Last seiner Krone. Er weis, daß es Menschen sind, wie er, die er verurtheilen soll. Er weis, daß andre Ungerechtigkeiten ersetzet werden können [2]); daß aber ein übereiltes Todesurtheil ein unersetzliches Uebel sey. Er gebrauchet nur die Strenge, um eine noch betrübtere, die er vorher siehet [3]), zu vermeiden [4]); gleich einem Menschen, der sich ein Glied abnehmen läßt, das der Krebs angefressen hat [5]).

1) Er ist der höchste Richter.

2) daß Kränkung, Ungerechtigkeit, Beleidigung ersetzet werden kann; daß aber ꝛc.

3) wenn er sie nicht gebrauchte.

4) Er entschließet sich nur in denen Fällen, da keine Hoffnung mehr übrig ist, zu dergleichen traurigen Unternehmungen Gleich einem ꝛc.

5) um durch einen solchen schmerzhaften Schnitt den

Machiavell ſiehet ſo wichtige Dinge vor Kleinigkeiten an. Bey ihm iſt das Leben eines Menſchen vor nichts, und der Eigennutz, der einzige Gott, den er anbetet, über alles geachtet. Er ziehet die Grauſamkeit der Gnade vor. Er giebt denen, die erſt auf den Thron gelanget ſind, den Rath, den Ruf der Grauſamkeit weniger, als andre zu achten.

Es ſind Henker, die Machiavells Helden auf den Thron ſetzen, und ſie darauf erhalten. Cäſar Borgia iſt allemal die Zuflucht dieſes Staatslehrers, wenn er Exempel der Grauſamkeit ſuchet. Machiavell führt noch einige Verſe an, die Virgil der Dido in den Mund leget; aber ganz am unrechten Orte. Denn Virgil läſſet die Dido hier ſo reden, *) als ein neuer Schriftſteller die Jocaſta im Oedipus. Der Poet leihet dieſen Perſonen eine Sprache, die ſich zu ihrem Charakter ſchicket. Man muß alſo nicht die Dido, nicht die Jocaſta in einem Buche von der Staatskunſt anführen, ſondern Exempel geſchickter und tugendhafter Leute.

Der Staatslehrer preiſet vor allen Dingen eine Strenge gegen die Soldaten an. Er ſetzet des Scipio Gelindigkeit der Härte des Hannibal entgegen; er ziehet den Carthaginenſer dem Römer

den übrigen Körper zu erhalten, ungeachtet ein ſolcher Menſch ſich zärtlich lieb hat. v. D. Aufl.

6) als ein gewiſſer die Jocaſta im Trauerſpiele Oedipus.

Römer vor, und schließt daraus: Die Grausamkeit sey der Grund der Ordnung der Kriegszucht, mithin der Triumph einer Armee.

Machiavell handelt hierinn nicht aufrichtig. Denn er wählet den Scipio, den gelindesten unter allen Generalen, was die Kriegszucht betrifft, um ihm den Hannibal entgegen zu stellen, nur der Grausamkeit das Wort zu reden.

Ich gebe es zu, daß ohne Strenge in einer Armee keine Ordnung erhalten werden könne. Denn wie soll man Lüderliche, Wilde, Böswichter, Feige, Unbesonnene, grobe und maschinenmäßige Thiere in Zucht und Ordnung erhalten, wenn man es nicht zum Theil durch Furcht der Strafe dahin bringet? Alles, was ich in dieser Sache von dem Machiavell fordern will, ist die Mäßigung. Wenn die Gelindigkeit einen rechtschaffnen Mann zur Güte beweget, so nöthiget ihn seine Weisheit nicht weniger zur Strenge: Allein es mit ihm eben so beschaffen, als mit einem geschickten Steuermann. Er kappt die Masten und das Thauwerk seines Schiffs nicht eher, als bis ihn der Sturm [7]) dazu zwinget. Bey gewissen Gelegenheiten muß man strenge seyn; aber niemals grausam: Und ich will lieber an dem Tage, da ich eine Schlacht liefre, daß mich meine Soldaten lieben, als fürchten.

7) die äußerste Gefahr des Sturmes und des Ungewitters dazu zwinget.

Machiavell hat sich noch nicht erschöpfet [8]); ich komme itzo auf seinen verfänglichsten Satz. Er sagt: Ein Fürst treffe es besser bey der Furcht, als bey der Liebe, weil die meisten Menschen zur Undankbarkeit, zur Veränderung ꝛc. [9]) geneigt wären.

Ich läugne nicht, daß es undankbare [10]) Leute gebe. Ich läugne nicht, daß die Furcht [11]) in gewissen Augenblicken vieles ausrichten kann; aber dieses behaupte ich doch: Ein König, der nur die Absicht hat, sich Furcht zu erwecken, wird nur über elende Sklaven regieren. Er wird sich von seinen Unterthanen keine große Thaten versprechen können: Alles, was aus Furcht [12]) geschiehet, hat iedesmal dieses Ursprunges Merkmaal an sich. Ein Fürst, der die Gabe hat, sich Liebe zu erwerben, wird über die Herzen regieren:

8) Machiavell hat sich noch nicht erschöpfet. Dieses ist in van Dürens Auflage ausgelassen.

9) Zur Verstellung, zur Niederträchtigkeit und zum Geiz geneigt wären. Die Liebe sey ein Band, das durch die Bosheit und niedrige Unart der Menschen sehr schwach gemacht worden; dahingegen sey man bey der Furcht der Strafe sichrer, daß sie ihre Pflicht beobachteten. Ueber ihr Wohlwollen wären die Menschen Herren, aber über ihre Furcht nicht. Ein kluger Fürst bauete also eher darauf, was von ihm, als was von andern herrührte.

10) und verstellte ꝛc.

11) die Strenge in gewissen Augenblicken sehr nützlich seyn kann.

12) und Blödigkeit ꝛc.

ren: denn seine Unterthanen finden selbst ihren Nutzen dabey, daß er ihr Herr ist: und in den Geschichten sind sehr viele Exempel großer und vortrefflicher Thaten anzutreffen, die aus Liebe und Treue verrichtet worden. Ich sage noch mehr: Die Gewohnheit der Empörungen, ist, wie es scheinet, in unsern Tagen ganz abgekommen.

Man findet kein einziges Reich, da der König von seinem Volke das geringste zu besorgen hätte, außer England: und noch hat ein König von England nichts zu besorgen, wenn er nicht das Ungewitter selbst erreget. Ich schließe demnach: Ein grausamer Fürst setze sich eher in die Gefahr, verrathen zu werden, als ein gütiger, denn die Grausamkeit ist unerträglich; man werde des Fürchtens bald müde; die Güte sey allezeit liebenswürdig, und man werde nicht müde, sie zu lieben.

Es wäre also zur Glückseligkeit der Welt zu wünschen, daß alle Fürsten gütig, aber auch nicht gar zu gelinde wären, damit die Gütigkeit bey ihnen allzeit eine Tugend, und niemals eine Schwachheit seyn möchte.

Das achtzehende Kapitel.

Wie ein Fürst sein Wort halten müsse [1]).

Der Lehrmeister der Tyrannen unterstehet sich zu behaupten, die Fürsten dürften die Welt durch ihre Verstellung betrügen. Das ist das erste, damit ich ihn zu Schanden machen will.

Es ist bekannt, wie weit sich die Neugierde der Welt erstrecke. Sie ist ein Thier, das alles siehet, alles höret, und alles ausbreitet [2]). Untersuchet sie die Aufführung der Privatpersonen, so thut sie es, um sich bey ihrem Müßiggange zu belustigen. Allein wenn sie von dem Charakter der Fürsten urtheilet, so geschiehet es um ihres eignen Vortheils willen. Fürsten sind auch den [3]) Urtheilen der Welt weit mehr als alle andre Menschen ausgesetzt. Sie sind den Sternen gleich, welche [4]) die Sternseher betrachten. Der Hof macht seine täglichen Anmerkungen. Ein Wink, ein Blick, eine Mine verräth die Für-

1) Ob ein Fürst sein Wort halten müsse?
2) was es gesehen und gehöret hat.
3) Nachreden und den Urtheilen der Welt ꝛc.
4) zu betrachten Sternseher, Tubos und Astrolabia aufstellen. Die Hofleute machen täglich ihre Anmerkungen.

Fürsten; und das Volk nähert sich ihnen durch Muthmaßungen. Mit einem Worte: Große Fürsten können ihre Fehler so wenig verbergen, als die Sonne ihre Flecken.

Wenn auch die Larve der Verstellung die natürliche Häßlichkeit eines Fürsten eine Zeitlang verdeckte; so kann er doch diese Larve nicht immer tragen. Er hebt sie manchmal auf, wäre es auch nur um Luft zu schöpfen; und eine einzige Gelegenheit ist schon hinlänglich, die Neubegierigen zu vergnügen.

Umsonst wird also die Verstellung auf den Lippen eines Fürsten wohnen [6]). Man beurtheilt die Menschen nicht nach ihren Worten [7]), sondern man vergleichet ihre Handlungen erstlich unter einander, darnach vergleichet man sie mit ihren Reden; und gegen diese Vergleichung kann die Falschheit und die Verstellung niemals bestehen. Man spielet keine Person so gut, als die man wirklich ist; und man muß den Charakter wirklich an sich haben, den man sich beygelegt zu sehen wünschet [8]).

5) und Charakter vor den Augen so vieler, die auf sie Acht geben.

6) und einige Handlungen anders vorstellen, als sie sind.

7) man würde immer fehlen; sondern ꝛc.

8) sonst betrüget man sich selbst, indem man die Welt zu betrügen gedenket.

Sixtus V, Philipp II, Cromwell wurden in der ganzen Welt für kühne Leute, aber niemals für tugendhaft gehalten [9]).

Machiavell urtheilt nicht beſſer von den Bewegungsgründen, die einen Fürſten zum Betrug und zu der Heucheley vermögen ſollen. Die ſinnreiche und falſche Anwendung der Fabel vom Centaurus beweiſet nichts. Denn, wenn der Centaurus halb Menſch- und halb Pferd geweſen iſt, wie folget daraus, daß Fürſten verſchlagen und wild ſeyn ſollen? In Wahrheit man muß eine große Begierde haben, Laſter zu lehren, wenn man ſo ſchwache und weithergeholte Gründe braucht.

[10]) Dieſer Staatslehrer ſagt, ein Fürſt müſſe die Eigenſchaften des Löwen und Fuchſes an ſich haben, und ſchließet darauf ſo: **Dieſes zeiget, daß ein Fürſt nicht verbunden ſey, ſein Wort zu halten.** Sehet, ein ſeltſamer Schluß [11]). Es giebt Füchſe und Wölfe in den

9) Wenn auch ein Fürſt noch ſo verſchlagen iſt, und alle Regeln Machiavells beobachtet, ſo kann er doch den Laſtern, die er an ſich hat, nicht den Charakter der Tugenden beylegen, die er nicht hat.

10) Nun komme ich auf einen Schluß, der unter allen andern der falſcheſte iſt: Machiavell ſagt, ein Fürſt müſſe die Eigenſchaft des Löwen und Fuchſes an ſich haben; des Löwen, um die Wölfe abzuhalten; des Fuchſes, um verſchlagen zu ſeyn, und ſchlieſſet darauf ꝛc.

11) ohne Vorderſätze. Sollte der Lehrer der Laſter

den Wäldern; folglich muß ein Fürst betrügrisch seyn.

Wollte man Machiavells verworrnen Gedanken Redlichkeit und gesunde Vernunft leihen, so müßte man sie ohngefähr folgender gestalt herumdrehen. Die Welt gleichet einem Spiele, wobey sich ehrliche Spieler, aber auch Betrüger einfinden. Will ein Fürst, der mitspielen muß, nicht betrogen seyn, so muß er wissen, auf was Art man im Spiele betrüge, nicht damit er iemals andre betrügen möge, sondern nur, damit er nicht von andern betrogen werde.

Lasset uns aber wieder auf die unrichtigen Schlüsse unsers Staatslehrers kommen. **Weil alle Menschen, sagt er, Bösewichter sind, und die alle Augenblick ihr Wort brechen, so bist du eben so wenig verbunden, ihnen das deinige zu halten.** Hier findet sich erstlich ein Widerspruch; denn der Verfasser sagt gleich darauf: Menschen, die sich verstellen können, werden allemal Leute antreffen, die so einfältig sind, daß sie sich betrügen lassen. Wie reimt sich das zusammen? Alle Menschen sind Bösewichter, und ihr findet doch Leute, die so einfältig sind, daß sie sich betrügen lassen?

Ueberdem ist es auch grundfalsch, daß die Welt nur aus boshaften Leuten bestehe. Man

muß

hier sich nicht schämen, seine Lectionem herzustammlen? Wollte man ꝛc

muß ein groſſer Menſchenfeind ſeyn, wenn man nicht wahrnimmt, daß in allen Geſellſchaften viele rechtſchaffne Leute anzutreffen ſind, und daß der ſtärkſte Hauſe weder gut noch böſe ſey. Worauf hätte aber Machiavell ſeine abſcheuliche Lehre gründen wollen, wenn er nicht eine durchgehends böſe Welt vorausgeſetzet hätte?

Wenn wir aber auch annehmen wollten, die Menſchen wären ſo böſe, als Machiavell glaubet, ſo folgte deswegen nicht, daß wir ihnen nachahmen müſſen. Cartouche ſtiehlet, raubet, mordet; daraus ſchlieſſe ich, Cartouche ſey ein Böſewicht, den man zur Strafe ziehen, nicht aber, daß ich meine Aufführung nach der ſeinigen einrichten müſſe. Wenn keine Ehre und Tugend mehr in der Welt wäre, ſagt Carl der Weiſe, ſo ſollte man ihre Spuren bey den Fürſten wieder finden.

Nachdem der Verfaſſer die Nothwendigkeit des Laſters gezeiget hat, will er auch ſeine Schüler dazu aufmuntern, weil es leicht auszuüben ſey. Wer die Verſtellungskunſt, ſagt er, recht verſtehet, wird allemal einfältige Leute finden, die ſich hinter das Licht führen laſſen. Das will ſo viel ſagen: Dein Nachbar iſt einfältig, und du haſt Verſtand; alſo muſt du ihn betrügen, denn er iſt einfältig. Schlüſſe, welche Machiavells Schüler an Galgen und Rad gebracht haben!

Der Staatslehrer ist nicht vergnügt, daß er, nach seiner Art zu urtheilen, erwiesen hat, es sey leicht Laster zu begehen; er bemüht sich auch zu zeigen, wie glücklich die Treulosigkeit mache. Nur ist Schade, daß Cäsar Borgia, der ärgste Bösewicht, der treuloseste unter allen Menschen, Cäsar Borgia, der Held des Machiavells, sehr unglücklich gewesen ist. Er hüte sich wohl seiner bey dieser Gelegenheit zu erwehnen. Er hätte freylich Exempel nöthig; allein, woher hätte er sie nehmen sollen, als aus den peinlichen Processen, oder aus der Historie [12]) eines Nero und seines gleichen?

Er versichert, Alexander VI. der falscheste und gottloseste Mensch seiner Zeiten, sey bey seinen Betrügereyen allemal glücklich gewesen, weil er die Schwäche der Menschen in der Leichtgläubigkeit vollkommen gekannt.

Ich getraue mir aber zu behaupten, daß nicht so wohl die Leichtgläubigkeit der Menschen, als gewisse Begebenheiten und Umstände Ursache gewesen, daß die Unternehmungen dieses Pabsts manchmal gelungen. Der Streit des französischen und spanischen Ehrgeizes, die Uneinigkeit und der Haß der italiänischen Häuser, und die Schwachheit Ludwigs XII waren [13]) hieran schuld.

Die

12) böser Päbste, und eines Nero?

13) [illegible]

Die Betrügerey ist so gar nach der politischen Sprache ein Fehler, wenn man sie zu hoch treibt. Ich führe zum Beweis die Worte eines großen Staatsmannes, nämlich des Don Ludwig von Haro, an. Dieser sagte von dem Cardinal Mazarin, er habe einen großen Staatsfehler an sich; denn er wäre allemal ein Betrüger. Eben dieser Mazarin wollte den Herrn von Faber zu einer unanständigen Unterhandlung gebrauchen; dieser Marschall von Faber antwortete ihm aber: **Eure Eminenz erlauben, daß ich ihnen abschlage, den Herzog von Savoyen zu betrügen, zumal da es nur auf eine Kleinigkeit ankommt. Man weis in der Welt, daß ich ein ehrlicher Mann bin; verspahren sie meine Ehrlichkeit auf eine Gelegenheit, da es auf die Wohlfahrt des Reichs ankommen wird.**

Ich rede in diesem Augenblicke nicht von der Redlichkeit, oder der Tugend; sondern, indem ich bloß den Vortheil der Fürsten erwäge, behaupte ich, daß sie eine schlechte Staatskunst sehen lassen, wenn sie Betrüger abgeben und die Welt hintergehen. Sie betrügen nur einmal; und verlieren darüber das Vertrauen aller andern Fürsten.

14) Man siehet bisweilen, daß Fürsten die Ursa-

14) Ein gewisser Hof legte neulich die Ursache seines

Urſachen ihres Verfahrens der Welt in einem Manifeſte darlegen; und hernach dem Manifeſte völlig entgegen handeln. Dergleichen Dinge fallen allzu ſehr in die Augen, als daß ſie nicht das gute Vertrauen mit einmal benehmen ſollten; denn je geſchwinder der Widerſpruch folget, je merklicher iſt er. Die römiſche Kirche hat, dergleichen Widerſprechung zu vermeiden, denen, ſo ſie in die Zahl der Heiligen aufnimmt, gar weislich ein Novitiat von hundert Jahren nach ihrem Tode beſtimmet; denn indeſſen verweſet das Andenken ihrer Schwachheiten [15]) mit ihnen. Die Zeugen ihres Lebens, die wider ſie auftreten könnten, ſind nicht mehr vorhanden. Nichts iſt der Vergötterung mehr entgegen [16]).

Ich bekenne übrigens, daß es gewiſſe betrübte Nothwendigkeiten gebe, da ein Fürſt nicht umhin kann, Verträge und Bündniſſe zu brechen. Allein er muß ſich doch auf eine rechtſchaffne Art davon losmachen, und ſeine Bundsgenoſſen zu rechter Zeit davon benachrichtigen; niemals aber zu dergleichen äußerſten Fällen ſchrek-

ſeines Verfahrens der Welt in einem Manifeſte dar, und handelte hernach dem Manifeſte völlig entgegen. v. D. Aufl.

15) und Ausſchweifungen.

16) Nichts iſt der Meynung mehr entgegen, die man der Welt von ihrer Heiligkeit beybringen will. Man wird mir, wie ich hoffe, dieſe Ausſchweifung zu gute halten. v. D. Aufl.

schreiten, wo ihn nicht das Beste seines Volks und eine große Nothwendigkeit dazu dringet.

Ich werde dieses Kapitel mit einer einzigen Betrachtung beschließen. Man bemerke die Fruchtbarkeit, damit sich die Laster unter den Händen des Machiavells vermehren. Er will, ein ungläubiger König soll seinen Unglauben mit der Heucheley krönen. Er glaubt die Unterthanen würden durch die Andacht eines Fürsten mehr gerührt, als durch das üble Verführen, so sie von ihm litten, aufgebracht werden. Es giebt Leute, die seiner Meynung sind. Ich meines Theils, halte dafür, man müsse mit den Irrthümern des Verstandes einige Geduld haben, wenn sie nicht eine Verderbung des Gemüths nach sich ziehen; und das Volk werde eher einen Fürsten, der ein Zweifler, aber dabey ein redlicher Mann ist, lieben, als einen Orthodoxen, der ein Bösewicht ist und ihnen übel begegnet. Nicht die Gedanken, sondern die Handlungen eines Fürsten machen die Menschen glücklich.

Das

Das neunzehende Kapitel.

Daß man vermeiden müsse, verachtet und gehasset zu werden.

Die Raserey, allerhand Lehrgebäude auszudenken, ist nicht bloß eine befreyte Thorheit der Philosophen gewesen, sie ist es auch bey den Staatslehrern geworden. Machiavell ist von dieser Seuche mehr als iemand angesteckt. Er will beweisen, ein Fürst soll boshaft und betrügrisch seyn; das sind die Einsetzungsworte seiner Religion. Machiavell hat alles Böse der Ungeheuer an sich, die Herkules überwand; aber er hat nicht ihre Stärke: Man braucht also auch nicht des Herkules Keule, um ihn niederzuschlagen. Denn was ist wohl natürlicher und den Fürsten anständiger, als die Gerechtigkeit und Gütigkeit? Ich glaube nicht, daß es nöthig sey sich in Beweisen zu erschöpfen. Der Staatslehrer [1]) wird schon dadurch beschämet, daß er das Gegentheil behauptet. Denn wenn er behauptet, ein Fürst soll, wenn er sich schon auf dem Throne festgesetzet hat, grausam, ein Betrüger, ein Verräther ꝛc. seyn, so wird er ihn ganz vergebens boshaft machen; und wenn er in

1) muß nothwendig den Kürzern ziehen, indem er das Gegentheil behauptet.

in alle diese Laster einen Fürsten einkleiden will, der sich auf den Thron schwinget, um seine unrechtmäßige Eroberung zu befestigen, so giebt ihm der Verfasser solche Rathschläge, die alle Fürsten und Republiken wider ihn aufbringen werden. Denn wie kann eine Privatperson sich zum Fürsten erheben, wo sie nicht einen regierenden Herrn seiner Länder beraubet, oder sich der Gewalt einer Republik anmaßet? Davon wollen aber die europäischen Fürsten nichts hören. Hätte Machiavell eine Sammlung von Betrügereyen zum Gebrauch der Diebe verfertiget, so würde seine Arbeit nicht tadelhafter gewesen seyn, als diese ist.

Indessen muß ich doch noch einige falsche Schlüsse entdecken, die sich in diesem Kapitel finden. Machiavell will, dasjenige, so einen Fürsten verhaßt mache, wäre dieses: Wenn derselbe sich des Vermögens seiner Unterthanen mit Unrecht bemächtige und die Keuschheit ihrer Frauen antaste. Nun ist es wohl wahr, ein eigennütziger, ungerechter, gewaltthätiger, grausamer Fürst wird [2]), verabscheuet werden; allein mit den Liebeshändeln ist es ein anders. Julius Cäsar, den man zu Rom den Mann aller Frauen, und die Frau aller Männer nannte; Ludwig XIV, der das Frauenzimmer sehr liebte; Augu-

2) ein Abscheu seiner Unterthanen seyn.

Augustus I. König in Pohlen [3]), alle diese Fürsten waren ihrer Liebeshändel wegen gar nicht verhaßt. Wenn Cäsar ermordet war; Wenn die römische Freyheit ihm so manchen Dolch in die Brust stieß, so geschah es deswegen, weil Cäsar die Herrschaft mit Gewalt an sich gerissen, und nicht weil Cäsar galant war.

Vielleicht will man mir, um Machiavells Meynung zu unterstützen, einwenden, daß gleichwohl die Könige aus Rom gejagt worden, nachdem die Keuschheit der Lucretia angetastet worden. Ich antworte darauf: Nicht die Liebe des jungen Tarquinius zur Lucretia, sondern die gewaltsame Art diese Liebe zu vergnügen, gab zu der Empörung Roms Anlaß. Diese Gewaltthätigkeit machte in den Gemüthern des Volks die Erinnerung der vorigen Gewaltthätigkeiten, so die Tarquine verübet hatten, rege; und da gedachten sie im Ernst daran, sich zu rächen, wo nicht die ganze Begebenheit der Lucretia ein Roman ist.

Ich will dieses nicht zur Entschuldigung der Liebeshändel der Fürsten gesagt haben, solche können sittlich unrecht seyn; ich wollte nur beweisen, daß sie einen Fürsten nicht verhaßt machen. Bey guten Fürsten siehet man die Liebe als eine Schwachheit an, die sich vergeben läßt, wenn

3) ein großer Freund des schönen Geschlechts.

sie nur sonst nicht mit Ungerechtigkeit begleitet ist. Man kann lieben wie Ludwig XIV, wie Carl II König von England; wie der König Augustus [4]); aber man muß weder die Lucretia nothzüchtigen, noch die Poppäa tödten, noch den Uria von der Welt schaffen.

Hier findet sich meiner Meynung nach, noch ein förmlicher Widerspruch. Der Staatslehrer will, ein Fürst soll sich bey seinen Unterthanen Liebe erwerben, um heimliche Verschwörungen zu verhüten; Und im siebenzehenden Kapitel sagt er, ein Fürst soll sich vor allen Dingen Furcht verschaffen; denn alsdenn könne er sich auf eine Sache verlassen, die in seinem Vermögen stünde, da hingegen es mit der Liebe des Volks ganz anders beschaffen sey. Welche von beyden Meynungen ist nun die rechte? Er redet die Sprache der Orakel; man kann sie auslegen, wie man will; allein diese Orakelsprache ist, die Wahrheit zu sagen, die Sprache der Betrüger.

Ueberhaupt muß ich bey dieser Gelegenheit anmerken, daß Verschwörungen und Meuchelmord in der Welt fast abgekommen sind. Die Fürsten sind auf dieser Seite sicher; dieses Laster ist veraltet, und nicht mehr Mode, und die Ursa-

4) man muß es nur nicht wie Nero und David machen.

Urſachen, die Machiavell hievon giebt, ſind ſehr gut. Höchſtens kann nur die Schwärmerey ein ſo abſcheuliches Verbrechen ausüben laſſen 5).

Unter den guten Dingen, die Machiavell bey Gelegenheit der Verſchwörungen ſagt, hat er einen Gedanken, der ſehr gut iſt; der aber in ſeinem Munde böſe wird. „Ein Verſchworner, „ſagt er, wird durch die Furcht der Strafe, die „ihm drohet, beunruhiget; die Könige aber ſind „durch die Majeſtät des Reichs, oder durch das „Anſehen der Geſetze geſchützet.„

Mich dünkt, es ſtehe dem politiſchen Verfaſſer nicht wohl an, von Geſetzen zu reden, da er ſonſten nur von Eigennutz, Grauſamkeit, unumſchränkter Gewalt und unrechtmäßigen Eroberungen zu reden gewohnt iſt 6).

Machiavell giebt alſo den Fürſten den Rath, ſich Liebe zu erwerben; zu dem Ende ſo wohl die Großen, als das Volk an ſich zu ziehen, und bey der Gewogenheit zu gewinnen. Er hat auch

5) das immer abſcheulich bleibt, wenn es gleich allein aus Schwärmerey verübet würde.

6) Er macht es wie die Proteſtanten. Sie beſtreiten die Transſubſtantiation der Papiſten mit den Gründen der Ungläubigen, und die Ungläubigen mit den Gründen, wodurch die Papiſten die Transſubſtantiation behaupten wollen. v. D. Aufl.

Recht, daß er ihnen den Rath giebt, alles dasjenige auf andre zu schieben, was ihnen den Haß eines von diesen beyden Ständen zuziehen könnte, und deshalb Unterobrigkeiten zu Richtern zwischen dem Volk und den Großen zu bestellen, wozu er die französische Regierung als ein Muster anführet. Dieser eifrige Freund der unumschränkten Herrschaft und unwiderrechtlich angemaßten Gewalt, billiget gleichwohl das Ansehen, so die französischen Parlamenter ehemals hatten. Ich halte aber dafür, wo ja eine Regierungsform zu finden ist, deren Weisheit man in unsern Tagen zum Muster vorstellen kann, ohne iedoch andre zu tadeln 7), so ist es die englische. Da ist das Parlament der Richter zwischen dem Volke, und dem Könige, und der König hat alle Gewalt Gutes zu thun, aber gar keine, Böses zu thun.

Machiavell läßt sich darauf in eine weitläuftige Untersuchung ein, über das Leben der römischen Kaiser, vom Marcus Aurelius an, bis auf die beyden Gordiane. Er schreibt diese öftern Veränderungen der Ursache zu, daß das Reich feil, und mit Gelde zu erkaufen war; allein das war nicht die einzige Ursache. Caligula, Claudius, Nero, Galba, Otho, Vitellius nahmen ein trauriges Ende, ohne daß sie Rom gekauft hätten,

7) ohne iedoch andre zu tadeln, stehet nicht in van Dürens Auflage.

ten, wie Didius Julianus. Diese Verkaufung des Reichs war endlich eine Ursache mehr, die Kaiser zu ermorden; allein der wahre Grund dieser Empörungen lag in der Regierungsform selbst. Die Leibwache der damaligen Kaiser wurde das, was die Mammelucken in Egypten, die Janitscharen in der Türkey, und die Strelitzen in Moscau in den folgenden Zeiten gewesen sind. Constantinus war so geschickt, und dankte sie ab; nichts destoweniger setzten die Unglücksfälle des Reichs seine Herren dem Meuchelmord und der Vergiftung aus. Ich merke nur an, daß nur die bösen Kaiser eines gewaltsamen Todes gestorben; hingegen starb ein Theodosius auf seinem Bette, und Justinianus lebte vier und achtzig Jahr in aller Glückseligkeit. Hierauf gründe ich mich. Fast kein einziger böser Regent ist glücklich, und Augustus bekam nicht eher Ruhe, als bis er tugendhaft ward. Der Tyrann Commodus, des göttlichen Marcus Aurelius Nachfolger, ward getödtet, ungeachtet der Hochachtung, die man vor seinen Vater hatte; Caracalla konnte sich um seiner Grausamkeit willen nicht erhalten; Alexander Severus ward durch Verrätherey des Maximinus aus Thracien, den man für einen Riesen hält, ermordet; dieser aber, nachdem er durch sein barbarisches Verfahren iedermann wider sich aufgebracht, gleichergestalt durch Meuchelmord hingerichtet. Machiavell giebt vor, seine niedrige Geburt sey daran Schuld gewesen; er hat Unrecht. Ein Mann, der durch seine Herzhaftig-

keit Kaiser geworden, hat keine Eltern mehr: man denket an seine Macht, und nicht an seinen Stand. Pupienus war eines Dorfschmieds, Probus eines Gärtners, Diocletianus eines Sklaven, Valentinus eines Seilers Sohn; und doch bezeigte man ihnen alle Ehrfurcht. Sforzia, der Mayland an sich brachte, war ein Bauer; Cromwell, der sich England unterwürfig machte, und ganz Europa in Furcht und Zittern setzte, war ein gemeiner Bürger [8]). Der große Mahomet, der Stifter des mächtigsten Reichs in der Welt, war ein Kaufmannsdiener gewesen. Samon, der erste König von Sklavonien, war ein französischer Kaufmann; der berühmte Piast, dessen Name in Polen so verehret wird, ward zum König erwählet, da er noch die hölzernen Schuhe an den Füßen hatte, und bis in sein Alter von hundert Jahren [9]) geehret. Wie viele Generale, Minister, Kanzler, sind nicht geringen Herkommens gewesen. Europa ist damit angefüllt, und befindet sich recht gut dabey; denn diese Stellen sind nach Verdiensten ausgetheilet worden. Ich sage dieses keinesweges, als ob ich das Geblüte des Witekinds, Carls des Großen, und der Ottomannen gering achtete. Ich habe im Gegentheil mehr als eine Ursache, das Blut der Helden hoch zu schätzen; allein Verdienste schätze ich noch höher.

Auch

8) eines Kaufmanns Sohn.
9) in sein höchstes Alter.

Auch ist hier nicht zu vergessen, daß sich Machiavell sehr irret, wenn er glaubet, zu des Severus Zeiten wäre es genug gewesen, sich zu erhalten, wenn man nur die Soldaten auf seiner Seite gehabt; die Historie der Kaiser widerspricht ihm hierinn. Jemehr man die unzähmbare Leibwache schonte, destomehr merkte sie ihre Stärke; und es war so gefährlich ihr zu schmeicheln, als sie im Zaume halten wollen. Von den heutigen Soldaten hat man nichts zu fürchten, weil sie alle in kleine Haufen abgetheilet sind, deren immer einer auf den andern Acht hat; die Könige besetzen auch selbst darunter alle Stellen, und die Strenge der Gesetze ist mehr als vormals eingeführet. Die türkischen Kaiser sind nur deswegen in Gefahr, erdrosselt zu werden, weil sie sich der gedachten Staatsregel noch nicht zu gebrauchen gewußt haben. Die Türken sind Sklaven des Sultans, und der Sultan ist ein Sklave der Janitscharen. In dem christlichen Europa muß ein Fürst alle Stände, die seiner Beherrschung unterworfen, gleich halten, ohne einen Unterschied zu machen, der zu einer seinem Besten nachtheiligen Eifersucht Anlaß geben könne.

Das Muster des Severus, welches Machiavell denen, die sich auf den Thron schwingen wollen, vorstellet, ist ihnen also eben so schädlich, als das Muster des Marcus Aurelius ihnen nützlich seyn kann. Wie kann man aber den Se-

verus, den Cäsar Borgia, und den Marcus Aurelius, zugleich als Muster anpreisen? das heißt, die Weisheit und die reinste Tugend mit den abscheulichsten Lastern vereinigen wollen. Ich muß zum Schlusse nochmals erinnern, daß Cäsar Borgia mit aller seiner listigen Grausamkeit ein sehr unglückliches Ende genommen, und daß Marcus Aurelius, der gekrönte Philosoph, der allzeit gute und tugendhafte Fürst, bis an seinen Tod keine Abwechslung des Glücks verspüret habe.

Das zwanzigste Kapitel.

Von verschiednen Fragen aus der Staatslehre 1).

Das Heydenthum bildete den Janus mit zweyen Gesichtern ab, um dadurch die vollkommne Kenntniß anzuzeigen, die er von dem Vergangnen und Zukünftigen hatte. Wenn man das Bild dieses Gottes in uneigentlichem Verstande betrachtet, so kann man es sehr geschickt auf die Fürsten deuten. Sie müssen, wie Janus, hinter sich in die Historie aller verflossenen Zeiten sehen, als welche ihnen zu ihrem Betragen und zu ihren Pflichten heilsame Lehren ertheilet; sie müssen auch, wie Janus, mit ihrem durchdringenden Verstande vor sich sehen; durch die Stärke ihrer Urtheilskraft alle Verbindungen und Verhältnisse der Dinge herausbringen, und in dem Gegenwärtigen das Zukünftige lesen.

Machiavell legt den Fürsten fünf Fragen vor. Sie sind so wohl an diejenigen gerichtet, die neue Länder an sich gebracht, als an die, deren Staatsabsicht nur erfordert, sich in ihrem Eigenthume recht feste zu setzen. Lasset uns sehen, was

1) Ob Festungen und viele andre Dinge, welche die Fürsten vornehmen, nützlich oder schädlich sind. v. D. Ausl.

was die Klugheit durch Verbindung des Vergangnen mit dem Zukünftigen, und nach der Richtschnur der Vernunft und der Gerechtigkeit, am besten rathen könne.

Die erste Frage ist diese: Ob ein Fürst das Volk, so er sich unterwürfig gemacht, entwaffnen solle, oder nicht?

Man muß hiebey allemal erwägen, daß die Art Krieg zu führen, seit Machiavells Zeiten sich ungemein geändert hat. Das Land wird allemal durch eine in ordentlicher Zucht gehaltene Armee, die bald schwach, bald stark ist, beschützet. Aus einem Haufen bewaffneter Bauren macht man sich nichts. Wenn auch manchmal in Belagerungen die Bürgerschaft zu den Waffen greifet, so leiden es die Belagerer nicht; und um sie abzuhalten, drohet man mit Bomben und Feuerkugeln. Es scheint auch der Klugheit gemäß zu seyn, daß man die Bürger einer erstgenommnen Stadt sogleich entwaffne, sonderlich, wenn man etwas von ihnen zu befürchten hat. Die Römer, nachdem sie Britannien zwar erobert hatten, allein wegen der unruhigen und kriegerischen Gemüthsart dieser Völker nicht in Friede besitzen konnten, ergriffen das Mittel, sie weibisch und weichlich zu machen, um in ihnen die kriegerische und wilde Neigung zu mäßigen; und dieses gelung, wie man es zu Rom wünschte. Die Corsen sind eine Hand voll

volk Menschen, so herrschsüchtig und unternehmend als diese Engländer. Ich glaube nicht, daß man sie anders als durch Klugheit und Güte zähmen werde. Wenn man die Herrschaft über diese Insel behalten will, so dünkt mich, es sey unumgänglich nöthig, die Einwohner zu entwaffnen, und ihren Sitten das rauhe Wesen zu benehmen. Da ich aber der Corsen gedenke, so erinnere ich im Vorbeygehen nur dieses: Man könne an ihrem Exempel sehen, was die Liebe zur Freyheit den Menschen für Herzhaftigkeit und Tugend einflößen könne, und wie gefährlich und ungerecht es sey, dieselbe zu unterdrücken.

Die zweyte Frage betrifft das Vertrauen, das ein Fürst, nachdem er sich von einem neuen Staate Meister gemacht, entweder in diejenigen von seinen neuen Unterthanen, die ihm geholfen haben, sich desselben zu bemächtigen, oder auch in die setzen soll, die ihrem rechtmäßigen Fürsten treu geblieben sind.

Wenn man eine Stadt durch Verständniß mit einigen Bürgern und durch Verrätherey einnimmt, so wäre es unvernünftig gehandelt, wenn man sich auf die Verräther, die vermuthlich uns selbst verrathen würden, verlassen wollte. Man hat auch Ursache zu glauben, daß die, so ihrem alten Herrn getreu gewesen, es dem neuen auch seyn werden. Denn es sind gemeiniglich

lich kluge und angesessene Leute, die ihr Vermögen im Lande haben, die Ordnung lieben, und denen jede Veränderung schädlich ist. Indessen muß man sich niemand leicht vertrauen.

Gesetzt aber, daß ein unterdrücktes Volk, das genöthigt ist das Joch seiner Tyranney abzuwerfen, einen andern Fürsten zur Regierung riefe; so glaube ich, dieser Fürst müsse sich in allen Stücken dem Vertrauen, das man auf ihn gesetzt, gemäß bezeigen; und wenn er derjenigen Hoffnung fehl schlagen ließe, die ihm das kostbarste, was sie besitzen, anvertrauet haben, so wäre das eine Undankbarkeit, die seiner Macht und seinem Ruhme nachtheilig seyn würde [2]). Wilhelm, Prinz von Oranien, erhielt denen, welche ihm das Ruder der Regierung in England in die Hände gegeben hatten, seine Freundschaft und sein gutes Vertrauen bis an sein Ende, und die, so ihm zuwider gewesen waren, verließen ihr Vaterland und folgten dem Könige Jacobus.

In den Wahlreichen, wo die meisten Wahlen durch Parteyen geschehen, und der Thron, man mag davon sagen, was man will, feil ist, glaube ich, ein neuer Herr werde nach seiner Erhebung so leicht dazu kommen können, diejenigen zu erkaufen, die ihm zuwider gewesen sind, als es

2) die sein Andenken gewiß verunehren würde.

es ihm gewesen ist, sich diejenigen gewogen zu machen, die ihn erwählet haben.

Polen giebt uns davon Exempel. Man hat daselbst den Thron so oft verhandelt, daß es geschienen, man könne diesen Kauf auf öffentlichem Markte thun [3]). Die Freygebigkeit eines Königs von Polen räumet alle Hindernisse aus dem Wege. Er kann die großen Familien durch Palatinate, Starosteyen, und andre Bedienungen, die er ihnen aufträgt, gewinnen. Weil aber die [4]) Menschen bey den erwiesenen Wohlthaten ein kurzes Gedächtniß zu haben pflegen, so muß er oft wiederkommen. Mit einem Worte, die Republik Polen ist wie das Faß der Danaer: der freygebigste König wird seine Wohlthaten über sie vergebens ausschütten, und sie nimmer ganz anfüllen. Weil aber ein König von Polen viele Gnaden auszutheilen hat, so kann er sich Hülfsmittel aufs zukünftige sammlen, wenn er nur bey solchen Gelegenheiten freygebig ist, da er die Familien nöthig hat, die er bereichert.

Die dritte Frage des Machiavells gehet eigentlich auf die Sicherheit eines Fürsten in einem

3) Man verhandelt daselbst den Thron so oft, daß es scheinet, man könne diesen Kauf auf öffentlichem Markte thun.

4) Polen.

nem Erbrechte; und bestehet darinnen. Ob es besser sey unter den Unterthanen Einigkeit oder Mißverständniß zu erhalten?

Diese Frage konnte vielleicht zur Zeit der Vorfahren des Machiavells in Florenz statt haben; itzo aber glaube ich nicht, daß sie ein einziger Staatsmann ohne Milderung annehme. Ich dürfte nur die schöne und so bekannte Gleichnißrede des Menenius Agrippa anführen, wodurch er das römische Volk vereinigte. Indessen ist es vor Republiken gewisser maaßen nöthig, unter ihren Gliedern eine Eifersucht zu unterhalten; denn wenn hier nicht eine Partey über die andre wachet, so kann sich ihre Regierungsform in eine Monarchie verwandeln.

Einige Fürsten glauben, die Uneinigkeit unter den Ministern sey zu ihrem Vortheil nothwendig. Sie hoffen von Leuten, die aus einem gemeinsamen Hasse auf einander ein wachsames Auge haben, weniger hintergangen zu werden. Wenn aber dieser Haß eine solche Wirkung hat, so bringt er auch noch eine andre, und zwar sehr gefährliche hervor. Denn an statt, daß diese Minister gemeinschaftlich auf des Fürsten Bestes sehen sollten, so geschiehet es, daß sie in der Absicht, einander zu schaden, beständig einander hinderlich und entgegen sind, und ihre eigne Mißhelligkeiten mit dem Vortheil des Fürsten und dem Heil des Volks vermischen.

Nichts

Nichts trägt also mehr zu der Stärke einer Monarchie bey, als die genaue und unzertrennliche Vereinigung aller ihrer Glieder. Diese zu befestigen muß eines weisen Fürsten Absicht seyn.

Was ich itzo auf die dritte Frage des Machiavells geantwortet habe, kann gewisser maassen zur Auflösung seiner vierten Aufgabe dienen. Lasset uns jedoch mit zwey Worten untersuchen und beurtheilen: Ob ein Fürst Parteyen wider sich selbst nähren, oder vielmehr die Freundschaft seiner Unterthanen gewinnen solle?

Wer sich Feinde macht, um sie zu überwinden, der schmiedet sich Ungeheuer, um sie zu bestreiten; es ist ja natürlicher, vernünftiger, und menschlicher, sich Freunde zu machen. Glücklich sind die Fürsten, welche die Süßigkeit der Freundschaft kennen; und noch glücklicher die, welche die Liebe und Gewogenheit ihres Volks verdienen.

Wir kommen zur letzten Frage Machiavells: Ob nämlich ein Fürst Festungen und Citadellen haben, oder sie schleifen solle?

Von kleinen Fürsten habe ich hierüber meine Meynung schon im zehenden Kapitel gesagt. Itzo will ich anführen, was Könige hierinn zu thun haben.

Zu den Zeiten des Machiavells war die Welt in einer allgemeinen Gährung. Der Geist des

Aufruhrs und der Empörung herrschte allenthalben; man sahe nichts, als Parteyen und Tyrannen. Die oftmaligen und anhaltenden Empörungen nöthigten die Fürsten, auf den Höhen der Städte Citadellen anzulegen, um durch dieses Mittel den unruhigen Geist der Einwohner im Zaume zu halten.

Nach diesen barbarischen Zeiten höret man nicht mehr so vieles von Aufstand und Empörungen reden: Entweder, weil die Menschen müde geworden sind einander aufzureiben, oder vielmehr deswegen, weil die Fürsten in ihren Ländern eine unumschränkte Gewalt haben. Der unruhige Geist scheint sich nun, nachdem er genug gearbeitet, zur Stille zu bequemen. Man hat also nicht mehr Citadellen nöthig, der Treue *) eines Landes versichert zu seyn. Mit Festungen, dadurch man den Feind abhält, und die Ruhe des Staats desto mehr versichert, ist es eine ganz andre Sache.

Armeen und Festungen sind den Fürsten gleich nützlich. Denn wenn sie ihren Feinden Armeen entgegen stellen können, so können sie die Armee, wenn eine Schlacht verlohren wird, damit retten, daß sie dieselbe unter die Stücke ihrer Festung ziehen: Und wenn sie der Feind belagert, so gewinnt die Armee dadurch Zeit sich zu erholen; Der Fürst kann neue Völker sammlen, und,

*) einer Stadt und ꝛc.

und, wenn er sie in Zeiten zusammen bringt, damit die Festung entsetzen.

In dem letztern flandrischen Kriege, zwischen dem Kaiser und Frankreich kam man wegen der vielen Festungen fast nicht von der Stelle. Auf Schlachten von hundert tausend Mann 6), folgte nichts weiter, als die Eroberung einer oder zwoer Städte. In dem darauf folgenden Feldzuge erschien der Feind, der inzwischen Zeit gewonnen hatte, seinen Verlust zu ersetzen, von neuem, und man stritt sich wieder darüber, was man das Jahr zuvor schon abgethan hatte. In einem Lande, wo viele feste Oerter sind, kann eine Armee, die zwo Meilen Land bedecket, dreyßig Jahr lang Krieg führen, und durch zwanzig Feldschlachten, wenn sie glücklich sind, zehen Meilen Land gewinnen.

In einem offnen Lande ist ein Treffen, oder ein paar Feldzüge vermögend, dem Glück des Ueberwinders den Ausschlag zu geben, und ihm ein ganzes Königreich zu unterwerfen. Alexander, Cäsar, Gengiskam, Carl XII, hatten ihren Ruhm dem Umstande zuzuschreiben, daß sie in den Ländern, die sie eroberten, wenig feste Plätze fanden. Der Ueberwinder Indiens unternahm in seinen ruhmvollen Feldzügen nicht

6) die gegen hundert tausend Mann gewonnen waren.

mehr, als zwo Belagerungen, und der Meister über Polen gleichfalls nicht mehr. Eugen, Villars, Marlborough, Luxemburg, waren große Generale; aber die Festungen schwächten einiger maaßen den Glanz ihrer Thaten. Die Franzosen kennen den Nutzen der Festungen gar wohl. Denn von Brabant an bis zu Dauphine findet man eine doppelte Kette von festen Plätzen. Siehet doch die Gränze Frankreichs gegen Deutschland nicht anders aus, als ein offner Löwenrachen, der zwo Reihen drohender Zähne weiset, und 7) bereit ist alles zu verschlingen! Das mag genug seyn, den großen Nutzen befestigter Städte an den Tag zu legen.

7) das Ansehen hat, als wollte er alles verschlingen.

Das ein und zwanzigste Kapitel.

Wie ein Fürst sich bezeigen müsse, wenn er sich in Hochachtung setzen will.

Dieses Kapitel des Machiavells hält Gutes und Böses in sich. Ich will erstlich seine Fehler aufdecken; so dann, was er Gutes und lobwürdiges beybringet, bestätigen, und zuletzt meine Meynung von etlichen Stücken eröffnen, die mit dieser Materie einen natürlichen Zusammenhang haben.

Der Verfasser stellet die Aufführung Ferdinands von Arragonien und Bernhards von Mayland denenjenigen zum Muster dar, die sich durch große Unternehmungen, und durch seltne und außerordentliche Handlungen hervorthun wollen. Machiavell sucht das Wunderbare in der Kühnheit der Unternehmung und in der Hurtigkeit der Ausführung. Das ist freylich groß, ich gestehe es, aber doch nur in so weit löblich, als das Unternehmen des Eroberers gerecht ist. „Du, der du dich rühmest, die Räuber auszurotten, sagten die scythischen Gesandten zu dem „Alexander, du bist selbst der größte Räuber auf „dem Erdboden. Denn du hast alle Völker

„geraubet und geplündert, die du überwunden „hast. Bist du ein Gott, so mußt du den Sterb„lichen Gutes thun, und ihnen nicht nehmen, was „sie haben; bist du aber ein Mensch, so denke je„derzeit daran, was du bist.„

Ferdinand von Arragonien begnügte sich nicht immer damit, daß er bloß Krieg führte; sondern er bediente sich der Religion, als einer Decke, seine Absichten zu verbergen. Er spielte mit der Treue der Eide; er redete von nichts, als Gerechtigkeit, und begieng nichts, als Ungerechtigkeit. Machiavell lobet an ihm alles, was man an ihm tadelt.

Zum andern führt Machiavell das Exempel des Bernhard von Mayland an, um die Fürsten zu lehren, daß ihre Belohnungen und Bestrafungen in die Augen fallen, und alle ihre Handlungen das Kennzeichen der Größe bey sich führen sollen. Großmüthigen Fürsten wird es nicht an Ruhm fehlen; sonderlich, wenn ihre Freygebigkeit eine Wirkung ihrer großen Seelen, und nicht eine Frucht ihrer Eigenliebe ist.

Die Gütigkeit kann sie größer machen, als alle andre Tugenden. Cicero sprach zum Cäsar: „In deinem Glücke ist nichts größer, als „daß du so viele Bürger retten kannst; und dei„ner Güte nichts anständiger, als daß du sie ret„ten

„ten willst.„ Die Strafen also, die ein Fürst auflegt, sollten immer geringer seyn, als die Beleidigung; und die Belohnungen, die er giebt, sollten immer größer seyn, als die Dienste.

Man sehe aber hier auf den Widerspruch. Der Doctor der Staatskunst will in diesem Kapitel, die Fürsten sollten ihre Bündnisse halten, und in dem achtzehenden Kapitel entbindet er sie förmlich von ihrem gegebnen Worte. Er macht es, wie die Wahrsager, die ein Ding bald weiß, bald schwarz nennen.

Hat aber Machiavell von allem, was wir itzo angeführet haben, falsch geurtheilet, so trifft er es doch darinn, daß nämlich die Fürsten die Klugheit gebrauchen müssen, sich nicht leicht mit mächtigern Fürsten, als sie sind, einzulassen, die sie, an statt ihnen beyzustehen, über den Haufen werfen könnten.

Das wußte ein großer Fürst in Deutschland wohl, der von seinen Feinden nicht weniger hochgeachtet war, als von seinen Freunden. Die Schweden drungen in seine Länder ein, als er eben mit allen seinen Soldaten entfernet war, um am Unterrheine dem Kaiser in dem Kriege mit Frankreich beyzuspringen. Die Minister dieses Fürsten riethen ihm, als die Nachricht von dem plötzlichen Einbruch eingelaufen war, den

Cyaxar zu Hülfe zu rufen. Allein der Fürst, der weiter sah, als sie, gab ihnen die Antwort: Die Moscowiter wären wie die Bären, die man nicht von der Kette losmachen müßte, aus Furcht, man werde sie ihnen nicht wieder anlegen können. Er nahm die Rache und Vertheidigung großmüthig auf sich, und durfte es sich nachher nicht gereuen lassen.

Wenn ich in den künftigen Zeiten lebte, so würde ich gewiß diesen Artikel mit einigen Betrachtungen verlängern, die sich dazu schickten. Allein es ist nicht mein Werk von den Verfahren itztlebender Fürsten zu urtheilen. Man muß in der Welt zu rechter Zeit reden und auch schweigen können.

Die Materie von der Neutralität hat Machiavell so gut abgehandelt, als die von den Verbindungen der Fürsten. Die Erfahrung hat von langen Zeiten her gelehret, daß ein neutraler Fürst sein Land der Bekränkung beyder Kriegführenden Parteyen aussetze; daß seine Staaten der Schauplatz des Kriegs werden, und daß er bey der Neutralität immer verliere, niemals aber was erhebliches dabey zu gewinnen sey.

Es giebt zwo Arten, wodurch sich ein Fürst vergrößern könne: Die eine ist die Eroberung

der Länder, wenn ein kriegerischer Fürst die Gränzen seiner Beherrschung durch die Stärke seiner Waffen erweitert; die andre ist eine gute Regierung, wenn ein arbeitsamer Fürst in seinem Lande alle Künste und Wissenschaften in Aufnehmen bringet, die es mächtiger und wohlgesitteter machen.

Das ganze Buch ist nur mit Betrachtungen über die erste Art sich zu vergrößern angefüllet; lasset uns auch etwas von der andern erwähnen; sie ist unschuldiger und gerechter, als jene, und doch eben so nützlich.

Die nothwendigsten Künste zum Leben sind, der Ackerbau, der Handel und die Manufacturen. Die, so dem menschlichen Verstande die meiste Ehre machen, sind die Geometrie, Philosophie, Astronomie, Redekunst, Dichtkunst, Mahlerkunst, Musik, Bildhauerkunst, Kupferstecherkunst, und was man sonst unter dem Namen der schönen Künste begreifet.

Gleichwie alle Länder von einander sehr unterschieden sind, also ist auch in dem einen der Ackerbau, in dem andern der Weinbau, in einem das Manufacturwesen, in dem andern der Handel stärker. In einigen Ländern sind sie alle mit einander im Flor.

Ein Fürst, der diese sanfte und angenehme Art, sich mächtiger zu machen, erwählen will, muß hauptsächlich sein Land kennen lernen, damit er wisse, welche von diesen Künsten darinnen am besten fortkommen werden, und zu deren Aufnehmen er füglich auch die meiste Anstalt machen müsse. Die Franzosen und Spanier haben gefunden, daß ihnen der Handel fehle, und sind deswegen auf Mittel bedacht gewesen, der Engländer ihren zu Grunde zu richten. Wenn es ihnen gelinget, so wird Frankreich seine Macht dadurch mehr vergrößern, als durch die Eroberung von zwanzig Städten und tausend Dörfern. England aber und Holland, die beyden schönsten und reichsten Länder in der Welt, würden unvermerkt verfallen, wie ein Kranker, der an der Schwindsucht stirbt.

Ein Land, dessen Reichthum der Korn- und Weinbau ist, hat zweyerley zu beobachten. Erstlich muß es alles Land tragbar machen, damit auch das kleinste Stück Erde Vortheil bringe. Darnach muß es darauf bedacht seyn, wie es seine Waaren in größerer Menge absetzen, sie mit geringern Kosten verführen, und wohlfeiler, als andre, verkaufen könne.

Was allerhand Arten von Manufacturen betrifft, so sind sie vielleicht das Nützlichste und Vortheilhafteste, was ein Staat haben kann.

Denn

Denn dadurch versorget er die Einwohner mit allem, was ihre Nothwendigkeit und der Ueberfluß erfordert; und die Nachbarn sind noch dazu verbunden, die Früchte dieser Arbeitsamkeit sich vor Geld zuzueignen. Auf der einen Seite dienen Manufacturen dazu, daß das Geld nicht aus dem Lande gehet, auf der andern, daß neues hineinkommt.

Ich bin iederzeit der Meynung gewesen, der Mangel der Manufacturen habe zum Theil die erstaunlichen Züge der nordischen Völker, der Gothen und Wenden verursachet, welche die südlichen Länder so oft überschwemmet. Man wußte in diesen entfernten Zeiten in Schweden, Dänemark und dem größten Theil von Deutschland von keiner andern Kunst, als dem Ackerbau oder der Jagd. Das tragbare Land war unter eine gewisse Anzahl von Eigenthümern getheilet, die es baueten, und sich davon nähren konnten.

Weil aber unter diesen kalten Himmelsgegenden das menschliche Geschlecht allzeit sehr fruchtbar gewesen, so geschah es, daß in einem Lande zweymal mehr Einwohner waren, als von dem Ackerbau leben konnten. Die [1]) Dürftigen schlugen sich also zusammen, sie wurden berühmte Räuber aus Noth, sie plünderten andre

[1]) jüngsten Söhne von guten Familien.

andre Länder und jagten deren Beſitzer heraus; daher findet man auch, daß dieſe Barbaren in den morgen- und abendländiſchen Reichen gemeiniglich nichts mehr als Feld zum Ackerbau begehrten, damit ſie nur Lebensunterhalt hätten. Die nordiſchen Länder ſind itzo nicht weniger bevölkert, als ſie es damals waren. Weil aber zum guten Glücke die Verſchwendung das Nothwendige vermehret hat, ſo iſt dadurch zu Manufacturen und andern Künſten Anlaß gegeben worden, wovon itzo ganze Völker leben, die ſonſt ihr Brod anderswo ſuchen müßten.

Dieſe Mittel nun, einen Staat glücklich zu machen, ſind gleichſam ſo viele Pfunde, die der Weisheit eines Fürſten anvertrauet ſind, und mit denen er wuchern muß. Das ſicherſte Kennzeichen, daß ein Land unter einer weiſen und glücklichen Regierung ſtehe, iſt dieſes, wenn die guten Künſte in ſeinem Schooße wachſen. Das ſind Blumen, die in einem fetten Erdreiche und unter einer gelinden Luft fortkommen; in der Dürre aber und vom Nordwinde verderben.

Ein Reich wird durch nichts mehr berühmt, als durch die Künſte, die unter ſeinem Schutze blühen. Die Zeiten des Pericles ſind ſo bekannt wegen der groſſen Geiſter, die zu Athen lebten, als wegen der Schlachten, ſo damals von den Athenienſern geliefert wurden. Die Zeiten des Augu-

Augustus kennet man mehr an Cicero, Ovidius, Horaz, Virgil, als an den Verbannungen dieses grausamen Kaisers, welcher bey dem allen einen großen Theil seines Ruhms der Leyer des Horaz zu danken hat. Die Zeiten Ludwigs XIV sind durch die Corneilles, den Racine, Moliere, Boileau, Descartes, le Brün, Girardon berühmter worden, als durch den berufnen Uebergang über den Rhein, durch die Belagerungen, denen Ludwig in Person beygewohnt, und durch das Treffen bey Turin, das der Herzog von Orleans durch eine von dem Herrn von Marsin ausgewirkte Cabinetsordre verlohr.

Könige ehren die Menschlichkeit, wenn sie diejenigen hervorziehen und belohnen, von denen sie die meiste Ehre hat; und wenn sie die erhabenen Geister aufmuntern, die sich dazu widmen unsre Erkenntniß vollkommner zu machen, und das Reich der Wahrheit erweitern.

Glückselige Fürsten, welche selbst diese Wissenschaften üben! die mit dem Cicero, dem römischen Consul, dem Erretter seines Vaterlandes, dem Vater der Beredsamkeit sprechen: „Die „freyen Künste nähren die Jugend und belustigen „das Alter; sie sind eine Zierde im Glück, und „eine Zuflucht, ein Trost im Unglück; sie ergötzen „uns zu Hause; sie hindern uns nicht in der „Fremde; sie übernachten bey uns; sie reisen mit uns,

„uns, und machen zu allen Zeiten und an allen „Orten die Süßigkeit unsers Lebens.„

Laurentius Medicis, der größte Mann unter seiner Nation, war der Friedensstifter in Italien, und stellte die Wissenschaften wieder her. Sein rechtschaffnes Wesen erwarb ihm das allgemeine Vertrauen aller andern Fürsten: Und Marcus Aurelius, einer der größten römischen Kaiser, war nicht weniger ein glücklicher Kriegsheld als ein weiser Philosoph, und verband die Ausübung der strengsten Sittenlehre mit den Lehren, die er davon gab. Ich schließe mit den Worten: „Ein „König den die Gerechtigkeit leitet, hat die „Welt zum Tempel, und alle rechtschaffne Leu„te versehen in selbigem die Stelle der „Priester.„

Das zwey und zwanzigste Kapitel.

Von den Ministern der Fürsten.

Es giebt zwo Gattungen Fürsten in der Welt. Die eine siehet mit ihren eignen Augen, und regieret ihre Länder selbst; die andre bauet auf die Treue ihrer Minister, und läßt sich durch diejenigen regieren, die sich über ihren Verstand eine gewisse Herrschaft zuwege gebracht haben.

Fürsten von der ersten Gattung sind die Seele ihrer Länder. Die Last der Regierung ruhet auf ihnen allein, wie die Welt auf den Schultern des Atlas. Sie ordnen ihre einheimischen Angelegenheiten so wohl, als die auswärtigen an. Sie sind zugleich Justizpräsidenten, Generale, Oberschatzmeister. Sie haben, nach dem Beyspiel Gottes, der sich, zur Ausrichtung seiner Befehle, vollkommnerer Geister, als die Menschen sind, gebrauchet, durchdringende und arbeitsame Geister um sich, die ihr Vorhaben ins Werk setzen, und in allen Stücken erfüllen, was sie selbst im Großen entworfen haben. Ihre Minister sind eigentlich Werkzeuge in den Händen eines weisen und geschickten Werkmeisters [1]).

1) Meisters. 2) Für-

2) Fürsten von der andern Gattung, welche von der Vorsehung nicht solche Gaben empfangen haben, können diesen Mangel durch eine glückliche Wahl ersetzen.

Ein König, der gesund ist, starke und gerührige Gliedmaßen hat, und die beschwerliche Cabinetsarbeit aushalten kann, handelt wider seine Pflicht, wenn er sich einen Premierminister setzet. Hingegen bin ich der Meynung, ein Fürst, dem die Natur diese Gaben versagt hat, beleidige sich selbst und sein Volk, wenn er nicht allen seinen Verstand anwendet, einen weisen Mann auszulesen, der die Last, die ihm zu schwer fällt, an seiner statt trage. Die Natur hat nicht allen Men-

2) Fürsten von der andern Gattung sind durch den Mangel des Verstandes und durch eine natürliche Unempfindlichkeit in dem tiefsten Schlafe der Gleichgültigkeit begraben. Wenn der Staat, der durch die Schwachheit des Oberherrn in Ohnmacht fallen will, durch die Weisheit und Lebhaftigkeit eines Ministers aufrecht erhalten werden soll, so ist der Fürst alsdenn nur ein Schatten; iedoch ein nothwendiger Schatten: denn er stellet den Staat vor. Man kann dabey nichts mehr wünschen, als daß er eine glückliche Wahl treffe. Es ist nicht so leicht, als man gedenket, daß ein großer Herr die Gemüthsart derer, die er in seinen Diensten gebrauchen will, völlig einsehe. Denn Privatleuten ist es so leicht, sich vor den Augen ihrer Herren zu verbergen, als es Fürsten schwer fällt, ihr Innerstes den Augen der Welt zu entziehen.

Menschen die Geschicklichkeit, selbst große Dinge zu verrichten, mitgetheilet; aber ein jeder Mensch hat doch, wenn er nur will, so viele Einsicht, daß er sie an andern Leuten erkennen und zu seinem Nutzen anwenden kann. Die allgemeinste Wissenschaft unter den Menschen ist diese, daß sie die Geschicklichkeit andrer Leute ziemlich geschwind beurtheilen. Man siehet, daß schlechte Künstler sehr wohl von den größten Meistern urtheilen. Die geringsten Soldaten kennen die Tugenden und Mängel ihrer Officiere. Die größten Minister werden von ihren Unterbedienten taxiret. Ein König müßte also sehr blind seyn, wenn er nicht die Geschicklichkeit derer, die er in seinen Diensten gebrauchet, erkennete. Es ist aber nicht so leichte auf einmal einzusehen, wie weit ihre Redlichkeit sich erstrecke. Ein Unwissender kann seine Unwissenheit nicht verbergen; aber ein Falscher kann einen König lange Zeit hintergehen, den er zu betrügen so viel Eigennutz hat, und den er mit seiner Arglist gleichsam belagert hält.

Konnte Sixtus der fünfte siebenzig Cardinäle betrügen, die ihn doch wohl kennen mußten, wie viel leichter ist es nicht, daß ein Privatmann die Einsicht eines Königs betrüge, der nicht Gelegenheit gehabt, ihn recht kennen zu lernen?

Ein Fürſt, der ſelbſt Verſtand beſitzet, kann von dem Verſtande und der Fähigkeit ſeiner Bedienten ohne Mühe urtheilen; allein von ihrer Uneigennützigkeit und Treue zu urtheilen, iſt ihm faſt unmöglich.

Oftmal ſcheint ein Menſch tugendhaft zu ſeyn, weil es ihm an Gelegenheit fehlet, ſich bloß zu geben; ſo bald aber ſeine Tugend auf die Probe geſetzet wird, ſiehet man, daß er der Ehrlichkeit abgeſaget hat. Ehe ein Tiberius, ein Nero, ein Caligula auf den Thron kamen, ſprach man zu Rom von ihnen nichts übels. Vielleicht wäre ihre Bosheit nicht zum Ausbruch gekommen, wenn ſie nicht durch die Gelegenheit wäre in Wirkſamkeit geſetzt worden, die zugleich den Saamen ihrer Unart entdeckte.

Es giebt Menſchen, die nebſt vielem Verſtande, großer Verſchlagenheit und ſchönen Gaben die häßlichſte und undankbarſte Seele hegen. Man findet andre, die [3]) ein gutes und großmüthiges Herze beſitzen.

Gemeiniglich haben weiſe Fürſten diejenigen, die ein redliches Herz beſeſſen, vor andern zu

3) alle Eigenſchaften eines rechtſchaffnen Herzens beſitzen.

zur Besorgung der innersten Geschäfte des Landes erwählet; hingegen sich derer, die mehr Verschlagenheit gehabt, vorzüglich zu Unterhandlungen mit Auswärtigen bedienet. Denn weil im Lande nichts weiter erfordert wird, als Ordnung und Gerechtigkeit zu erhalten; so ist ein ehrlicher Mann dazu vollkommen geschickt; wenn man aber die Nachbarn wozu bewegen und Staatsverwirrungen anzetteln soll, so merkt man wohl, daß dazu nicht so wohl Ehrlichkeit, als Scharfsichtigkeit und Witz erfordert werde.

Ein Fürst kann, nach meinem Urtheil, die Treue derer, die ihm mit Eifer dienen, nicht genug belohnen. Es ist eine gewisse Empfindung der Gerechtigkeit in uns, die uns zur Erkenntlichkeit treibet, und diesem Triebe muß man folgen. Außerdem aber erfordert es der Nutzen der Grossen schlechterdings, daß sie im Belohnen so großmüthig, als im Strafen gnädig seyn. Denn die Minister, die wahrnehmen, daß ihnen die Tugend den Weg zu ihrem Glücke bahnet, werden wahrhaftig nicht zu den Lastern ihre Zuflucht nehmen; sondern, natürlicher Weise, die Wohlthaten ihrer Herren den Bestechungen fremder Höfe vorziehen.

Der Weg der Gerechtigkeit, und die Klugheit der Welt stimmen also in diesem Stücke voll-

kommen überein. Und es ist so unvernünftig als hart, durch vorenthaltene Belohnungen und verschloßne Großmuth die Ergebenheit der Minister auf eine gefährliche Probe zu stellen.

Einige Fürsten verfallen in einen andern eben so gefährlichen Fehler: Sie ändern ihre Minister mit unendlicher Leichtsinnigkeit, und strafen die geringste Unordnung in deren Aufführung mit gar zu großer Strenge.

Die Minister, welche unmittelbar vor den Augen des Fürsten arbeiten, können, wenn sie bereits eine Zeit lang im Amte gewesen, ihre Fehler nicht gänzlich verbergen. Je scharfsichtiger der Fürst ist, desto eher ertappt er sie.

Fürsten, die keine Philosophen sind, werden bald ungeduldig; sie entrüsten sich über die Schwachheit ihrer Bedienten; sie danken sie mit Ungnade ab, und stürzen sie in das Verderben.

Fürsten hingegen, die eine tiefere Einsicht besitzen, kennen die Menschen besser. Sie wissen, daß sie alle Menschen sind, daß nichts in der Welt vollkommen ist, daß große Eigenschaften mit großen Fehlern, so zu reden, im Gleichgewichte stehen, und daß ein Kluger sich

alles

alles zu nutze machen muß. Deswegen behalten sie ihre Minister mit ihren guten und bösen Eigenschaften, die Treulosigkeit ausgenommen; und ziehen die, so sie recht genau haben kennen lernen, den neuen, die sie haben könnten, vor; fast so, wie geschickte Musicverständige lieber auf einem Instrumente spielen, dessen Stärke und Schwäche sie kennen, als auf einem neuen, dessen Güte ihnen noch nicht bekannt ist.

Das drey und zwanzigste Kapitel.

Wie man die Schmeichler meiden solle.

Es ist kein moralisches, kein historisches Buch, darinn nicht die Schwachheit der Fürsten in Ansehung der Schmeicheley, sehr hart getadelt wäre. Man begehret, die Könige sollen die Wahrheit lieben, ihre Ohren sollen sich gewöhnen sie anzuhören, und man hat Recht. Allein man begehret zugleich, nach der Menschen Gewohnheit, Dinge, die sich in etwas widersprechen. Man will, Fürsten sollen so viel Eigenliebe haben, daß sie nach Ruhm streben und große Thaten unternehmen: Und zu eben der Zeit sollen sie auch so gleichgültig seyn, daß sie sich des Lohns ihrer Bemühungen freywillig entschlagen. Eben derselbe Grund, der sie treibet Lob zu erwerben, soll sie auch dahin vermögen, es zu verachten. In Wahrheit, das heißt von der Menschlichkeit vieles gefordert; und man thut den Fürsten große Ehre an, wenn man verlanget, daß sie noch mehr Gewalt über sich selbst, als über andre haben sollen.

Contemptus virtutis ex contemptu famae.

Fürsten, die nicht auf ihren Ruhm gesehen, sind entweder unempfindlich, oder wollüstig und

der

der Weichlichkeit ergeben gewesen. Es waren Körper von geringem Stoff, die von ganz keiner Tugend belebet wurden. Es ist wahr, auch grausame Tyrannen sind noch Lobbegierig gewesen; Allein das war bey ihnen eine verhaßte Eitelkeit, ein neues Laster. Sie begehrten Lob und verdienten Verachtung. Bey lasterhaften Fürsten ist die Schmeicheley ein tödtliches Gift, das den Saamen ihrer Unart vermehret: Bey Fürsten von Verdiensten ist die Schmeicheley wie ein Rost, der sich an ihren Ruhm setzet und desselben Glanz verringert. Ein verständiger findet sich durch eine grobe Schmeicheley beleidiget, er weiset den ungeschickten Schmeichler zurück.

Es giebt noch eine andre Art der Schmeicheley. Sie ist der Sophiste der Fehler; ihre Redekunst verringert dieselben. Sie ist es, die den Leidenschaften Gründe darleihet; die der Störrigkeit die Eigenschaft der Gerechtigkeit beyleget; die eine so vollkommne Aehnlichkeit zwischen der Freygebigkeit und Verschwendung zu machen weis, daß man dadurch irre gemacht wird; die alle Ausschweifungen unter der Decke des Zeitvertreibes und der Ergötzlichkeiten verbirget; die vornehmlich die Laster an andern vergrößert und vermehret, um davon den Fehlern ihres Helden ein Siegeszeichen aufzurichten. Die meisten Menschen dulden diese Schmeicheley; denn sie rechtfertiget ihren Geschmack, und ist nicht ganz und gar eine Unwahr-

heit. Sie können unmöglich denen strenge begegnen, die ihnen etwas Gutes von ihnen selbst vorsagen, von dessen Besitze sie überzeugt sind. Die Schmeicheley, die auf einem so starken Grunde stehet, ist die feinste unter allen. Man muß fähig seyn, sehr scharf zu unterscheiden, wenn man den Anstrich, den sie der Wahrheit giebt, wahrnehmen will. Sie läßt einen König nicht, statt der Geschichtschreiber von Poeten in die Laufgraben begleiten: Sie macht nicht Vorspiele zu Opern, die mit rhetorischen Vergrößerungen angefüllet sind; nicht abgeschmackte Vorreden, nicht kriechende Zuschriften. Sie betäubet den Helden nicht mit schwülstigen Erzählungen seiner Siege; sondern sie nimmt das Wesen der Wahrheit und Empfindungen an; sie weis sich mit sonderbarer Zärtlichkeit den Eingang offen zu behalten, sie scheinet freymüthig und natürlich zu seyn. Wie kann ein großer Mann, wie kann ein Held, wie kann ein geistreicher Fürst es übel nehmen, daß er eine Wahrheit hören muß, die der Lebhaftigkeit eines Freundes entwischt zu seyn scheinet? Wie konnte Ludwig XIV, der von sich wußte, daß sein Wesen allein iemand in Furcht setzen konnte, und an diesem besondern Vorzug ein Wohlgefallen hatte, wie konnte er es einem alten Officier ungnädig nehmen, daß er, da er mit sprach, zitterte und stammelte, mitten in seiner Rede stockte und endlich ausbrach: Zum wenigsten, Sire, zittre ich nicht so vor Dero Feinden?

Für-

Fürsten die zuvor Menschen gewesen, ehe sie Könige geworden, können sich dessen erinnern, was sie gewesen sind, und gewöhnen sich daher nicht so leichte an die Speise der Schmeicheley. Diejenigen aber, so ihr ganzes Leben lang regieret haben, sind auch von Jugend auf mit Weihrauch genähret worden, wie die Götter; und sie würden aus Mangel dieser Nahrung sterben, wenn es ihnen an Lobe gebräche.

Es wäre demnach, meines Erachtens, weit gerechter, die Könige zu beklagen, als sie zu verdammen. Die Schmeichler, und noch mehr die Verläumder verdienen die Verdammung und den Haß der Welt; so wohl als diejenigen, welche den Fürsten die Wahrheit verhelen, und sich dadurch als ihre Feinde bezeigen. Allein man muß auch einen Unterscheid machen zwischen der Schmeicheley und dem Lobe. Trajanus ward durch des Plinius Lobrede zur Tugend aufgemuntert; Tiberius ward durch die Schmeicheleyen der Senatoren in dem Laster bestärket.

Das vier und zwanzigste Kapitel.

Warum die italiänischen Fürsten ihre Länder verlohren haben.

Die Fabel vom Cadmus, der die Zähne der Schlange, die er getödtet, säete, und daraus das kriegerische Volk erwuchs, das sich unter einander selbst aufrieb, ist ein Sinnbild dessen, was die italiänischen Fürsten zur Zeit des Machiavells waren. Meineid und Verrätherey, die sie gegen einander begiengen, richteten sie zu Grunde. Man lese nur die italiänische Historie vom Ende des vierzehenden Jahrhundertes bis zum Anfange des funfzehenden. Was wird man anders finden, als Grausamkeiten, Empörungen, Gewaltthätigkeiten [1]), Verbindungen einander aufzureiben, unrechtmäßige Eroberungen, Meuchelmord, mit einem Worte, eine abscheuliche Sammlung von Lastern, deren Vorstellung allein einen Schauer erwecket?

Wenn man nach dem Exempel des Machiavells, sich einfallen ließe, die Gerechtigkeit und Menschlichkeit über den Haufen zu werfen, würde

1) Empörungen, Gewaltthätigkeiten, finden sich nicht in der ersten Auflage.

de man ja die ganze Welt umstürzen. Die Fluth der Laster würde das Land in kurzer Zeit zu einer wüsten Einöde machen. Die Ungerechtigkeit und Barbarey der italiänischen Fürsten war Ursache daran, daß sie ihre Länder verlohren; gleichwie die falschen Grundsätze des Machiavells ganz unfehlbar diejenigen zum Untergange bringen werden, die so thöricht sind selbigen zu folgen.

Ich verheele nichts. Die niederträchtige Furchtsamkeit dieser italiänischen Fürsten kann wohl, nebst ihrer Bosheit beygetragen haben, ihr Verderben zu befördern. Es ist unstreitig, daß die Schwachheit der Könige von Neapolis an ihrem Fall schuld gewesen. Sonst aber sage man mir in der Staatslehre was man wolle: Machet Schlüsse, errichtet Lehrgebäude, führet Exempel an, brauchet alle Spitzfündigkeiten; ihr werdet dennoch genöthigt werden, auch wider euern Willen zur Gerechtigkeit zurück zu kehren.

Ich frage den Machiavell, was er damit sagen wolle, wenn er spricht: „Wofern man an „einem Fürsten, der erst auf den Thron gekom„men, (das heißt, an einem der ihn wider Recht „und mit Gewalt bestiegen,) Klugheit und Ver„dienste findet, so wird man ihm mehr ergeben „seyn, als denen, die ihre Erhebung nur ihrer „Geburt schuldig sind. Denn man wird alle„mal

„mal mehr von dem Gegenwärtigen, als von „dem Vergangnen gerühret; und wenn man sie„het, daß man dabey zufrieden seyn kann; so ge„het man nicht weiter?„

Hält etwan Machiavell dafür, daß unter zween gleich tapfern und weisen Männern eine ganze Nation den gewaltsamen und unrechtmäßigen Bezwinger, dem rechtmäßigen Fürsten vorziehen werde? Oder verstehet er es von einem Fürsten ohne Tugenden, oder von einem muthigen Räuber, dem es nicht an Fähigkeit mangelt? Das erste kann ohnmöglich statt finden; denn es streitet mit den gemeinsten Begriffen der gesunden Vernunft. Die Liebe eines Volks zu einem Menschen, der eine gewaltsame Handlung begehet, um dessen Gebieter zu werden, und der sonst keine Verdienste hat, warum er dem rechtmäßigen Fürsten vorzuziehen ist, diese Liebe, sage ich, würde eine Wirkung ohne Ursache seyn.

Es kann aber auch das letzte nicht angehen. Denn die gewaltsame Handlung, wodurch ein Fürst seine Macht erhöhet, ist und bleibet doch eine Ungerechtigkeit; man mag ihm auch sonst noch so gute Eigenschaften beylegen.

Was kann man von einem Menschen, der seinen neuen Anstritt mit Lastern macht, anders erwarten, als eine gewaltthätige und tyrannische

sche Regierung? würde ein Mann, der gleich am Hochzeitstage eine Untreue von seiner Frau erführe, von ihrer Tugend in den folgenden Zeiten wohl sonderliche Hoffnung haben?

Machiavell spricht sich in diesem Kapitel selbst sein Urtheil. Er sagt deutlich: Ohne die Liebe des Volks, ohne die Neigung der Großen, ohne eine in einer guten Kriegszucht stehenden Armee sey es einem Fürsten unmöglich, sich auf dem Throne zu erhalten. Die Wahrheit scheint ihn zu zwingen, ihr dieses Bekenntniß abzulegen; fast so, wie die Gottesgelehrten von den verdammten Engeln versichern, sie erkennen einen Gott, aber sie lästern ihn.

2) Wenn ein Fürst die Liebe des Volks und der Großen gewinnen soll, so muß er wirkliche Tugenden besitzen; er muß freundlich und wohlthätig seyn; und bey diesen Eigenschaften des Herzens muß man an ihm genugsame Fähigkeit finden, die beschwerlichen Verrichtungen seines Amts gehöriger maaßen abzuwarten.

Es ist mit diesem Amte eben so, wie mit allen andern beschaffen. Ein Mensch mag in einem Amte stehen, worinn er nur wolle; wo er nicht gerecht ist und Einsicht hat, so wird er nimmermehr ein Vertrauen bey andern auf sich erwecken.

2) Itzo will ich den Widerspruch rügen. Wenn ein Fürst [illegible]

cken. Der Verderbteſte ſucht allemal mit einem rechtſchaffnen Manne zu thun zu haben: Und die ſo am unfähigſten ſind, ſich ſelbſt gut aufzuführen, berufen und verlaſſen ſich immer auf einen, der für den Klügſten gehalten wird. Wie? der geringſte Bürgermeiſter, der geringſte Schöpſe in einer Stadt muß redlich und arbeitſam ſeyn, wenn er fortkommen will; und ein König allein hätte ein Amt, dabey er zu laſtern berechtiget wäre? Wer die Herzen gewinnen will, muß ſo beſchaffen ſeyn, wie ich ihn abgebildet; nicht wie Machiavell in dem vorhabenden Werke lehret, ungerecht, grauſam, ehrgeizig, und allein damit beſchäftiget, wie er ſich groß machen könne.

So ſiehet demnach unſer Staatslehrer aus, da ihm die Larve abgezogen worden; der Mann, der vor ſeinen Zeiten vor groß gehalten ward; den viele Miniſter für gefährlich erkannt haben, dem ſie aber doch gefolget ſind; deſſen abſcheuliche Grundſätze man den Fürſten beygebracht; dem noch niemand förmlich geantwortet, und in deſſen Fußtapfen viele Staatsmänner treten, und doch nicht wollen, daß man ſie deſſen beſchuldige.

Glücklich wäre derjenige, welcher die Machiavelliſterey ganz und gar aus der Welt ausrotten könnte! Ich habe gezeigt, wie ſchlecht ihre Lehren zuſammen hangen; die Beherrſcher der Erden mögen ſie nun durch ihre Exempel beſchämen. Sie ſind verbunden, der Welt den falſchen

schen Begriff zu benehmen, den sie von der Staatskunst heget; von einer Kunst, die nur ein Lehrgebäude der Weisheit seyn sollte, und die man insgemein für das Handbuch der Betrügerey erkläret. Sie sind verbunden, die Spitzfündigkeiten und die Treulosigkeit von den Bündnissen zu verbannen; und der Redlichkeit, der Aufrichtigkeit, welche man, die Wahrheit zu sagen, bey wenigen Fürsten antrifft, wiederum zu ihrem Aufnehmen, zu ihrer Stärke zu verhelfen. Sie sind verbunden zu zeigen, daß sie nach den Provinzen ihrer Nachbarn so wenig begierig, als in Erhaltung der ihrigen eifrig sind. Ein Fürst, der alles besitzen will, gleichet einem Menschen, der den Magen mit Speisen überladet, ohne zu bedenken, daß er sie nicht verdauen könne. Ein Fürst, der sich genügen läßt, löblich zu regieren, gleichet einem Menschen, der mäßig isset, und dessen Magen wohl verdauet.

Das fünf und zwanzigste Kapitel.

Von dem Einfluß des Glücks in die Geschäfte der Welt, und wie man ihm widerstehen könne.

Die Frage von der Freyheit des Menschen enthält eine von denen Aufgaben, welche die Vernunft der Weltweisen auf das Höchste treiben, und die aus dem Munde der Gottesgelehrten schon manchen Bann gezogen hat. Die Vertheidiger der Freyheit sagen: Wenn die Menschen nicht frey sind, so handelt Gott in ihnen; so ist es Gott, der durch sie Mord, Diebstahl und alle Laster begehet: welches doch mit seiner Heiligkeit offenbarlich streitet. Ferner: wenn das höchste Wesen der Vater der Laster, und der Urheber der Ungerechtigkeiten ist, so kann man die Schuldigen nicht mehr zur Strafe ziehen: und in der Welt wird weder Laster noch Tugend seyn. Da man aber an diese abscheuliche Lehre nicht gedenken kann, ohne die Widersprechungen in derselben wahrzunehmen, so ist kein besserer Weg zu erwählen, als daß man sich vor die Freyheit erkläret.

Die Freunde der unbedingten Nothwendigkeit hingegen sagen: Solchergestalt würde ja Gott schlechter seyn, als ein blinder Werkmeister, oder einer der im Dunkeln arbeitet; wenn er, nachdem er diese Welt geschaffen, nicht gewußt hätte, was darinn vorgehen würde. Ein Uhrmacher, sprechen sie, weis die Wirkung des kleinsten Rades in einer Uhr; denn er kennet die Bewegung, die er ihm mitgetheilet, und zu welchem Ende er es gemacht hat: Und Gott, dieses unendlich weise Wesen, sollte ein neugieriger und ohnmächtiger Zuschauer der Handlungen der Menschen seyn? Wie sollte der Gott, dessen Werke alle das Kennzeichen der Ordnung an sich haben, und der sie alle gewissen unveränderlichen und beständigen Gesetzen unterworfen, den Menschen allein ununterwürfig [1]) gelassen haben? Auf diese Art würde nicht mehr die Vorsehung, sondern der Eigensinn der Menschen die Welt regieren. Weil man nun doch unter dem Schöpfer und dem Geschöpfe wählen muß, welches von beyden ist denn die Maschine? Es ist ja vernünftiger, zu glauben, dasjenige Wesen sey es, in dem die Schwachheit wohnet, als dasjenige, in dem die Macht wohnet. So sind denn die Vernunft und die Leidenschaften gleichsam die unsichtbaren Ketten, woran die Hand der Vorsehung das menschliche Geschlecht

1) und in der Freyheit.

Geschlechte führet, damit es zu Begebenheiten mitwirket, welche die ewige Weisheit beschlossen hat [2]).

So nähert man sich einem Strudel, indem man den andern vermeiden will; Und die Philosophen stürzen einander in den Abgrund der Ungereimtheit, indessen daß die Theologen im Dunkeln fechten, und sich aus Liebe auf das andächtigste verdammen. Diese Parteyen streiten fast eben so, wie die Carthaginenser ehemals mit den Römern. Wenn man befürchtete, die römischen Völker in Africa zu sehen, so trug man die Fackel des Krieges nach Italien; und da man zu Rom den Hannibal, vor dem man sich fürchtete, gern los seyn wollte, so schickte man den Scipio mit seinen Legionen vor Carthago. Die Weltweisen, die Gottesgelehrten, und die meisten Syllogismushelden sind wie die Franzosen geartet. Sie sind muthig zum Angriff; aber verlohren, wenn sie den Krieg zur Vertheidigung führen sollen. Deswegen sagte jener sinnreiche Kopf: Gott wäre der Vater aller Secten, denn er hätte allen gleiche Waffen, eine gute und eine schlechte Seite gegeben. Machiavell hat die Frage

von

2) daß sie in der Welt geschehen sollten, damit ein jedes Ding zu dem Zweck gelangte, wozu es bestimmet ist.

von der Freyheit und Vorbestimmung aus der Metaphysik in die Politik gebracht. Es ist interessant ein ganz fremdes Land, das ihn nicht nähren kann. Denk in der Politik soll man, anstatt zu fragen, ob wir eine Freyheit haben oder nicht, ob das Glück und der Zufall etwas vermögen oder nicht, eigentlich an nichts gedenken, als wie man seine Scharfsinnigkeit und Klugheit bessern möge.

Glück und Zufall sind zwey sinnlose Wörter, die allem Ansehen nach, ihren Ursprung der tiefen Unwissenheit zu danken haben, darinn die Welt beynahe lag, als man Wirkungen, deren Ursachen unbekannt waren, unbestimmte Namen gab.

Wenn der Pöbel das Glück des Cäsars nennet, das heißt eigentlich die Sammlung aller derer Begebenheiten und Umstände, die den Absichten dieses Ehrgeizigen beförderlich gewesen sind. Wenn man unter dem Unglücke des Cato zu verstehen hat, das sind die unvermutheten widrigen Fälle, die ihm begegneten; die ungewöhnlichen Verbindungen, dadie die Wirkungen so schnell auf die Ursachen folgten, daß seine Klugheit sie weder vorhin sehen, noch abkehren konnte.

Was man unter dem Zufall verstehe, läs-

ser sich nicht besser, als durch das Würfelspiel erklären. Es ist durch einen Zufall, oder ohngefähr geschehen, daß ich zwölf Augen und nicht sieben geworfen habe. Wenn man recht natürlich aus einander setzen wollte, was bey solchem Wurfe vorgegangen ist; so müßte man ein so gutes Gesicht haben, daß man genau sehen könnte, auf was für Art die Würfel in den Becher gekommen; wie die Hand wenige oder mehr mal, stark oder schwach beweget, und die Würfel herum gedrehet worden, dadurch sie eine langsame oder geschwinde Bewegung erhalten haben. Diese Ursachen zusammen genommen, nennet man das Ohngefähre, den Zufall.

So lange wir nur Menschen, das ist, sehr eingeschränkte Wesen bleiben, so lange werden wir denjenigen, was wir Glücksfälle nennen, nicht überlegen seyn. Wir müssen dem Zufall so vieles entstehen, als möglich ist; alleine unser Leben ist zu kurz, alles wahrzunehmen, und unser Verstand zu enge, es zu verbinden.

Ich will einige Exempel anführen, darinn sich gar deutlich zeigen wird, daß es der menschlichen Weisheit unmöglich sey, alles vorher zu sehen. Das erste ist die Ueberwälti-

lung

3) Zufälle.

lung von Cremona durch den Prinz Eugen, die mit aller ersinnlichen Klugheit ausgedacht, und mit erstaunlichem Muth ins Werk gesetzet worden. Aber wie gieng es zu, daß das Vorhaben mißlung? der Prinz kam diesen Morgen in die Stadt, und zwar durch einen Canal, der die Unreinigkeiten abführete, und den ihm ein Gefangener öffnete, mit dem er es abgeredet hatte. Unfehlbar würde er sich der Stadt Meister gemacht haben, wenn zweyerley nicht wider alles Vermuthen geschehen wäre.

Erstlich kam das Regiment 4), das denselben Morgen zu exerciren hatte, eher ins Gewehr, als es seyn sollte, und hielt ihn so lange zurück, bis sich die übrige Besatzung versammlen konnte. So dann verfehlte der Wegweiser, der den Prinz von Vaudemont, an das Thor beimgen sollte, was er hätte einnehmen sollen, den Weg, und darüber kam er mit seinen Leuten zu spät an.

Die andre Begebenheit, die ich zum Exempel anführen will, ist der besondre Friede, den England gegen das Ende des spanischen Successionskrieges mit Frankreich machte. Weder die Minister des Kaiser Josephs, noch die größesten Staatsmänner

4) Schweizer.

männer hätten zum voraus muthmaßen können, daß ein paar Handschuhe das Schicksal von Europa ändern würden; und doch geschah es, nach dem Vorhaben.

Die Herzoginn von Marlborough war damals bey der Königinn Anne Oberhofmeisterinn in London, während der Zeit ihr Gemahl in den brabandischen Feldzügen eine doppelte Erndte von Lorbeeren und Reichthum hielt. Die Herzoginn unterstützte durch die Gnade, in der sie bey der Königinn stund, die Partey des Helden; und der Held durch seine Siege das Ansehen der Gemahlinn. So lange sie bey der Königinn alles vermochte, so lange kamen die Toris, die ihr zuwider waren, und den Frieden wünschten, nichts ausrichten. Sie verlohr aber diese Gewogenheit durch eine geringe Ursache. Die Königinn hatte sich Handschuhe bestellet, und die Herzoginn gleichfalls. Die Ungeduld, sie zu haben, trieb sie, daß sie die Handschumacherinn nöthigte, sie eher zu fördern, als die Königinn. Indessen wollte Anne ihre Handschuhe haben. Eine andere Dame[5] war eine Feindinn von Mylady Marlborough, und meldete der Königinn, was vorgegangen war, und machte es sich so bashaft zu Nutze, daß die Königinn von dem Augenblicke an, da sie Herzoginn

als

5) Madame Masham.

als eine Favoritinn anfah, deren Hochmuth sie nicht länger ertragen könnte. Die Handschuhmacherinn brachte die Königinn vollends auf, da sie ihr die Geschichte von den Handschuhen mit aller möglichen Bitterkeit erzählte. Dieser geringe Sauerteig war vermögend alle Gemüther in Wallung zu setzen, und alles empfindlicher zu machen, was eine Ungnade begleiten kann. Die Toris und der Marschall von Tallard bedienten sich dieses Falles, die ihre Partey unterstützte.

Bald darauf kam die Herzoginn von Marlborough in Ungnade; und mit ihr fiel die Parten der Whigs und der kaiserlichen Alliirten. Das ist das Spiel der ernsthaftesten Dinge auf Erden; die Vorsehung lacht aller Weisheit und Größe der Menschen. Geringe und manchmal lächerliche Ursachen ändern oft das Glück ganzer *) Monarchien.

Solchergestalt retteten kleine Verdrießlichkeiten des Frauenzimmers Ludwig den vierzehenten aus gewissen Umständen, daraus ihn vielleicht seine Klugheit, seine Armeen, und alle seine Macht nicht hätten ziehen können; und nöthigten die Alliirten wider ihren Willen Frieden zu machen.

*) Staaten und

Dergleichen Begebenheiten tragen sich freylich zu, aber doch selten, und sie sind nicht vermögend der Scharfsichtigkeit und Klugheit ihr Ansehen gänzlich zu benehmen. Sie kommen mir vor wie die Krankheiten, die zuweilen die Gesundheit des Menschen unterbrechen, aber ihn doch nicht hindern die meiste Zeit die Vortheile einer starken Leibesbeschaffenheit zu genießen.

Es ist also unumgänglich nothwendig, daß diejenigen, so die Welt beherrschen sollen, ihre Klugheit und Scharfsichtigkeit zu vermehren suchen; aber das ist noch nicht genug. Denn wenn sie das Glücke fesseln wollen, so müssen sie ihr Temperament unter die Zeiten und Begebenheiten beugen lernen; und das ist sehr schwer.

Ich rede überhaupt nur von zweyerley Temperamenten, von einer kühnen Lebhaftigkeit, und von einer vorsichtigen Langsamkeit.

Diese moralischen Ursachen haben eine natürliche Ursache; daher ist es fast unmöglich, daß ein Fürst dermaßen Herr über sich selbst sey, daß er alle Farben, wie ein Cameleon annehmen könne. Gewisse Zeiten sind dem Ruhm der Landbezwinger, und den Unternehmungen der kühnen Menschen, welche dazu gebohren zu seyn scheinen, daß sie außerordentliche Verän-

dungen, Empörungen und Kriege in der Welt anrichten, sehr beförderlich. Ein Schwindelgeist, ein Mißtrauen, das öfters, man weis nicht, wie, große Herren an einander bringt, giebt einem Landbezwinger Gelegenheit, von ihren Mißhelligkeiten Vortheil zu ziehen. So gar einem Ferdinand Cortez mußten die innerlichen Kriege der Americaner zur Bezwingung Mexico behülflich seyn.

Zu einer andern Zeit ist die Welt nicht in solcher Bewegung. Es scheinet, sie wolle nur mit Gelindigkeit und Sanftmuth regieret werden. Da ist nichts als Klugheit und Vorsicht nöthig. Auf dem Staatsmeer ist eine glückliche Stille, welche gemeiniglich auf den Sturm zu folgen pflegt. Alsdann kann man durch Unterhandlungen mehr ausrichten, als durch Schlachten; und was man durch den Degen nicht erlangen konnte, muß man mit der Feder gewinnen.

Damit nun ein großer Herr von allen Fällen Vortheil haben möchte, sollte er von einem klugen Steuermann lernen, sich in die Zeit zu schicken.

Wenn ein Feldherr zu rechter Zeit kühn und vorsichtig wäre, so würde er fast unüberwindlich seyn. Fabius war dem Hannibal nur durch

seine Langsamkeit überlegen. Dieser Römer wußte wohl, daß es den Carthaginensern an Geld und falschem Volke fehlte, und daß er ihre Armee ganz geruhig könnte schmelzen, und sich durch Mangel der Nahrung selbst verzehren sehen, ohne ein Schwerdt zu zucken. Hingegen bestund des Hannibals Politik nur in Streichen. Seine Macht war nur etwas zufälliges, daraus er auf das eilfertigste allen möglichen Vortheil herausziehen mußte. Den Nachdruck gab er ihr durch den Schrecken, den hitzige und erstaunliche Handlungen zuwege bringen, und durch die Mittel, die ein neu erworbenes Land darbietet.

Wenn der Churfürst von Bayern und der Marschall von Tallard im Jahr 1704 nicht aus Bayern gegen Blenheim und Hochstedt gerückt wären, so wären sie gewiß von ganz Schwaben Meister geblieben. Denn die alliirte Armee konnte es in Bayern wegen Mangel an Lebensmitteln nicht mehr aushalten und hätte sich nothwendig an den Mayn ziehen und aus einander gehen müssen. Nichts war also Ursache, daß der Churfürst dasjenige, dessen Erhaltung nur auf ihn ankam, dem Schicksal einer Schlacht anvertrauete, die jederzeit vor die deutsche Nation ruhmwürdig seyn wird, als dieses, daß es ihm zu rechter Zeit an Muthe fehlete. Und diese Uebereilung wird durch die

gleichliche Niederlage der Franzosen und Bayern, durch den Verlust von ganz Bayern, und des ganzen Strichs Landes zwischen der Oberpfalz und dem Rhein, genug gestraft.

Man redet gemeiniglich nicht von Unbesonnenen, die umgekommen sind, sondern nur von denen, auf deren Seite das Glück gewesen. Es ist mit ihnen eben so als mit den Träumen und Prophezeyungen: unter tausenden, die falsch gewesen und ins Vergessen gerathen, erinnert man sich nur der kleinen Anzahl derer, die eingetroffen sind. Die Welt sollte den Ausgang der Dinge nach ihren Ursachen, und nicht die Ursachen nach ihrem Ausgange beurtheilen.

Hieraus mache ich den Schluß, ein Volk wage bey einem kühnen Fürsten vieles, denn es ist beständig in Gefahr: Und ein vorsichtiger Herr, wenn er zu großen Thaten nicht geschickt ist, scheint mehr zur Regierung gebohren zu seyn. Der eine waget, der andre erhält.

Wenn nun dieser so wohl als jener groß werden sollen, so müssen sie zu rechter Zeit auf die Welt kommen; sonst sind ihnen ihre Gaben mehr schädlich, als nützlich.

Ein jeder vernünftiger Mensch, und hauptsächlich diejenigen, welche der Himmel bestimmet

hat,

hat, Wer andre zu regieren, sollten sich einen Entwurf ihrer Aufführung machen, darinn alles aus so guten Gründen herfloße, und so genau an einander hienge, als in einer geometrischen Demonstration. Wenn sie diesem Lebenssystem in allem nachgiengen, so würde gewiß in allen ihren Handlungen eine Verbindung seyn, und sich niemand von seinem Zweck entfernen. Man könnte auf solche Art alle Fälle und Begebenheiten zur Beförderung seiner Absichten anwenden, und alles würde zur Vollführung des vorbedachten Werks das seinige beytragen.

Wo sind aber die Fürsten, von denen wir so seltne Gaben fordern? Fürsten sind Menschen; sind es bleibt wahr, daß es ihnen ihre Natur nach, unmöglich sey, so vielen Pflichten Genüge zu thun. Man würde viel eher den Phönix der Poeten, und die Einheiten der Metaphysicverständigen, als den Menschen des Plato finden können. Es ist billig, daß ein Volk sich an den Bemühungen großer Herren zur Vollkommenheit zu gelangen, genügen lasse. Die vollkommensten unter ihnen werden diejenigen seyn, die von den Regeln der Machiavellischen Staatskunst mehr als andre abweichen. Es ist billig, daß man ihre Fehler ertrage, wenn sie von so vielen schönen Eigenschaften der Herzens, und so vielen guten Absichten überwogen

werden.

werden. Man muß sich allemal erinnern, daß in der Welt nichts vollkommen, und daß Irrthum und Schwachheit das Erbtheil aller Menschen sey. Dasjenige Land ist am allerglückseligsten, wo eine gewechselte Nachsicht des Herrn und der Unterthanen, über die Gesellschaft eine schöne Annehmlichkeit und Süßigkeit ausschüttet, ohne welche das Leben eine beschwerliche Last, und die Welt ein Jammerthal wird [7]).

7) da sie doch ein Schauplatz des Vergnügens seyn könnte.

Das sechs und zwanzigste Kapitel.

Von den unterschiednen Arten der Unterhandlungen, und von den Ursachen des Krieges, die gerecht zu nennen sind [1].

Wir haben in diesem Werke die Falschheit der Gründe betrachtet, wodurch uns Machiavell hat verführen wollen, indem er uns Bösewichter und lastervolle Menschen, als tugendhaft vorgestellet hat.

Ich habe mich bemühet, dem Laster die Decke der Tugend wegzureißen, darinn es Machiavell verhüllet hatte, und der Welt den Irrthum zu benehmen, den sie großen Theils von der Staatskunst der Fürsten heget. Ich habe den Königen gesagt, ihre wahre Staatskunst bestehe nur darinn, daß sie ihre Unterthanen an Tugenden übertreffen; damit sie sich nicht genöthiget sehen, an andern zu verdammen, wozu sie durch ihr Exempel Anlaß geben. Ich habe gezeiget, es sey nicht genug, ihren Ruhm fest zu setzen, daß sie sich nur solcher Handlung befliſſen,

1) Ermahnung Italien von den Barbaren zu befreyen. Haager Auflage.

sen, die einen äußerlichen Glanz haben, und in die Augen fallen; sondern es würden dazu solche erfordert, die zur Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts abzielen.

Ich will noch zwo Betrachtungen hinzu fügen, eine von den Unterhandlungen, und die andre von den Ursachen des Krieges, die da verdienen den Namen gerechter Ursachen davon zu tragen.

Die Minister der Fürsten an fremden Höfen sind nichts anders, als privilegirte Kundschafter, die auf das Bezeigen derer Herren, zu denen sie gesendet sind, ein wachsames Auge haben müssen. Sie sollen ihre Absichten erforschen, ihr Vornehmen ergründen, und ihre Handlungen vorgus sehen; damit sie ihre Herren zu rechter Zeit davon unterrichten können. Die Haupturſache, warum man sie sendet, ist diese, das Band der Freundschaft unter den großen Herren fester zu knüpfen. Allein, an statt, daß sie Friedenskünstler seyn sollten, sind sie oftmals Werkzeuge des Krieges. Sie wenden Schmeicheley, List und Verführung an, den Ministern ihre Staatsgeheimnisse abzulocken. Die Schwachen gewinnen sie durch ihre Geschicklichkeit, die Hochmüthigen durch ihre Worte und die Eigennützigen durch Geschenke. Kurz, sie thun zuweilen so viel Uebels, als sie können.

Denn

Denn sie glauben, daß sie aus Pflicht sündigen, und sind sicher, daß sie nicht gestraft werden.

Gegen die Kunstgriffe solcher Kundschafter müssen sich die Fürsten gehörig verwahren. Wenn die Materie der Unterhandlung wichtiger wird, so haben die Fürsten Ursache, das Betragen ihrer Minister sehr strenge zu untersuchen, damit sie sehen, ob auch nicht ein Regen der Danae die Härte ihrer Tugend erweichet hat.

Wenn es darauf stehet, daß man Bündnisse machen wolle, muß die Klugheit großer Herren noch wachsamer seyn, als sonst. Es ist nöthig, daß sie die Beschaffenheit der Dinge, die sie eingehen wollen, mit großer Aufmerksamkeit zergliedern, damit sie ihr Wort halten können.

Ein Tractat, der auf allen Seiten angesehen, und mit allen seinen Folgen vorgestellet wird, hat eine ganz andre Gestalt, als wenn man ihn nur überhaupt betrachtet. Was hier ein wirklicher Vortheil zu seyn schien, ist bey genauer Prüfung nur ein eitles Scheingut, das zum Verderben des Staats gereichet. Man muß hiernächst alle Worte des Tractats ins Licht setzen, und der grübelnde Grammaticus muß allemal vor dem geschickten Politicus hergehen,

hin, damit der betrügerische Unterschied unter den Worten und dem Verstande des Tractats nicht statt haben könne.

Man sollte in der Staatskunst eine Sammlung aller Fehler, welche die Fürsten aus Uebereilung begangen haben, zum Nutzen derer machen, die Bündnisse oder Verträge schließen wollen. Sie würden bey dem Durchlesen Zeit genug haben, allerley Ueberlegungen anzustellen, die ihnen nicht anders, als nützlich seyn könnten.

Die Unterhandlungen geschehen nicht alle durch beglaubigte Minister. Oefters schicket man gewisse Personen, die keinen öffentlichen Charakter haben, an den dritten Ort, allwo sie ihren Vortrag mit desto größrer Freyheit thun, weil sie auf die Person ihrer Herren weniger zu sehen haben. Die Präliminarien des letzten Friedens zwischen dem Kaiser und Frankreich wurden auf diese Art geschlossen, ohne daß das Reich und die Seemachten etwas davon wußten. Es geschah bey einem Grafen [2]), dessen Güter am Rhein liegen.

Victor Amadeus, der geschickteste und verschlagenste Fürst seiner Zeiten, verstund die Kunst, sein Vorhaben zu verbergen, besser als iemand.

Euro-

2) bey dem Grafen von Neuwied.

Europa ist durch seine feinen Ränke mehr als einmal irre gemacht worden; unter andern damals, als der Marschall Catinat in einer Münchskutte, und unter dem Vorwand, an dem Heil dieser königlichen Seele zu arbeiten, denselben vom Kaiser abzog, und auf Frankreichs Seite lenkte. Diese Unterhandlung zwischen dem Könige und dem General ward mit solcher Vorsicht und Behutsamkeit gepflogen, daß die Verbindung zwischen Frankreich und Savoyen, welche darauf erfolgte, in den Augen von ganz Europa eine unvermuthete [3]) Staatserscheinung war.

Ich habe das Betragen des Victor Amadeus weder rechtfertigen noch tadeln wollen, indem ich sein Exempel den Königen vorgestellet [4]). Ich habe nur die Geschicklichkeit und Verschwiegenheit daran lobwürdig befunden. Eigenschaften, die, wenn man sich ihrer zu guten Absichten bedienet, an einem großen Herrn schlechterdings erforderlich sind.

Es ist eine allgemeine Regel: Zu schweren Unterhandlungen müßte man die erhabensten und scharfsinnigsten Geister gebrauchen; listige Köpfe zu den Verwicklungen; einnehmende Leute

3) und außerordentliche
4) Nichts weniger

Leute sich beliebt zu machen, die aber ein so gutes Auge haben, daß sie die Heimlichkeiten des Herzens iemanden am Gesichte ansehen können; damit ihrem durchdringenden Blicke nichts entgehe, und sich ihrem tiefen Verstande alles entdecke.

Man muß aber List und Verschlagenheit nicht mißbrauchen. Es ist damit eben so beschaffen, wie mit den Gewürzen, wenn man ihrer zu viel an die Speisen thut, so betäubet man den Geschmack, und ein Mund, der daran gewöhnet ist, empfindet zuletzt das Beißende nicht mehr.

Die Redlichkeit hingegen dauret auf alle Zeiten. Sie gleichet den einfachen und natürlichen Speisen, die sich vor alle Leibesbeschaffenheiten schicken, und den Körper stärken, ohne ihn zu erhitzen.

Ein Fürst, dessen Aufrichtigkeit bekannt ist, wird sich unfehlbar das Vertrauen von ganz Europa zuziehen. Er wird glücklich seyn ohne Betrug; und mächtig, allein durch seine Tugend. Die Ruhe und Glückseligkeit des Staats ist gleichsam der Mittelpunkt, darinn alle Wege der Staatskunst zusammen laufen müssen. Sie ist die Absicht aller Unterhandlungen.

Die Ruhe von Europa gründet sich hauptsächlich auf das weise Gleichgewicht, da der Stärke einer Monarchie die vereinigte Macht andrer Kronen entgegen gestellet wird. Wenn dieses Gleichgewicht aufgehoben würde, so wäre zu besorgen, daß eine allgemeine Staatsveränderung erfolgte, und auf den Ruinen der Fürsten, welche ihre Uneinigkeit zu sehr geschwächet, eine neue Monarchie aufgerichtet werden möchte.

Die Staatskunst der europäischen Fürsten scheint es also zu erfordern, daß sie es niemals versäumen, solche Verträge und Bündnisse zu schließen, dadurch sie einer ehrgeizigen Macht an Stärke gleich kommen können: und sie müssen denen gar nicht trauen, die unter sie den Saamen der Mißhelligkeit ausstreuen wollen. Man erinnere sich des Cönsuls, der, um zu zeigen, wie nothwendig die Einigkeit sey, ein Pferd beym Schwanz ergrief, und sich umsonst bemühete, ihm denselben auszureißen; damit aber bald fertig ward, als er ein Haar nach dem andern ausrupfte. Diese Lehre ist vor gewisse Fürsten in unsern Tagen so nothwendig, als sie vor die römischen Legionen war. Nichts kann sie furchtbar machen, und in Europa Ruhe und Friede erhalten, als die Wiederherstellung ihrer Einigkeit.

Die Welt würde glücklich seyn, wenn man von keinen andern Mitteln die Gerechtigkeit zu erhalten, und unter den Nationen Friede und Eintracht wieder herzustellen, etwas wüßte, als von den Unterhandlungen. Da würde man an statt der Waffen Gründe gebrauchen, und nur mit einander disputiren, an statt, daß man einander die Hälse bricht. Eine betrübte Nothwendigkeit zwinget die Fürsten einen viel grausamern Weg zu gehen.

Es giebt Gelegenheiten, da man die Freyheit des Volks, das iemand ungerechter Weise unterdrücken will, mit den Waffen vertheidigen muß; da man dasjenige, was die Unbilligkeit der Sanftmuth versaget, mit Gewalt erlangen, und da ein Fürst die Sache seines Volks auf das Schicksal einer Feldschlacht ankommen lassen muß. In dergleichen Fällen wird es wahr, was sonst so widersinnig klingt, daß ein guter Krieg einen guten Frieden mache und befestige.

Die Ursache eines Kriegs macht ihn gerecht oder ungerecht. Die Leidenschaften und der Ehrgeiz der Fürsten verblenden ihnen oft die Augen, und mahlen ihnen die gewaltthätigsten Handlungen mit den schönsten Farben ab. Der Krieg ist ein Mittel, wenn alles andre auf das äußerste gekommen ist. Daher muß man

nicht anders als 5) in verzweifelten Fällen dazu greifen, und genau prüfen, ob man durch Betrug des Hochmuths, oder durch gültige 6) Ursachen dazu gebracht sey.

Man führt Kriege zur Vertheidigung; und diese sind ohne Widerrede die allergerechtesten.

Man führet Kriege um des Vortheils willen, und darzu wird ein König genöthigt, wenn er sich bey einem Rechte erhalten will, das man ihm streitig machet. Er führet seine Sache mit dem Degen in der Faust, und ein Gefechte entscheidet die Gültigkeit seiner Gründe.

Es giebt Kriege aus Vorsicht, und ein Fürst thut weislich, wenn er einen solchen anfängt. Es ist freylich ein Beleidigungskrieg; aber deswegen ist er doch gerecht. Wenn die übermäßige Macht eines Reichs itzt gleich auszubrechen, und die Welt zu verschlingen drohet, so ist es der Klugheit eines Fürsten gemäß ihr Dämme entgegen zu setzen, und den 7) Strom eines Flusses aufzuhalten, wenn man noch seiner mächtig ist. Man siehet, daß sich Wolken zusammen ziehen; daß ein Wetter aufsteiget, daß

5) vorsichtig dazu greifen
6) und unvermeidliche
7) reißenden.

Blitz der Blitz es ankündiget. Weil nun ein groſſer Herr, dem eine Gefahr drohet, das Wetter nicht allein besprechen kann; so vereiniget er sich, wenn er klug ist, mit allen, die gleiche Gefahr zu gleichen Absichten vereiniget. Wenn die Könige von Egypten, Syrien und Macedonien sich wider die römische Macht verbunden hätten, so würde sie diese Reiche nimmer über den Haufen geworfen haben. Ein weises Bündniß, und ein lebhaft angefangner Krieg hätte alles das ehrsüchtige Vorhaben, dessen Erfüllung die Welt in Fesseln schlug, rückgängig gemacht.

Die Klugheit erfordert es, ein kleineres Uebel dem gröſtern vorzuziehen, und das sicherste statt des unsichern zu erwählen. Es ist also besser, daß sich ein Fürst in einen Beleidigungskrieg einläßt, wenn es in seiner Freyheit stehet, den Oelzweig, oder den Lorbeerzweig zu erwählen, als daß er die gefährlichsten Zeiten abwartet, da eine Kriegsankündigung seine Sklaverey und seinen Untergang nur auf etliche Augenblicke aufschieben kann. Die Regel ist gewiß, es sey besser, andern zuvor zu kommen, als sich zuvor kommen zu lassen [8]). Groſſe Leute haben sich allemal wohl dabey befunden.

8) Groſſe Leute haben es allemal getroffen, wenn sie ihre Kräfte gebrauchet, noch ehe als die Feinde sich in Verfassung gesetzet, ihnen die Hände zu binden, und ihre Macht zu vernichten. v. D. Aufl.

Fürsten werden manchmal durch Bündnisse in Kriege ihrer Bundsverwandten eingeflochten, und müssen ihnen kraft derselben eine Anzahl Hülfsvölker liefern. Weil ein grosser Herr Bündnisse nicht entbehren kann; da es keinem in Europa möglich ist, bey seinen eigenen Kräften zu bestehen; so verpflichten sie sich einander im Fall der Noth beyzuspringen, welches gewiß zu ihrer Sicherheit und Erhaltung vieles beyträgt. Der Ausgang lehret es, welcher unter beyden Theilen die Früchte der Verbindung davon trägt. Eine glückliche Gelegenheit ist dem einen itzo günstig; ein vortheilhafter Umstand unterstützet den andern [9]). Die Ehrlichkeit und Weltklugheit erfordert also von den Fürsten ohne Unterschied, daß sie die Zusagen auf das gewissenhafteste erfüllen, und ihr Wort heilig halten; um so vielmehr, da sie ihren Schutz, darein sie ein Volk nehmen, durch Bündnisse nachdrücklicher machen.

Hieraus folget also, daß ein ieder Krieg, dabey man nur die Absicht hat, einem widerrechtlichen Angriff zu steuren, wohlgegründete Rechte zu erhalten, die Freyheit der Welt in Sicherheit zu stellen [10]), rechtmäßig sey. Ein grosser Herr, welcher dergleichen Kriege unternimmt, hat

9) zu einer andern Zeit.

10) und der Ehrsüchtigen Gewaltthätigkeiten und Unterdrückungen zu vermeiden.

sich durch vergossne Blut nicht verunehren. Er handelt so, weil er nicht anders kann; und in solchen Umständen ist der Krieg ein kleineres Uebel als der Friede.

Auf Zeiten waren einige Fürsten nicht auf Bundsgenossen bedacht, sondern nur darauf, wie sie ihre Soldaten verkaufen, und mit dem Blute ihrer Unterthanen handeln möchten.

Der Soldat ist deswegen da, damit er das Vaterland beschützen möge. Wenn man ihn an andre verleihet, wie man die Hunde zum Kampfjagen verkaufet, so handelt man der Absicht des Handels und des Krieges gänzlich entgegen. Man spricht: Es sey nicht erlaubt, heilige Sachen zu verkaufen: Was ist wohl heiliger, als Menschenblut?

Was die Religionskriege betrifft, so entstehen sie, wenn sie innerlich sind, fast allemal aus der schlechten Ueberlegung eines Fürsten: wenn er eine Sekte etwa unterstützt, und der andern

11) Diese Materie bringet mich natürlicher Weise darauf, derer Fürsten zu gedenken, welche durch einen in dem Alterthume unerhörten Handel mit dem Blute ihrer Völker ein Gewerbe treiben. Ihr Hof ist wie ein Auctionshaus, da ihr Volk den Meistbietenden verkauft wird. v. D. Aufl.

hart fällt; die öffentliche Uebung gewisser Religionen entweder zu sehr einschränket, oder zu weit ausdehnet; sonderlich aber, wenn er den Beschwerden der einen Partey ein Gewichte giebt. Ein schwacher Funke, wenn sich der Herr nicht in die Sache mischet, wird ein großer Brand, wenn ihn der Herr höget.

Wenn ein großer Herr die bürgerliche Regierung mit Eifer führet, und einem jeden seine Gewissensfreyheit läßt, wenn er allezeit König bleibet, und sich niemals zum Priester machet, so hat er ein sicheres Mittel, seinen Staat vor den Stürmen zu bewahren, die der Meisterungsgeist der Theologen [12]) oft zu erregen suchet.

Auswärtige Religionskriege sind im höchsten Grad ungereimt und ungerecht. Gewiß, ein seltsames Unternehmen, mit Carln dem Großen von Aachen zu den Sachsen zu gehen, und sie mit dem Degen in der Faust zu bekehren; oder eine Flotte auszurüsten, und damit dem Sultan von Egypten den Vorschlag zu thun, er möge ein Christ werden. Die Raserey der Kreuzzüge ist vorbey. Der Himmel gebe, daß sie nicht wieder aufkommen.

Ueberhaupt ist der Krieg so fruchtbar an Unglück, der Ausgang ist so ungewiß, und die Fol-

gen

12) allezeit

gen sind vor ein Land so verderblich, daß die Fürsten nicht genug mit sich zu Rathe gehen können, ehe sie sich damit einlassen. Die Gewaltthätigkeiten, die in einem feindlichen Lande verübet werden, sind gegen das Unglück, das auf die Länder der Fürsten, die im Kriege verwickelt sind, gerade zurück fällt, gar nicht zu rechnen [13]).

Ich bin versichert, wenn die Monarchen von allem Elende, das eine einzige Kriegserklärung dem Volke zuziehet, einen wahren und unverfälschten Abriß sähen, sie würden nicht unempfindlich dabey seyn. Ihre Einbildungskraft ist nicht so lebhaft, daß sie ihnen das Uebel, davon sie nichts erfahren, weil sie ihr Stand dafür bedecket, recht natürlich vorstellen sollte. Wie können sie empfinden, was es auf sich habe, wenn das Volk mit Auflagen gepresset? Wenn das Land durch neue Werbungen von jungem Volke entblößet wird? Wenn ansteckende Krankheiten die Armen aufreiben? Wenn das Schwerdt des Feindes, und noch mehr das Geschütze bey Belagerungen ein ganzes Heer frißt? Wenn Verwundete, die um ihre Glieder, die einzigen Werkzeuge ihres Fleißes und Unterhalts, gekommen

sind

13) Warlich, diese Unternehmung ist so ernsthaft, so wichtig, daß man sich wundern muß, wie sich viele Könige dazu so leicht haben entschliessen können. A. D. Aufl.

sind, in dem äußersten Elende stecken? Wenn so manche Waysen Kummer gesetzet wird, da sie ihren Vater, die einzige Stütze ihrer Schwachheit, verlohren haben? Wenn dem Staat so viele nützliche Leute entzogen werden, die der Tod vor der Zeit dahin raffet [14]?

Fürsten, die ihre Unterthanen vor Sklaven ansehen, setzen sie ohne Barmherzigkeit auf das Spiel, und verlieren sie ohne Bedauren. Fürsten, die die Menschen vor ihres gleichen ansehen, und das Volk vor den Körper, dessen Seele sie sind, halten mit dem Blute ihrer Unterthanen besser haus.

Bey dem Schlusse dieses Werks bitte ich die Monarchen, sich über die Freyheit, mit der ich geredet, nicht beleidiget zu finden. Meine Absicht ist, die Wahrheit zu sagen, die Tugend zu erwecken, und niemanden zu schmeicheln. Ich habe von den itztregierenden Fürsten so gute Meynung, daß ich sie würdig achte, die Wahrheit zu hören. Nur einem Nero, einem Alexander dem sechsten, einem Cäsar Borgia, einem

14) Sollten nicht Fürsten, die nur deswegen in der Welt sind, damit sie die Menschen glücklich machen mögen, an alles dieses wohl gedenken, ehe sie dieselben um schlechter und eitler Ursachen willen allem demjenigen aussetzen, was die Menschlichkeit am meisten zu scheuen hat? v. D. Aufl.

einem Ludwig dem eilften durfte man sie nicht sagen. Gott lob, dergleichen Menschen finden sich unter den europäischen Fürsten nicht. Man kann ihnen kein schöneres Lob beylegen, als daß man spricht: man dürfe vor ihnen 55) alles ungescheuet tadeln, was die Königliche Würde entehre, und die Gerechtigkeit beleidige.

ENDE.

55) alle Laster ungescheuet tadeln, welche die königliche Würde entehren und der Gerechtigkeit und Menschlichkeit zuwider sind. d. Aust.

Innhalt der Kapitel.

(Davon die erſte Zahl auf den Machiavell, die andre auf den Anti-Machiavell gehet.)

I. Kap. Von den verſchiedenen Regierungsformen, und wie man ein Oberherr werden könne . . . 23. 215

II Kap. Von erblichen Staaten . . . 25. 220

III Kap. Von vermiſchten Staaten . . . 29. 223

IV Kap. Wie man den Thron erhalte . . . 45. 230

V Kap. Von den eroberten Staaten . . . 50. 235

VI Kap. Von den neuen Staaten, die der Fürſt durch ſeine Tapferkeit und durch ſeine eigene Waffen erwirbt . . . 53. 240

VII Kap. Wie ein neuerworbner Staat zu regieren ſey . . . 59. 284

VIII Kap. Von denen, ſo durch laſter Fürſten worden ſind . . . 72. 255

IX Kap. Von dem bürgerlichen Fürſtenthume . . . 79. 261

X Kap. Von der Stärke der Staaten . . . 87. 265

XI Kap. Von geiſtlichen Staaten . . . 91. 272

XII Kap. Von verſchiedenen Gattungen der Soldaten . . . 95. 279

Innhalt.

XIII Kap. Von den Hülfsvölkern pag. 105. 287

XIV Kap. Ob man sich bloß auf den Krieg legen müsse. Ausschweifung von der Jagd 112. 292

XV Kap. Was da mache, daß man die Menschen, und insonderheit die Fürsten lobe oder table 119. 300

XVI Kap. Von der Freygebigkeit und Haushaltung 124. 303

XVII Kap. Von der Grausamkeit und Gnade, und ob es besser sey, gefürchtet, als geliebet zu werden 130. 307

XVIII Kap. Wie ein Fürst sein Wort halten müsse 138. 312

XIX Kap. Daß man vermeiden müsse, verachtet und gehasset zu werden 144. 321

XX Kap. Von verschiednen Fragen aus der Staatslehre 163. 331

XXI Kap. Wie ein Fürst sich bezeigen müsse, wenn er sich in Hochachtung setzen will 172. 341

XXII Kap. Von den Ministern der Fürsten 180. 351

Innhalt.

XXIII Kap. Wie man die Schmächler meiden solle pag. 184. 358

XXIV Kap. Warum die italiänischen Fürsten ihre Länder verlohren haben 188. 362

XXV Kap. Von dem Einfluß des Glücks in die Geschäfte der Welt, und wie man ihm widerstehen könne 191. 368

XXVI Kap. Von den unterschiedenen Arten der Unterhandlungen, und von den Ursachen des Krieges, die gerecht zu nennen sind 195. 382

Historie

Historie
des
Antimachiavells.

Nebst denen darüber gefällten
Urtheilen.

Hanover und Leipzig,
bey Johann Wilhelm Schmidt,
1756.

Historie
des
Anti-Machiavells.
Nebst denen darüber gefällten
Urtheilen.

Historie
des
Anti-Machiavells.

Unter der großen Menge Bücher, die in unsern und den vorigen Zeiten das Licht erblicket haben, sind sehr wenige des seltnen Glücks theilhaftig worden, daß sie von allen Völkern und allen Gattungen der Menschen, durchgehends mit gleichem Beyfall und Bewunderung aufgenommen, in so mancherley Sprachen übersetzt, und in so kurzer Zeit so vielfältig aufgelegt worden sind. Man findet aber auch bey wenigen Büchern die Vorzüge des Anti-Machiavells. Ein Schriftsteller, der dem Stande nach so hoch über andre Menschen erhaben ist, als er sie an Verstand und Gaben übertrifft; ein Schriftsteller, der nach dem allgemeinen Beyfall, das vollkommenste Muster weiser, gerechter und tapferer Regenten ist, und der unter selbigen weder in vergangenen, noch gegenwärti-

gen Zeiten seines gleichen findet, ein solcher Schriftsteller, sage ich, verdienet, daß er von allen Menschen in allen Sprachen und Zungen gelesen und bewundert werde.

Die vielen Auflagen von diesem vortrefflichen und höchst merkwürdigen Buche, die man gleich in dem ersten Jahre, da es zum Vorschein kam, in französischer, deutscher, italiänischer, englischer, holländischer und lateinischer Sprache verfertiget, sind nicht zureichend gewesen, die Begierde der Menschen zu stillen; Und die herrlichen Lobsprüche, die jene Völker dem unvergleichlichen Anti-Machiavell beygeleget, scheinen uns keinesweges hinlänglich, dessen Werth gnugsam zu erheben.

Es wird daher der Anti-Machiavell unter so vielen tausend Büchern, die man in unsern Zeiten auffetzet, nur allein das seltne Glück erhalten, nach dem Beyspiele der vortrefflichsten Schriften der alten Griechen und Römer auf die spätesten Nachkommen gebracht zu werden.

Er verdienet folglich ins besondere, daß man bey Zeiten auf seine Geschichte, sein Schicksal, seine verschiedene Auflagen, deren Abweichungen und Uebersetzungen ein Augenmerk richte; Und man hat in dieser Betrachtung zu hoffen, daß das gegenwärtige Vorhaben mit Beyfall werde aufgenommen werden.

Erster

Erster Abschnitt.

Von der ersten französischen Ausgabe.

§ 1.

Die erste und richtigste französische Originalausgabe ist unstreitig diejenige, welche in dem Haag, bey Johann van Düren, zu Ende des Septembers 1740 heraus kam. Die Aufschrift, oder der Titel lautete also: Anti-Machiavell, ou Examen du Prince de Machiavell, avec des Notes Historiques & Politiques. 8. la Haye, chez Jean van Duren.

§ 2.

Der Herr von Voltaire, welcher von dem hohen Verfasser die Erlaubniß erhalten hatte, die Herausgabe zu besorgen, hielt sich damals zu Brüssel auf, von da er, durch Briefe, den ersten Verlag dem itzt besagten Buchhändler, Johann van Düren, antrug. Da diese Briefe verschiedene Umstände enthalten, woraus man so wohl den hohen Verfasser des Anti-Machiavells, als auch die erste ächte, und nachhero geänderten Auflagen kennen und unterscheiden lernet; so wird nicht undienlich seyn, einen Auszug aus denselbigen hier beyzufügen.

Auszug aus des Herrn von Voltairs Briefen.

Erster Brief, den 1 Junii 1740.

§ 3.

„Ich habe eine sonderbare Handschrift von „einem der vornehmsten Männer in Europa in

„Händen: Es ist eine Art der Widerlegung von „Machiavells Fürsten, von Kapitel zu Kapitel. „Das Werk ist voller wichtigen Sachen und freymüthigen Betrachtungen, welche die Neubegierde „des Lesers reizen und den Vortheil des Buchhändlers befördern. Man hat mir aufgetragen etwas „weniges darinnen zu verbessern und es drucken „zu lassen. Ich werde ihnen das in Händen habende Exemplar übersenden, mit der Bedingung, „daß sie es in Brüssel abschreiben lassen, oder aber, „mir mein Manuscript wieder zurück senden. Ich „will eine Vorrede beyfügen, und von ihnen nichts „weiter verlangen, als, daß sie es sauber drucken „lassen, und davon zwey Dutzend Exemplare, prächtig in Corduan gebunden, an denjenigen deutschen „Hof senden, den man ihnen anzeigen wird; und „außer dem noch zwey Dutzend in französischen „Band, vor mich. Allein ich wollte, daß der Machiavell entweder italiänisch oder französisch, der „Widerlegung zur Seite beygedruckt würde, alles „mit schöner Schrift und breitem Rande.

„Ich erfahre den Augenblick, daß drey kleine „Bücher wider des Machiavells Fürsten gedruckt „sind. Das erste ist der Anti-Machiavell; das „zweyte, *Discours d'Etat contre Machiavell*, und „das dritte *Fragments contre Machiavell* *).

„Es kommt nun darauf an, mein Herr, daß „sie diese drey Bücher aufsuchen, und mir zuschicken.

*) s. das Leben Machiavells, welches dieser neuen Auflage vorgesetzet ist.

„ken. Wenn sie nicht zu finden sind, wird man „sie leicht entbehren können. Ich glaube nicht, „daß das mir aufgetragene Werk dieser kleinen „Beyhülfe benöthigt sey.

Zweyter Brief, den 5 Junii 1740.

„Es ist nöthig, mein Herr, daß sie mir auf „das geschwindeste und deutlichste antworten. „Wenn sie wüßten, von welcher Hand das Ma„nuscript ist, so würden sie mir ganz besondern „Dank wissen, und nicht einen Augenblick anste„hen, davon Nutzen zu ziehen. Dieses ist alles, „was mir erlaubt ist, ihnen zu sagen ꝛc.

Dritter Brief, den 13 Jun. 1740.

„Ich glaube, es werde ihnen recht seyn, mein „Herr, daß ich dasjenige, so ich von der Widerle„gung des Machiavells abschreiben lassen, ihnen „mit der Post sende. Ihr Nutzen erfordert, daß „sie solche ohne Zeitverlust drucken lassen. Ich „rathe ihnen noch, daß sie die zwey Dutzend Exem„plare, so sie nach Deutschland schicken sollen, auf „das beste und größeste Papier abdrucken lassen; „Und um sie nicht in der Ungewißheit zu lassen, „so ist die Aufschrift des Paquets an . . . zu „eignen Händen. Dieses wird ihnen, allem „Ansehen nach, außer einem Geschenke, die Eh„re . . . . . zuwege bringen. Unterlassen sie „demnach nicht, den schönsten Corduan zu dem „Bande zuzubereiten, worauf alsdenn das Wap„pen kommt.

„Versäumen sie keinen Augenblick bey dieser „Auflage: Das übrige folget gleich nach. Drucken sie zur Seite den Text von der Uebersetzung des Machiavells Fürsten, durch „Amelot de la Houssaye, und dieselbigen Anschriften der Kapitel. Inzwischen schicken sie mir, mein Herr, ein Exemplar von dieser Uebersetzung, um mich bey Verfertigung der Vorrede *) darnach richten zu können.

Vierter Brief, den 15 Jun. 1740.

„Ich sende ihnen heute, mein Herr, Exemplar, bis zu dem funfzehenden Kapitel; und glaube, sie werden mir danken, daß ich ihnen ein solches Werk verschaffet habe. Ich wiederhole nochmals, bey dem Drucke nichts zu sparen, damit er ihnen so viel Ehre bringe, als das Buch seinem hohen und verehrungswürdigen Verfasser, wer er auch sey, machen wird.

Fünfter Brief, den 19 Junii.

„Sie werden, mein Herr, 18 Kapitel des „Anti-Machiavells erhalten haben. Heute sende ich ihnen das 19. 20 und 21. Es sind derer „nur 26; folglich haben sie keine Zeit zu verlieren.

„Es

*) Diese Vorrede, so wie sie vor der itzigen Auflage stehet, wurde erst den 24 Augusti an den Verleger gesandt, ob sie schon der Herr von Voltaire vom 24 Junii datiret; Er hat sie auch vor seine umgeschmolzene Ausgabe gesetzt, iedoch mit denen dazu dienlichen Veränderungen und Zusätzen.

„Es ist ein Buch, welches auf ewig von allen „Staatsleuten und Ministern wird gelesen wer„den. Uebrigens, verschweigen sie das Geheim„niß, so wie ich den hohen Verfasser des Werks „verschweige *).

Sechster Brief, den 23 Junii.

„Anbey kommt das 22 und 23ste Kapitel. „Ich erwarte die drey letzten mit Ungeduld. Je „öfter ich dieses Werk lese, ie besser urtheile ich „von dem großen und beständigen Beyfalle, den „es haben wird, und desto glücklicher schätze ich „mich, zu dessen Bekanntmachung etwas beyzu„tragen. Sie sollten schon mit dem Druck ange„fangen haben. Sie müssen in dem Haag das „Wapen des ..... der dieses Werk in seinen „Schutz zu nehmen geruhen will, und dem sie die „zwey Dutzend Exemplare schicken sollen, stechen „lassen. Uebrigens werde ich ihnen anzeigen, an „wen sie gerade überschickt werden können; ich „glaube, daß es an ..... seyn wird, und daß ich „ihnen keinen üblen Dienst werde geleistet haben, „wenn sie bey dieser Gelegenheit die Bibliothek „Sr. ... werden versehen können.

Siebender Brief, den 27 Junii.

„Ich überschicke ihnen das Ende des Werks. „Weil sie des Amelots Uebersetzung haben; so „unterlassen sie nicht, selbige meinem Verfasser

*) Der Heer von Voltaire hat es bald hernach selbst überall ausgebreitet.

„Versäumen sie keinen Augenblick bey dieser „Auflage: Das übrige folget gleich nach. Drucken sie zur Seite den Text von der Uebersetzung des Machiavells Fürsten, durch „Amelot de la Houssaye, und dieselbigen Aufschriften der Kapitel. Inzwischen schicken sie mir, „mein Herr, ein Exemplar von dieser Uebersetzung, „um mich bey Verfertigung der Vorrede *) darnach richten zu können.

Vierter Brief, den 15 Jun. 1740.

„Ich sende ihnen heute, mein Herr, Exemplar, bis zu dem funfzehenden Kapitel; und glaube, sie werden mir danken, daß ich ihnen ein solches Werk verschaffet habe. Ich wiederhole „nochmals, bey dem Drucke nichts zu sparen, „damit er ihnen so viel Ehre bringe, als das Buch „seinem hohen und verehrungswürdigen Verfasser, wer er auch sey, machen wird.

Fünfter Brief, den 19 Junii.

„Sie werden, mein Herr, 18 Kapitel des „Anti-Machiavells erhalten haben. Heute sende ich ihnen das 19. 20 und 21. Es sind derer „nur 26; folglich haben sie keine Zeit zu verlieren.

„Es

*) Diese Vorrede, so wie sie vor der itzigen Auflage stehet, wurde erst den 24 August an den Verleger gesandt, ob sie schon der Herr von Voltaire vom 24 Junii datiret; Er hat sie auch vor seine umgeschmolzene Ausgabe gesetzt, iedoch mit denen dazu dienlichen Veränderungen und Zusätzen.

„Es ist ein Buch, welches auf ewig von allen „Staatsleuten und Ministern wird gelesen wer„den. Uebrigens, verschweigen sie das Geheim„niß, so wie ich den hohen Verfasser des Werks „verschweige *).

Sechster Brief, den 23 Junii.

„Anbey kommt das 22 und 23ste Kapitel. „Ich erwarte die drey letzten mit Ungeduld. Je „öfter ich dieses Werk lese, ie besser urtheile ich „von dem großen und beständigen Beyfalle, den „es haben wird, und desto glücklicher schätze ich „mich, zu dessen Bekanntmachung etwas beyzu„tragen. Sie sollten schon mit dem Druck ange„fangen haben. Sie müssen in dem Haag das „Wapen des ..... der dieses Werk in seinen „Schuz zu nehmen geruhen will, und dem sie die „zwey Dutzend Exemplare schicken sollen, stechen „lassen. Uebrigens werde ich ihnen anzeigen, an „wen sie gerade überschickt werden können; ich „glaube, daß es an ..... seyn wird, und daß ich „ihnen keinen üblen Dienst werde geleistet haben, „wenn sie bey dieser Gelegenheit die Bibliothek „Sr. ... werden versehen können.

Siebender Brief, den 27 Junii.

„Ich überschicke ihnen das Ende des Werks. „Weil sie des Amelots Uebersetzung haben; so „unterlassen sie nicht, selbige meinem Verfasser

*) Der Heer von Voltaire hat es bald hernach selbst überall ausgebreitet.

„beyzudrucken. Meine Vorrede kömmt vor Ame„lots und Machiavells Vorrede zu stehen, und „wird die Einrichtung des ganzen Buchs an„zeigen.

Achter Brief, den 3 Julii 1740.

„Die Vorrede ist ganz fertig, und ich erwar„te nur die nöthige Einwilligung, um sie ihnen „zu senden. Wo sie verlangen, eine Bibliothek „zu bedienen, welche eine der schönsten in Europa „seyn wird, so müssen sie den Druck mit großem „Fleiße fortsetzen.

Neunter Brief, den 8 Julii.

„Nun geht es wohl von statten. Säumen „sie sich nicht, aber daß ihr Corrector ein wenig „aufmerksamer sey. Uebrigens, mein Herr, ver„lieren sie nicht einen Augenblick, damit das Werk „zu einer bequemen Zeit demjenigen übereichet „werden könne, dem es bestimmet ist. Es ist „nicht nöthig, dessen Wappen auf den Band zu „setzen; ein sauberer Corduan, mit einem Gold„faden, ist genug. Ich erwarte die Vorrede zu„rück, damit ich sie ihnen senden könne.

Zehender Brief, den 10 Julii 1740.

„Ich erhalte so eben ein großes Paquet mit „Verbesserungen, Zusätzen und Noten *) Ich „werde alles abschreiben, und es ihnen zuschicken. „Indessen fahren sie mit dem Drucke nicht wei„ter

*) Man hat bis itzo diese Noten nicht zu sehen bekommen.

„ter fort, bis mein Paquet überkommen seyn „wird. Die Noten fangen sich bey dem fünften „Kapitel an. Haben sie die Gütigkeit, mein Herr, „und schicken mir das fünfte und zehende Kapitel „zurück, ohne welche ich nichts einrichten kann. „Ich werde alles so zeitig fertig schaffen, daß sie „nicht einen Augenblick darauf warten sollen. Ich „muß denen Befehlen, die ich erhalte, aufs genaue„ste nachkommen, und bitte sie, sich mit mir dar„nach zu achten, damit weder sie, noch ich, einige „Verweise verdienen.

„Sollte das fünfte Kapitel, welches geändert „werden muß, schon gedruckt seyn; so habe ich Be„fehl ihnen alle Kosten zu bezahlen, und wenn in „der Folge des Werks einige Blätter umgedruckt „werden müssen, werden sie dafür besonders be„zahlt.„

Eilfter Brief, den 20 Aug. 1740.

„Ich schicke ihnen, mein Herr, angeschlosse„nes Verzeichniß *) von dem was in dem Manu„script geändert werden muß. Sie werden leicht „wahrnehmen, wie nöthig diese Aenderung „gewesen, die ich gemacht habe.„

§ 4.

Der Buchhändler van Düren, dem diese häufige Veränderungen in dem Manuscripte nicht anstunden;

*) Man findet nicht nöthig, dieses Verzeichniß hier einzurücken, weil alle Veränderungen, Abweichungen, Lesarten ꝛc. in dieser unsrer neuen Auflage unter dem Texte richtig angezeiget werden.

ſtunden; noch weniger aber zugeben wollte, daß der Herr von Voltaire einiges daraus nehmen, oder etwas anders hinzu ſetzen ſollte, ließ ſein erhaltenes Original von Wort zu Wort abdrucken, und lieferte demnach bald darauf die wahre und ächte Ausgabe des Anti-Machiavells, unter dem Anfangs bemerkten Titel. Eben dieſe Auflage erſchien faſt zu gleicher Zeit, und ohne die geringſte Veränderung, als nur mit einem umgedruckten Titelblatte, worauf ſtatt la Haye, à Londres, chez Guillaume Meyer, ſtund.

Zweyter Abſchnitt.

Von der Ausgabe des Herrn von Voltaire.

§ 1.

Der Herr von Voltaire war ſo wenig mit dieſer erſten Auflage des van Düren zufrieden, und es war ihm ſo viel daran gelegen, daß die Veränderungen in dem Manuſcripte, die ihm zugeſchicket worden, oder die er für ſich hinzugethan, beobachtet würden, daß er dieſerhalb von Brüſſel nach dem Haag gieng, um entweder dieſe Auflage gänzlich zu unterdrucken, oder aber eine neue nach denen gemachten Aenderungen zu beſorgen.

§ 2.

Die Auflage des van Düren war aber ſchon aus der Preſſe, und wurde überall mit der größten Begierde aufgenommen, ohngeachtet man damals weder den Verfaſſer, noch den Herausgeber

des

des Anti-Machiavells kannte. Der Herr von Voltaire lieferte also zwey Monate nach der ersten Ausgabe eine neue, welche auf seine eigene Kosten in dem Haag gedruckt, und von der ersten merklich unterschieden war. Der Titel war erstlich: Anti-Machiavell, ou Essai de Critique sur le Prince de Machiavell; und sodann waren die Aufschriften der Kapitel mehrentheils geändert. Was aber den größten und merklichsten Unterscheid unter diesen beyden Auflagen machte, fand sich im Werke selbst, wo man häufige Stellen antraf, die in der ersten Ausgabe gar nicht befindlich waren; andre hingegen vermißte, die man in der erstern gelesen hatte, außer einer Menge verschiedener und ganz andrer Lesarten.

§ 3.

Der Herr von Voltaire versicherte iedoch, daß dieses die ächte Ausgabe sey, die er mit Genehmhaltung des hohen Verfassers, und mit aller Sorgfalt, nach dem wahren Originale abdrucken lassen. Außer seiner schönen Vorrede, welche nun zum erstenmal dieser deutschen Uebersetzung vorgesetzet ist, hat er eine besondre Nachricht angehänget, welche wir hier mit einrücken müssen.

Nachricht des Verfassers.

„Da diese Auflage fast zu Ende gedruckt „war, erschienen zwo andre: auf der einen stehet „London, bey Wilhelm Meyer, auf der an„dern Haag, bey Johann van Düren. Sie „sind

„sind von dem Originalmanuscripte sehr unter-
„schieden, welches aus folgenden sehr leicht zu er-
„kennen ist:

„1. In diesen beyden Auflagen ist der Titel:
„Anti-Machiavell, oder Prüfung der Re-
„geln Machiavells ꝛc. und in der unsrigen:
„Anti-Machiavell, oder Versuch einer Cri-
„tik über Machiavells Fürsten.

„2. In besagten Auflagen ist die Aufschrift des
„ersten Kapitels: Von den unterschiedenen
„Gattungen der Fürstenthümer, und wie
„man dazu gelangen könne, und in der unsri-
„gen: Von den verschiedenen Regierungs-
„formen, und wie man ein Oberherr wer-
„den könne. Das zweyte Kapitel besagter Aufla-
„gen führet die Aufschrift: Von erblichen Für-
„stenthümern; und die unsrige: Von erbli-
„chen Staaten.

„Es sind übrigens in diesen angezeigten Aufla-
„gen die wichtigsten Stellen ausgelassen, und an-
„dre untergeschoben; außer einer großen Menge
„Druckfehler. Ich bitte dahero die Buchhänd-
„ler, welche besagte Auflagen besorget haben, daß,
„wenn sie dieses Buch wieder auflegen lassen, sie
„sich in allen Stücken nach dem itzigen Abdrucke
„richten mögen.

In der Vorrede selbst sagt der Herr von Voltaire noch: „Daß, da der Verfasser ihm die
„Ehre erwiesen, und sein Manuscript zugesandt;
„er es für eine Schuldigkeit erachtet habe, um die
„Erlaubniß zum Druck zu bitten; Man habe sich

„um

„um die Wette um Abschriften bemühet; es wä„ren deren bereits viele fehlerhafte herumgegan„gen, und das Werk würde verstümmelt erschie„nen seyn, wenn er sich nicht die Mühe gegeben „hätte, davon diesen richtigen Abdruck zu liefern; „und hoffe er, daß die Buchhändler, denen er da„mit ein Geschenke mache, sich nach selbiger rich„ten würden.„

Zuletzt fügte er noch folgendes hinzu:

NB. Ich Endes Unterschriebener habe das Originalmanuscript bey Herrn *Cyrill le Petit*, Prediger an der französischen Kirche in dem Haag, niedergelegt; welches Originalmanuscript in allem mit dem Buche, so betitelt: Versuch einer Critik übern Machiavell, gleichlautend ist: Eine iede andre Auflage ist mangelhaft, und die Buchhändler haben sich in allem nach der gegenwärtigen zu richten. Haag, den 12 Octobr. 1740.

F. de Voltaire.

§ 4.

Der Unterschied dieser Auflagen war in der That sehr wichtig, und man konnte leicht wahrnehmen, daß sie nicht nach einerley Manuscript abgedruckt worden. Indessen konnte man auch nicht begreifen, durch was für einen Zufall eine Abschrift

in

in die Hände des Buchhändlers van Düren gekommen wäre? Der Herr von Voltaire, der auf sich genommen hatte, einen richtigen Abdruck zu liefern, sollte dieser wohl zugegeben haben, daß man sein Original abschreibe, und davon einen so unrichtigen und unterschiedenen Abdruck machte? Der Unterschied war merklich, aber man wußte einige Zeit nicht, welche von beyden Auflagen die ächte sey? der Herr von Voltaire, hatte, als Herausgeber die Muthmaßungen vor sich, daß er die seinige nach dem wahren Originale abdrucken lassen. Viele andre französische Auflagen, die bald darauf in Amsterdam, in Coppenhagen, und in Göttingen, zum Vorschein kamen, trafen mit der Voltairischen genau überein; und die erste Haagische, welche in ganz kurzer Zeit dreymal aufgelegt worden, wurde dennoch gesucht und hervor gezogen. Die einzige Vorstellung, daß von diesem Werke noch eine andre Ausgabe sey, die etwas mehr enthielte, als diejenige, so man bereits besaß, erweckte eine Begierde darnach. Diejenigen, so des van Düren Ausgabe besaßen, waren iedoch nicht versichert, den wahren Abdruck des Anti-Machiavells zu haben; und die, so sich die Voltairische angeschaffet, fanden, daß sie nicht alles hatten, was in der van Dürischen stund.

Dritter Abschnitt.

Sammlung einiger Schriften, die verschiedenen französischen Ausgaben des Anti-Machiavells betreffend.

I.

Vorbericht des Buchhändlers, Johann van Düren, zu der neuen Ausgabe des Anti-Machiavells, in 2 Bänden, 8. 1741.

Das heftige Verlangen des gemeinen Wesens nach diesem Werke, ist für mich ein billiger und triftiger Bewegungsgrund, diese neue Ausgabe mit allem dem zu bereichern, was sie schöner, wichtiger und vollständiger machen kann.

Seine Aufmerksamkeit schien einige Tage getheilt zu seyn, zwischen den beyden Originalauflagen, welche ich getreulich nach dem Manuscript und nach dem Verlangen des Verfassers, vermöge meiner Verbindlichkeit, abdrucken lassen; und zwischen derjenigen, welche der Herr F. von Voltaire mit seinen gemachten Veränderungen herauszugeben, vor gut befunden habe. Sein Name und die öffentliche Zueignung, die er sich von dieser neuen Auflage gemacht, mußte freylich diejenigen Anfangs in Verwirrung setzen, welche den Nachdruck von dem Original unterscheiden wollten; und es waren nur allein Personen von einer richtigen und aufgeheiterten Urtheilungskraft im

Stande, die Wahrheit zu ergreifen, und nach einer unparteyischen Prüfung ihr Urtheil zu bestimmen.

Einige haben sich die Mühe gegeben, beyde Auflagen Columenweis abzuschreiben, um den Unterscheid besser zu finden. Bey dem allen diente diese Arbeit zu nichts, als zu zeigen, worinn der Unterscheid bestund; und diese Hinderniß war leicht zu heben. Es entstund aber eine wichtigere, nämlich, welche von beyden Auflagen die wahre oder ursprüngliche sey. Wie könnte man aber diesen Zweifel auflösen, ohne unwidersprechliche Beweisthümer zu haben? Es gab Leute, welche sich daher berechtiget zu seyn glaubten, zu versichern, daß die beyden Originalausgaben, die ich geliefert habe, erschlichen wären, wie aus den folgenden Schriften dieser Sammlung zu ersehen ist.

Außerdem, hatte der Herr F. von Voltaire diejenigen auf seiner Seite, welche, vermöge des Amts, das sie sich selbst gegeben, das gemeine Wesen von dem Ursprunge und Fortgange der Werke, die seiner Aufmerksamkeit würdig sind, unterrichten sollen. Sie haben ihren Ausspruch zum Vortheil des Herrn F. von Voltaire gefället, und dieser durch ein Urtheil, davon sie den Grund und den Beweis anzugeben, sich überhoben haben. Es ist auch nicht ganz unmöglich, daß diese Artikel fremde Stücke gewesen, die von dem Herausgeber, oder seinen guten Freunden eingeschicket worden. Das gemeine Wesen, welches dergleichen schon gewohnt ist, lässet sich selten hinterge-

ergehen: Allein diejenigen, so sie annehmen und ihren Blättern einverleiben, ohne zu sagen, daß es Stücke von fremder Hand seyn, müssen davor stehen, und sind ihren Lesern um so viel mehr eine Erläuterung schuldig, da sie sich den Ausspruch selbst zueignen. Dieser Ausspruch kommt nur Richtern zu: Sie aber sind es nicht, sondern die Welt ist Richter; sie sind aufs höchste nur Berichtserstatter, zu deren Bedienung nichts nöthiger ist, als Treue, Uneigennutz und Redlichkeit.

Was iedoch den Irrthum derjenigen, die sich in der Wahl der Originalauflagen betrogen haben, entschuldigen kann, ist dieses, daß noch nicht iedermann von der Erklärung des Verfassers unterrichtet gewesen.

Ein vor mich so günstiges, und vor den Herrn F. von Voltaire so ansehnliches Orakel, hat mir nicht die Freyheit gelassen, mich den Befehlen, die dieser Poet den Buchhändlern gegeben, zu unterwerfen; daß sie nämlich der Abschrift, die seiner Auflage statt des Originalmanuscripts gedienet, folgen sollen. Man merket wohl, daß ich die gebilligte Originalauflage, der umgegossenen des Herrn von Voltaire vorziehen müssen. Allein, zugleich, um allen möglichen Gebrauch von der Arbeit dieses Herausgebers zu machen, habe ich unter dem ächten Anti-Machiavell, auf ieder Seite, in der Art von Varianten, die umgeschmolzene Auflage beygefüget, so, daß, da iede in gleicher Abtheilung stehet, man sie leichter gegen einander halten, und bis auf den kleinsten

Unterscheid, in einem Augenblicke wahrnehmen könne.

Ob nun zwar über die wahrhaftige Urschrift, der ich gefolget bin, nicht der geringste Zweifel übrig ist; So hoffe ich doch, der Leser werde mit Vergnügen die Beweisgründe sehen, die ich davon, bereits vor meiner Ausgabe, in Händen gehabt. Dahin gehören die Briefe des Herrn von Voltaire *), welche, als eine Historie des Manuscripts dienen können.

II.

Anderweitige Nachricht des Buchhändlers van Düren.

Viele Personen wissen, zum Theil, was in Ansehung dieser Ausgabe vorgegangen ist, aber fast alle sind auf verschiedne Art davon unterrichtet; und nur wenige wissen es recht. Einige haben so gar verhaßte Beschuldigungen ausgestreuet, als wenn ich zugelassen hätte, daß man etwas aus dem Originale genommen, und etwas anders davor hinein gebracht hätte; welches in der That sehr sträflich gehandelt wäre, weil das Manuscript eines Schriftstellers, von dem Buchdrucker, als ein unverletzliches und geheiligtes Pfand muß geachtet werden. Dahero sind auch diejenigen Personen, welche mir diese Verfälschungen

*) Siehe den ersten Abschnitt dieser Historie.

gen aufgebürdet, in einem Irrthume, den ich ihnen ganz leicht benehmen kann.

Ich könnte nur sagen, daß man in meinem Hause die Richtigkeit der Ausgabe mit dem Manuscript untersuchen und finden könne. Allein die Beschuldigung ist bekannt und ernsthaft: ich kann mich demnach nicht entbrechen, die unumstößlichen Beweisthümer, die mich rechtfertigen, bekannt zu machen, zumal ich von dieser Nothwendigkeit, selbst von Journalisten, die mit dem Herrn F. von Voltaire in genauem Vernehmen stehen, belehret worden bin.

III.

Briefe des Herrn H. D. S. *) an den Verleger, J. van Düren.

Man sagt, daß bald eine vierte Auflage des Anti-Machiavells erscheinen werde: Sie kömmt, ohne Zweifel, von ihnen, und ich wünsche ihnen wegen des guten Abganges dieses Buches Glück. Vermuthlich werden sie dem gemeinen Wesen von der Historie des Manuscripts Nachricht geben; denn es ist ihnen nicht unbekannt, daß man ihnen einige verhaßte Veränderungen, die in diesem Werke vorgenommen worden, zur Last leget, und daß man sie aller Orten verunglimpfet. Ich zweifle nicht, es werde ihnen ein leichtes seyn,

*) Heinrich Du Sauzet, Buchhändler in Amsterdam und Verfasser der Bibliotheque Françoise.

ſich zu rechtfertigen. Bey einem ſolchen Vorfalle, würde ich es nicht unterlaſſen, wenn ich unſchuldig wäre ꝛc. Amſterdam, den 12 Dec. 1740.

IV.

Deſſelben zweyter Brief.

Was ich ihnen geſchrieben, mein Herr, iſt nicht in der Abſicht geſchehen, ihnen Verdruß zu machen, ich bin auch überzeugt, daß ſie die denen, in dieſem Buche vorgenommenen Aenderungen nicht den geringſten Antheil haben. Allein man könnte einigen Grund haben, es zu glauben, da der Herr von Voltaire nöthig erachtet hat, es auf ſeine Koſten wieder drucken zu laſſen. Er zeigt zwar keine andre Veränderungen an, als die nur wenig weſentliches haben: Wenn man aber ſeine Auflage mit den ihrigen zuſammen hält, ſo findet man deren allerdings einige. Sie verlangen, daß ich ihnen auch nur eine einzige verfälſchte Stelle anzeigen ſolle: Hier iſt ſie; iedoch bloß in der Abſicht, ſie zu vergnügen:

In dem ſechſten Kapitel, auf der 57 Seite ihrer Auflage, lieſet man: Sind nicht drey bis vier Jüden, die ſich vor den Meßias ausgegeben, hingerichtet worden? ꝛc. Man findet dagegen in der Auflage des Herrn von Voltaire: Sind nicht drey bis vier Jüden, die ſich ſeit der Zerſtörung Jeruſalems für den Meßias ausgegeben, hingerichtet worden?

den? ꝛc. Man merket wohl, warum man die Worte, seit der Zerstörung Jerusalems, ausgemerzet *) hat, und ich werde über diese Stelle keine Auslegung machen. Halten sie nur selbst die verschiednen Auflagen gegen einander; so werden sie eine Menge Veränderungen und Verfälschungen finden. Man hat wenigstens Grund zu glauben, daß sie nach einem verfälschten Manuscripte, und nicht wie es aus den Händen seines Hohen Verfassers gekommen, gedruckt haben. Und da solches der Herausgeber ausdrücklich sagt; warum sollten ihm andre nicht nachsprechen? Dem sey, wie ihm wolle, das Buch gehet gut ab, da sie bereits an der dritten Auflage sind, und ich wünsche ihnen dazu Glück ... Amsterdam, den 22 Dec. 1740.

V.

Vorbericht, welcher der zweyten Partie des 32 Theils der *Bibliotheque Françoise* vorgesetzet ist.

Der Verleger dieser Bibliothek erachtet sich verbunden, hierdurch anzuzeigen, daß es ohne seinem Vorbewust geschehen, daß Herr van Düren, Buchhändler in dem Haag, die an ihn geschriebenen zween Briefe drucken lassen, und damit die Sammlung der unnützen Stücke, welche sich

*) Diese Worte sind nicht ausgemerzet worden, sondern in dem Originale, das der Herr von Voltaire geliefert, nicht befindlich.

bey der letzten Auflage des Anti-Machiavells in 2 Bänden in 8. befinden, vergrößert hat. Er kann diejenigen, welche glauben möchten, er billige die Aufführung des Haagischen Buchhändlers, nicht besser aus dem Irrthume bringen, als wenn er nachstehenden Brief, den er ihm wegen eines so unhöflichen und gehäßigen Verfahrens, zu schrieben, bekannt machet.

Brief an Herrn Johann van Düren, Buchhändler in dem Haag, durch *H. du Sauzet*, d. d. Amsterdam, den 4 April 1741.

Ich habe ihre neue Auflage des Anti-Machiavells erhalten, und mit der größten Verwunderung gesehen, daß sie die zween Briefe, die ich im Monat Decembr. an sie geschrieben, derselben ganz unnöthig beydrucken lassen. Erlauben sie mir ihnen zu sagen, daß dieses Verfahren einem artigen Manne übel anstehet, und ich darüber sehr empfindlich bin. Warum muß ich in den Streit, den sie mit dem Herrn von Voltaire haben, gemischet werden? da sie doch in Ansehung ihres Buchs, mit meinem Journale ganz wohl zufrieden seyn können, weil man außerdem nicht unterlassen haben würde, die freyen und ungebührlichen Stellen zu bemerken, die in Menge darinnen anzutreffen sind, und die sie so sorgfältig beyzubehalten, für gut befunden haben. Sie haben es sehr wohl getroffen zu beweisen, daß sie nach einer geänderten und verfälschten Abschrift gedruckt haben, und niemand wird hieran zweifeln.

feln. Meines Orts, kann ich nicht glauben, daß ein solches Werk aus der Feder desjenigen hohen Verfassers geflossen sey, dem man es zuzuschreiben sich unterfängt; Derselbe hat viel zu viel Religion und Redlichkeit. Ein Mann von grossem Ansehen an einem fremden Hofe, schrieb mir neulich folgendes von ihnen, da er von einem andern Buch ihres Verlags redete: **Der Herr van Düren hätte auch den Druck des Anti-Machiavells gar wohl unterlassen können: Es sind darinnen die größten Anzüglichkeiten wider solche Fürsten enthalten, die wegen ihrer Verdienste verehrungswürdig sind, wenn sie es auch nicht wegen ihres erhabnen Ranges wären.**

Uebrigens finde ich in den Berlinischen Zeitungen dasjenige ganz und gar nicht, was sie darinnen zu finden vermeynen. Man redet zwar in selbigen nur von ihrer Auflage; allein man sagt nicht, daß sie besser, als die andre sey. Wenn es auch wäre, so ist der Ausspruch eines Zeitungsschreibers nicht von solchem Gewichte, daß verständige Leute darauf bauen sollten. Es stehet ihnen frey, mein Herr, diesen Brief bekannt zu machen, wenn sie es vor gut befinden.

Man könnte künftig in diesem Journale des Anti-Machiavells noch ferner gedenken; Allein, wenn man bekennet, daß in diesem Buche gute Sachen enthalten, so wird man auch dessen Fehler nicht verhehlen.

Anmerkung über diese Briefe.

Man wird sich leicht überreden, daß Mr. du Pauzet so wenig geschickt sey, den Anti-Machiavell zu beurtheilen, als der Abt St. Pierre. Ersterer möchte damit zu entschuldigen seyn, daß er, als neu bestellter Agente von dem Lüneviller Hofe, seinen Amtseifer wollen sehen lassen, da er sich eingebildet, der König Stanislaus habe seiner Vertheidigung nöthig.

Vierter Abschnitt.

Einige Urtheile, welche über den Anti-Machiavell gefället worden.

I.

In der *Nouvelle Bibliotheque*, Monat November, 1740 heißt es:

Machiavell gab seinen Fürsten ohngefähr im 1515 Jahr heraus, und eignete solchen dem Lorenz von Medicis, Enkeln des Pabsts Leons des X zu. Dieser Pabst verdachte es dem Machiavell so wenig, daß er die Bosheit der Menschen in ein Lehrgebäude gebracht, daß er ihn vielmehr anspornte, noch andre Schriften zu verfertige.

Adrian der VI und Clemens der VII hielten das Buch hoch. Clemens der VII verwilligte dem Verfasser ein Privilegium, welches den 23 August 1531 gegeben ist. Zehen auf einander

folgende Päpste erlaubten den Verkauf von Machiavells Fürsten, in der Zeit, da die vortrefflichsten moralischen Bücher in dem Indice expurgatorio stunden. Endlich verbot Clemens der VIII dieses gefährliche Buch, da es nicht mehr Zeit war, und es sich gleichsam durch die Verjährung allgemein gemacht hatte.

Es erscheinet endlich, nach mehr als zwey hundert Jahren, eine förmliche Widerlegung dieses Werks.

Der Herr von Voltaire, als Herausgeber dieser Widerlegung, giebt uns in seiner Vorrede zu verstehen, daß der Verfasser von sehr hohem Range sey, und in einem großen Posten stehe. Unser Amt, als Journaliste, bestehet nur darinnen, daß wir dem gemeinen Wesen von denjenigen Werken, die ihm angenehm und nützlich seyn können, Rechenschaft geben. Wir wollen also keinen verbotenen Blick in dasjenige werfen, was man unsern Augen zu entziehen vor nöthig erachtet hat. Wenn es aber wahr ist, was man zu sagen beginnet, daß ein Fürst Verfasser dieses Werks sey, so sey es uns verstattet, dem Himmel zu danken, daß er dergleichen Meynungen einem Menschen eingeflößet hat, der gesetzt ist, das Glück andrer Menschen zu befordern.

Es ist uns kein einziges moralisches Buch bekannt, das mit diesem, so wir itzt ankündigen, in Vergleichung käme. Die meisten andern Bücher können gute Bürger zuwege bringen. Aber wo sind die Bücher, die den Königen Unterricht

geben?

geben? Seit dem weisen Antonin hat man dergleichen in der Welt nicht gesehen. Man erlernet anders, wo seine Sitten einzurichten, oder als ein geselliger Mensch zu leben: Hier aber lernt man regieren.

Wir wünschen, daß alle Fürsten und alle Minister dieses Buch lesen mögen, weil wir das Wohl des menschlichen Geschlechts wünschen; wenn anders die Lesung eines guten Buches die Menschen besser machen kann, und wenn der Gift der Hölle nicht stärker ist, als diese heilsame Nahrung, die wir ihnen anrathen.

Der Vorbericht des Verfassers ist mit derjenigen wahren Beredsamkeit geschrieben, welche nur allein aus den Herzen fließen kann. Man lese daraus folgende Stelle:

„Wie bedauernswürdig ist nicht ein Volk, „wenn es von dem Mißbrauche der Gewalt eines „Fürsten alles zu besorgen hat; wenn sein Haab „und Gut dem Geize, seine Freyheit dem Eigensinne, seine Ruhe der Ehrsucht, seine Sicherheit „der Treulosigkeit, und sein Leben der Grausamkeit eines Fürsten ausgesetzet ist? Das ist der „traurige Abriß eines Staats, darüber ein solcher Fürst herrschet, als Machiavell ihn zu bilden „gedenket.“

Findet man sein Herz nicht von einer verehrungswürdigen Zärtlichkeit beweget, wenn man diese Worte lieset, und sollte man nicht seinen letzten Blutstropfen für einen Fürsten lassen, der so denket, der von den Fürsten eben so, als einer Pri-

vat-

Person redet, der mit uns gleiche Meynungen heget, und der also mit uns seine Stimme erhebet, um die Tyranney zu verabscheuen?

Was uns in Verwunderung setzet, ist die so reine Schreibart, der so schöne Gebrauch einer Sprache, welche, wie man sagt, die Muttersprache des Verfassers nicht ist. Viele Stellen haben uns mit so wohl ausdrückenden Worten geschrieben zu seyn geschienen, und das eigentliche Wort ist so oft in seinem rechten Gebrauche genommen, und an seinen behörigen Platz gesetzet worden, daß wir einige Zeit gezweifelt haben, ob das Werk einen Ausländer zum Verfasser habe. Um uns aber davon zu belehren, haben wir den Herausgeber selbst zu Rathe gezogen, und wir haben in seinen Händen den augenscheinlichen Beweis gesehen, daß diese Stellen, wovon wir reden, wirklich von der hohen Hand dessen seyn, von dem wir es anfänglich nicht glauben konnten.

Der Versuch der Critik über den Machiavell enthält eben so viel Kapitel, als das Werk dieses Italiäners, welches: Der Fürst, betitelt ist. Allein es ist nicht eine beständige Widerlegung, sondern es sind oft Betrachtungen, welche bey Gelegenheit der Gedanken des Italiäners angestellet worden. Man findet dabey tausend Exempel aus der alten und neuern Historie, eine starke und an einander hangende Beurtheilungy und durchaus die allerreinste Tugend und den Beweis, daß die beste Staatskunst sey, tugendhaft zu seyn.

Eine

Eine von den Stellen, die uns am meisten gerühret, ist folgende aus dem dritten Kapitel:

„Wenn dergleichen heftige Staatsveränderungen heutiges Tages unter den Christen seltner sind, so kommt es daher, weil die Grundsätze, die gesunden Sittenlehren anfangen gemeiner zu werden. Die Menschen haben ihren Verstand mehr aufgeklärt; sie sind nicht mehr so wild, als sie waren; und vielleicht hat man dieses den Gelehrten zu danken, welche ganz Europa menschlicher und feiner gemacht haben.„

Man sollte beym ersten Durchlesen dieser Stelle fast auf die Gedanken gerathen, daß sie ein Gelehrter geschrieben habe, um entweder die Neigungen, die man iederzeit gegen seine Handthierung heget, oder aber die natürliche Begierde, sie zu erheben, an den Tag zu legen. Allein es ist unstreitig, und wir sind vermöge des Zeugnisses unsrer eignen Augen, und nach der allersorgfältigsten Gegeneinanderhaltung überführet, daß es kein Gelehrter, kein gemeiner Philosoph sey, der also rede; sondern ein Mann, der in einem so hohen Range gebohren ist, in welchem man gemeiniglich die Gelehrten zu verachten, und als unnütze Leute in einem Staate zu betrachten pfleget, ja selbsten nicht einmal weis, daß sie in der Welt seyn.

Welche Gütigkeit und welche Großmuth herrschet nicht in dem ganzen Werke. Wie liebreich ist die in demselbigen geäußerte Tugend! Wie weit entfernt ist sie von dem pedantischen und störrischen Aberglauben, dem alles anstößig ist?

Wie

Wie bald verspüret man nicht, daß hier ein Mensch schreibet, der sich über den Menschen hinauf schwingen will, und kein Schullehrer ist?

Es ist wahr, es hat mehr als ein Fürst die Wissenschaften mit Schriften beehret, die auf die Nachwelt gekommen sind. Die Kaiser des Julianus, jenes gekrönten Philosophen, werden so lange im Andenken bleiben, als der gute Geschmack auf Erden herrschen; ob gleich dieses Buch nur eine sinnreiche Stachelschrift ist. Seine übrigen Schriften werden bey den Gelehrten in Hochachtung bleiben; allein die in jenen hergezeigte Tugend und Beredsamkeit sind zur Vertheidigung einer Sache angewandt, die wir mißbilligen. König Heinrich der VIII von England schrieb wider Luthern; aber man lieset weder den einen noch den andern. Jacob der I schrieb Bücher; aber seine Regierung so wenig, als seine Schriften, haben einen allgemeinen Beyfall erhalten. Gehen wir bis auf den Julius Cäsar zurück, so haben wir sein Trauerspiel, Oedipus, welches verlohren gegangen, und seine Bücher von dem gallischen Kriege, welche zwar ein Handbuch vor Kriegsleute, aber vielleicht weniger gelesen, als hochgeachtet sind. Bey dem allen ist es ein Werk eines ungerechten Bezwingers, und welches die Geschichte der von ihm verursachten Drangsalen so wohl, als seiner schönen Thaten enthält. Hingegen ist in dem Buche, so wir ankündigen, nicht eine Seite, welche nicht bestimmet

wäre,

wäre, die Menschen besser und glücklicher zu machen.

Der Verfasser eines Romans, Sethos betitelt, sagt, wenn ein Buch die Welt glücklicher machen könnte, so wäre es der Telemach. Es sey uns erlaubt zu sagen, daß in diesem Stücke der Anti-Machiavell den Telemach vielleicht weit übertreffe. Letzterer ist hauptsächlich für junge Leute geschrieben, der erste für Männer. Der artige und moralische Roman Telemach, ist ein Gewebe unglaublicher Begebenheiten; der Anti-Machiavell ist voller wahren, aus der Historie genommenen Exempel. Der Roman flößet eine fast bloße idealische Tugend ein; er stellet solche Regierungsformen auf, die sich nur für die fabelhaften oder so genannten abentheuerlichen Zeiten schicken. Er verlanget, zum Exempel, daß man die Bürger in sieben Klassen theilen solle; er giebet jeder Klasse eine unterscheidende Kleidung, er verbannet völlig die Verschwendung, welche jedoch die Seele eines großen Staats und der Grund des Handels ist. Der Anti-Machiavell flößet eine brauchbare Tugend ein; seine Grundsätze schicken sich für alle Regierungsformen in Europa. Endlich so ist der Telemach in derjenigen poetischen Prosa geschrieben, welcher niemand nachahmen muß, und die sich nur in der Fortsetzung der Odyssee anbringen lässet, welche einem griechischen Gedichte gleichet, das in französischer Prosa übersetzt ist.

Man

Man siehet hier eine gleichmäßige, aber muntre und vollständige Schreibart, die so männlich ist, wie es der ansehnliche Gegenstand, mit welchem sich der Verfasser beschäftiget, mit sich bringet. Je man trifft darinn alle diejenigen solche scharfsinnige Verbindungen der Gedanken an, als man nur immer von einem zärtlichen Herzen erwarten mag. Kurz, die Wahrheit äußert sich in dem Anti-Machiavell ohngekünstelt und ohne Umschweiffungen.

Wir wollen davon eine Stelle hersetzen, die uns in der That gerühret hat: „Fürsten, die zuvor Menschen gewesen, ehe sie Könige geworden, können sich dessen erinnern, was sie gewesen sind; und gewöhnen sich daher nicht so leicht an die Speise der Schmeicheley. Diejenigen aber, so ihre ganze Lebenszeit regieret haben, sind auch von Jugend auf mit Weihrauch genähret worden, wie die Götter; und sie würden vor Mangel der Nahrung sterben, wenn es ihnen am Lobe gebräche.„

Wir sind erstaunet, als wir im Anfange des XXV Kapitels die Gedanken von der Freyheit und Nothwendigkeit, welche eine tiefsinnige Erkenntniß so wohl der Metaphysik, als der Moral, zum Grunde setzet, antrafen; Und wir finden Ursache zu fürchten, daß das Vergnügen, welches bey uns daraus entstanden, uns gar übermeistern möchte, Damit man aber nicht denken möge,

möge, der Name des Verfaſſers, welchem dieſes Werk beygeleget wird, ſey allein Schuld daran; ſo können wir nicht umhin zu verſichern, daß wir unſer Urtheil auf die ſorgfältigſte Art geprüfet und bewährt gefunden haben. Zudem, ſo leben wir in einem freyen Lande, in welchem man von dem Herrn, welcher der Verfaſſer ſeyn ſoll, weder etwas zu hoffen noch zu fürchten hat. Endlich aber, ſo mag ein ieder Leſer bedenken, daß man uns nicht kennet, und daß wir billig gläuben, beſtändig im Verborgenen bleiben zu können; folglich, daß die Wahrheit auch aus dieſem Grunde unſre Feder geführet habe.

Die Herausgabe dieſes Werks betreffend; ſo ſind zwey Untergeſchobene vorhanden. Die Aufſchriften lauten alſo: Examen de Machiavell, ou Anti-Machiavell. Die eine trat zu London bey Meyern im Strande, und die andre in dem Haag, bey J. van Düren, ans Licht. Der Herr von Voltaire aber erkennet ſie keinesweges vor ächt, und man kann nicht läugnen, daß ſie voller Fehler und Verfälſchungen ſind; indem man wahrnimmt, daß an verſchiedenen Stellen mehr als zehen Zeilen weggelaſſen, und ein verkehrter Sinn davor geſetzet iſt. Wir erwarten daher die itzo unter der Preſſe befindliche fünfte Auflage; ingleichen die engliſche und italiäniſche Ueberſetzungen, womit man ſich bereits zu beſchäftigen anfängt. Gewiß, ein Buch wie der Anti-Machiavell, kann nicht genug gedruckt werden, indem

denn es allen Menschen zu allen Zeiten den besten Unterricht zu geben im Stande ist.

II.

In der *Bibliotheque raisonnée, Tom. XXV. P. 2.*

Dasjenige Werk, welches der Herr von Voltaire, als ein bloßer Herausgeber, auf seine Kosten hat drucken lassen, giebt der Welt gar deutlich zu erkennen, daß der Verfasser davon einen sehr erhabnen Geist haben müsse. Dieses Urtheil wird auch durch den allgemeinen Beyfall der Kenner bestätiget; ja, so bald dieses Werk im Haag zum Vorschein kam, sagte jedermann, es sey eine Ausarbeitung eines der größten Herren des Erdkreises. Diese Vermuthung ist zum wenigsten hernachmals nicht widerleget worden; sondern es schreibet vielmehr der berührte Herausgeber also:

„Ich glaube denen Menschen einen Dienst zu „erweisen, wenn ich den Versuch einer Cri„tik über den Machiavell ans Licht stelle. Der „hohe Verfasser dieser Widerlegung ist eine von „den großen Seelen, die der Himmel nur selten „bildet, um, durch ihre Lehren und Beyspiele, „das menschliche Geschlecht zur Tugend zu lei„ten ꝛc. *).

*) S. Herrn Voltaire Vorrede.

Diesem Berichte nach, ist man, meines Erachtens, befugt, einen Fürsten für den Urheber anzusehen, der seiner Geburt nach dazu bestimmet ist, daß sich die Menschen nach seinem Befehle und Exempel richten sollen. Es heißt von ihm, daß er sich in früher Jugend auf die Staatsklugheit geleget, und sich der Weisheit und Tugend geweihet habe; indem er sich solche Vorschriften gemacht, wornach sich billig alle Könige richten müssen, wenn sie die Glückseligkeit der Menschen befördern wollen. Wir hören, der Verfasser sey ein junger Ausländer, der die französische Sprache auf eine edle und reine Art schreibet, ob er gleich niemals in Frankreich gewesen; ferner, ein erhabner Mann, und einer von denen großen Geistern, die der Himmel sehr selten hervor zu bringen pfleget; ja, ein solcher, dem alles in der Welt, was er anfängt, glücklich von statten gehet.

Wir sehen in Norden seit kurzem einen jungen Monarchen den Thron besteigen, der alle die erwähnten Eigenschaften besitzet; indem er vom Anfange seiner Regierung an, dasjenige erfüllet hat, was uns der Herr von Voltaire meldet. Er beweiset nämlich die Früchte seiner frühzeitig erworbenen Tugenden, und zwar solcher Tugenden, welche die wahre Ehre der Könige nicht weniger, als die Glückseligkeit der Staaten hervor bringen. Es wäre zu wünschen, daß alle diejenigen, die das menschliche Geschlecht dereinst regieren wollen, sich durch Fleiß und Mühe die

großen

groſſen und dazu nöthigen Eigenſchaften des Verſtandes und Willens zuwege bringen möchten, um einer ſo wichtigen Beſchäftigung auf eine ruhmwürdige Art vorzuſtehen. Dem ohngeachtet aber, muß man leider! mit Betrübniß ſagen, daß faſt keine Erziehung ſchlimmer und unachtſamer, als die Erziehung der Groſſen dieſer Welt, geführet wird. Allem Anſehen nach kömmt es von den Trieben ſolcher Herren, und dem Mangel des Zwanges her. Dieſer allein verurſachet, daß ein ſolcher Herr nicht tugendhaft wird, wenn er nicht ſelbſt dazu eine Begierde heget. Wenn aber einige darunter anzutreffen ſind

quibus arte benigna
Et meliori luto finxit praecordia Titan *);

das iſt, ſolche, die der Geburt nach von dem Himmel eine ſchöne und erhabne Seele empfangen haben, und alsdann ihre natürliche Gaben vollkommen machen, ſo kann die kleine Zahl gelehrter und philoſophiſcher Könige vermehret werden.

Apparent rari nantes in gurgite vasto **).

Doch, dieſem ſey, wie ihm wolle; ſo iſt doch ausgemacht, daß der Anti-Machiavell verdienet, für ein Buch eines Königs angeſehen zu werden; ja, daß es billig von allen Königen, die auf einen wahrhaften Ruhm und eine feſte Größe ihr Ab-

*) Iuuen. Sat. XIV. verſ. 34.
**) Aeneid. I. verſ. 122.

sehen richten, gleichsam an Kindes statt muß angenommen werden; wenn auch gleich weder das Urtheil der Leute, noch die verdeckten Umstände, auf Seiten des Verfassers, an den Tag kommen. Ein ieder wird unsrer Meynung Beyfall geben, der die Stücke in Erwägung ziehet, welche ich aus diesem Buche anitzo mitzutheilen beschlossen habe. Ehe ich aber hiezu schreite, wird es nöthig seyn, folgende Besonderheiten von der Geschichte, Natur, Zweck und Eigenschaft dieses Buchs, aus der Vorrede des Herausgebers heraus zu ziehen:

> Der hohe Verfasser erzeigte mir die Ehre, mir sein Geschriebenes zuzuschicken ꝛc. *).

Man findet hier also auf zwo Columnen einer Seite, aber mit unterschiedener Schrift, den Fürsten des Machiavells, nach der Uebersetzung des de la Houssaye, und die Widerlegung, welche der Herr von Voltaire bekannt machet. Die Anmerkungen des erstern sind am Ende einer ieden Seite zu finden, und mit vielen Anführungen angefüllet; dergleichen Art prahlerhafter Gelehrsamkeit aber, in der Widerlegung nicht anzutreffen. Ich kann nicht umhin, dasjenige hiervon herzusetzen, was der Herr von Voltaire deshalber in folgenden Worten erinnert:

Der

*) Wir verweisen bey dieser und den folgenden ausgezogenen Stellen, den Leser auf die Vorrede selbst, welche dieser neuen Ausgabe vorgesetzet ist.

Der vortrefliche Verfasser, dessen Buch ich ans Licht stelle, sagt er, führet keine Stellen aus andern Schriften an; aber ich müßte mich sehr irren, wenn er nicht auf ewig von allen denenjenigen, die Vernunft und Gerechtigkeit lieben, sollte aufgeführet werden.

Inzwischen, so führet der Verfasser doch viele Geschichte an, und untersucht zuweilen zweifelhafte historische Umstände; ja, er macht sehr feine Verbindungen der alten und neuen Schriftsteller. Es gehet also jener Ausspruch des Herrn von Voltaire nur darauf, daß der Urheber die Zeugnisse nicht anführet; sondern sich bloß an seine Urtheilungskraft hält, welche auch freylich das beste Mittel abgiebt, die Tugend auf den Untergang des Lasters siegreich zu gründen.

Man muß auch eingestehen, daß der Urheber dieser Schrift seinen Zweck mit so vieler Scharfsinnigkeit und Weisheit ausgeführet habe, daß derselbe allenthalben erreicht ist; indem niemals ein politisches Buch zum Gebrauche der Könige verfertiget worden, welches die große Kunst, als ein Vater des Volks zu regieren, kürzer und lebhafter entworfen hätte, als der Anti-Machiavell. Gleich im Anfange seines Vorberichts giebt er uns das Wesentliche seines Buchs so vortrefflich zu erkennen, daß wir keinen bessern Begriff davon machen können, als

wenn wir seine eigne Worte abschreiben, die also lauten *):

So erhaben, so prächtig der Eingang auch ist, und so schön die ausgedruckte Meynungen des Verfassers sind, so verspricht er doch nichts, was nicht mit der Wahrheit aufs genauste übereinstimme; und das ganze Buch ist nichts anders, als eine wohl unterhaltene Entwickelung dieser edlen Gedanken. Vom ersten Blatte an, bis zum letzten, erkennet man einen Schriftsteller, der, wie Marcus Antonin, sich mit der Weltweisheit bekannt gemacht hat, und der beständig als ein großer und wahrhafter Philosoph redet ꝛc.

*) s. den Vorbericht des Verfassers, den der Journalist hier nur abschreibet.

III.

Betrachtungen

über den

Anti-Machiavell

vom Jahr 1740

durch

den Abt von Saint Pierre.

Vorrede.

Die Prüfung dieser Schrift ist mir als sehr nützlich vorgekommen, weil die Sache an und für sich selbst die wichtigste ist, die man zum Glücke der Staaten betrachten könne, weil der Verfasser von so hohem Stande, seine Meynungen so vernünftig, und seine Aussprüche die weisesten und nützlichsten sind, wodurch das Glück der Herrschenden so wohl als der Unterthanen könne vermehret werden.

Ich habe dabey keinen andern Endzweck, als bloß dasjenige zu loben, was mir in dieser Schrift lobenswürdig vor-

gekommen, die Gründe, worauf des Verfassers Meynung ruhet, aus einander zu wickeln, und bisweilen neue Gründe oder neue Bewegursachen hinzu zu setzen, um sie dem Leser desto angenehmer zu machen.

Es ist nicht zu bewundern, daß dem Machiavell nichts angenehmer vorkam, als eine Herrschaft zu erwerben und zu erhalten, da er niemals die Tugenden und Gaben überdacht, wodurch Numa zum Könige von Rom erhoben, und sein Reich ganzer 43 Jahre im Frieden und Ruhe erhalten, ungeachtet er von ungerechten Nachbarn umringet, und die Römer selbst zur Ungerechtigkeit sehr geneigt waren.

Es ist nicht zu bewundern, sage ich, daß dieser Welsche seinem Fürsten die Betrügerey, Bosheit und Grausamkeit anrathe, ja, daß er bisweilen grausame Ungerechtigkeiten ausüben solle, wenn er ungerechte Unterthanen zu beherrschen hat.

Es ist nicht zu bewundern, daß eine solche eingeschränkte Seele geglaubet, ein Reich zu erhalten, würde nothwendig

dig Ungerechtigkeit und Grausamkeit erfordert.

Dieses aber ist zu bewundern, daß der Verfasser, welcher des Titus Livius römische Geschichte ausgelegt, den Anfang mit der Vergleichung von des Romulus und Numae Glücke, bey einerley Unterthanen nicht gemacht, und dabey die beständige Unruhe des ungerechten und wilden Romulus, mit der beständigen Ruhe des sanftmüthigen Numa nicht betrachtet.

Es muß der Machiavell seine Auslegung über den Titus Livius zu der Zeit angefangen haben, da er sich die Staatsklugheit und die Art zum Glücke zu gelangen, in einer solchen Ordnung vorgestellet, die auf heimliche und verstellte Ungerechtigkeiten so wohl, als auf die listigste Heucheley, die den Schein der Tugend angenommen, gegründet; so wäre es denn nicht zu bewundern, daß er die Wege, die Aufführung und das unruhige und lasterhafte Leben eines Tyrannen, der weisen, gerechten und geruhigen Aufführung des Numa vorgezogen.

Die

Dieses ist gewiß genug, daß, wenn Romulus am Ende seiner Regierung, wie Numa, der Gerechtigkeit sich beflissen hätte, wenn er nicht auf eine unrechtmäßige Art, die Freyheit und Gewalt des Raths, seine Macht zu erhöhen, hätte unterdrücken, wenn er niemals gegen den Rath gethan, was er doch nicht gewollt, daß der Rath ihm thun sollte, nämlich seine Gewalt verkleinern, wenn er allezeit gegen den Rath die Gerechtigkeit ausgeübet, und niemals darnach getrachtet, wie er etliche Glieder von dieser ansehnlichen Versammlung aus dem Wege räumen möchte, so würde es auch dem Rathe niemals in den Kopf gekommen seyn, ihm das geringste Uebel zu thun. Es pflegen aber ungeduldige und wilde Köpfe insgemein sich mit Unrecht zu behelfen, ohne daß sie die verdrießlichen Folgen davon einsehen.

Machiavell hat allezeit die glücklichen Folgen der Ungerechtigkeit betrachtet, ohne auf die verdrießlichen so wohl in diesem, als in dem künftigen Leben, acht zu haben. Wie sollten sie aber dem nicht allerhand Verdruß auf den Hals laden,

der sich nothwendig eine Menge Feinde zuziehet, die selbst meistentheils der Ungerechtigkeit ergeben sind?

Es scheint überhaupt, daß Machiavell von denen allein Werk gemacht, die viel mehr Lärmen in der Welt machen, als ihres gleichen, es sey durch ihre Macht, durch ihren großen Verstand, oder durch ihre Gaben; Er bedachte nicht, daß man nothwendig wissen müsse, ob sie durch ihre Ungerechtigkeiten wirklich ihr Glück vermehreten. Denn die Ueberwinder können so wohl, als andre Menschen nichts anders suchen, als ihr Glück zu vermehren.

Sie haben sich einen großen Namen gemacht, aber wie sehr ist der Name eines Alexanders nicht von dem wahren Ruhme des Marcus Aurelius, und andrer gütiger und gerechter Kaiser zu unterscheiden! Was ist nicht für ein Unterschied zwischen einem wahren und erwünschten, und zwischen einem verhaßten und verfluchten Namen! Was für ein Unterschied in Absicht auf das gegenwärtige und das zukünftige Leben.

Denn

Denn ein vernünftiger Mensch denket allezeit an das Glück, welches dem wird zu Theil werden, der einen gerechten und allmächtigen Gott erkennet, und mit Fleiß darnach trachtet, daß er das Gute thue, Gott gefällig zu seyn.

Ich werde allezeit des Verfassers Worte, mit andern Buchstaben anführen, und sie werden als der Text meiner Betrachtungen anzusehen seyn; sie sind eigentlich eine Auslegung über etliche Gedanken dieses Königes, welche mir am merkwürdigsten, besonders bey einem herrschenden, vorgekommen. Denn herrschende Personen pflegen nicht eine so gute Erziehung zu haben als andre, weil es ihnen an Widerspruche fehlet, und daß sie mit Schmeicheleyen überhäuft werden.

Ich werde seine Gedanken oft loben, und es wird schwer halten, daß das Lob nicht zu dem Verfasser dringe. Ich habe mir zwar vorgenommen Wahrheit, und Tugend zu ehren, es mögen aber weise und tugendhafte Menschen immer mit geehret werden.

Aus dem Vorbericht.

Text.

Wie betaurenswürdig sind die Unterthanen nicht, wenn sie von dem Mißbrauche der Macht der Fürsten, alles zu befürchten haben, wenn ihre Güter seinem Geize, ihre Ruhe seiner Ehrsucht, ihre Sicherheit seiner Treulosigkeit, und ihr Leben seiner Grausamkeit ausgesetzt ist? Das ist demnoch der traurige Abriß eines Staats, darüber ein solcher Fürst herrschet, wie ihn Machiavell zu bilden sich bemühet.

Der König von Preußen, betrachtet hier den ungerechten Fürsten, in Absicht auf seine Unterthanen; man muß ihn auch als ihren Feind ansehen; Betrachtet man nun einen solchen Fürsten, in Absicht auf das zeitliche Glück, mitten unter so vielen Feinden, so wird man gar bald merken, wie sehr Machiavell geirret, wenn er einem ungerechten und unmenschlichen Fürsten ein geruhiges und glückliches Leben verspricht.

Die wahre Staatskunst der Könige muß sich allein auf die Gerechtigkeit, Güte und Klugheit gründen. Dieses Lehrgebäude ist der schlecht zusammenhangenden, ungerechten und abscheulichen Verfassung, die der unverschämte Machiavell der Welt vorgestellet, durchaus vorzuziehen.

Well

Weil nämlich das Lehrgebäude, welches auf Tugend und Klugheit, das ist, auf die besten Mittel das Glück der Könige, und ihrer Unterthanen zu vermehren, oder ihr Unglück zu vermindern gegründet, dergleichen des Königs von Preussen seines ist, derjenigen Verfassung, die auf Ungerechtigkeit ruhet, das ist, auf Mitteln, wodurch der Könige so wohl, als ihrer Unterthanen Unglück vermehret wird, unendlich vorzuziehen.

Erstes Kapitel.

Text.

Die Völker haben es zu ihrer Ruhe und Erhaltung der Einträchtigkeit so wohl, als Gewaltthätigkeiten zu verhüten, und ihre Streitigkeiten zu entscheiden, nöthig befunden, Richter und Beschützer zu wählen, die sie gegen ihre Feinde vertheidigten, und deswegen aus ihnen die Weisesten, die Billigsten und Tapfersten zu ihren Königen ernennet, über sie zu herrschen; die Gerechtigkeit muß also des Oberherrn fürnehmster Vorwurf seyn.

Diese Worte, die Gerechtigkeit muß des Oberherrn fürnehmster Vorwurf seyn, werden den Grund meiner itzigen Betrachtung ausmachen, weil die Menschen, vornehmlich, wenn sie nicht genug zur Tugend angeführet, oft ungerecht sind in ihren Begierden,

sie

sie gedenken nicht, daß das, was ihnen gefällt, andern mißfallen wird, und betrüben also ihre Nachbarn alle Tage tausendfältig, ohne es durch einige Gefälligkeiten wieder zu ersetzen, da sie es doch schmerzlich empfinden würden, wenn sie dergleichen von ihren Nachbarn leiden sollten.

Diese Ungerechtigkeiten, die sie gegen einander ausüben, machen ihnen das Leben verdrießlich, und wenn sie von Wichtigkeit sind, so machen sie das Leben und die Gesellschaft unglücklich.

Es ist also nöthig, daß in großen Gesellschaften ein Richter oder ein König, oder wenigstens von dem König abgeordnete Richter sich befinden, die Klagen anzunehmen, und denen Recht wiederfahren zu lassen, die sich mit Grund über Gewalt beklagen.

So ist es denn bewiesen, daß Richter, und zwar solche, die weit mächtiger sind, als die streitenden Parteyen, die menschliche Gesellschaft zu erhalten, schlechterdings nothwendig sind, und die Gesellschaft wird besonders erfordert, zum Glück der Menschen, ihre Güter zu vermehren, alles Uebel von ihnen abzuwenden, und sie in ihren Streitigkeiten von dem Unglück aller unrechtmäßigen Gewalt zu befreyen.

So haben die ersten Menschen in kleinen Gesellschaften Schiedsleute angenommen, und auf deren gütlichen Ausspruch es ankommen lassen, so hat man von alten Zeiten her diese Weise, der Gewalt der Waffen vorgezogen. Aber die mensch-

liche Vernunft, welche die Menschen in kleinen Gesellschaften hiezu bewogen, hat die Häupter der Völker noch nicht überwunden, einen gütlichen Vergleich der ungerechten Gewalt vorzuziehen.

Benachbarte Regenten, sind unter sich, in ihren Begierden, nicht gerechter gebohren, als die Hausväter unter einander sind, und brauchen so wohl als sie, mit ihren Nachbarn in gutem Verständnisse zu leben, und einen Handel mit ihnen zu treiben, damit sie ihr Glück befördern; Warum haben denn diese Regenten, um ihre Streitigkeiten zu entscheiden, den billigen Weg des Vergleichs dem ungerechten Wege der obersten Macht und der Gewaltthätigkeit nicht vorgezogen? Warum haben sie noch nicht unter sich, in Europa, eine Art des Vergleichs aufgerichtet, worinnen die Schiedsmänner die streitenden Parteyen, unendlich an Macht übertreffen.

Was hält sie denn auf, ein solches ewiges Schiedsgerichte aufzurichten, da sie doch alle verlangen, ihre Staaten zu behalten, und bis auf die spätesten Nachkommen, für innerlichen und fremden Kriegen sicher zu erhalten.

Zweytes Kapitel.

Text.

Die Menschen haben gegen alles, was alt ist, eine besondre Hochachtung, die etwas vom Aberglauben an sich hat.

Diese

Diese Hochachtung ist darinnen gegründet, daß alte und erfahrne Leute weiser und verständiger sind, als die jungen, die mit ihnen einerley Erziehung haben.

Wenn wir aber betrachten, daß unsre alte Hof- und Regierungsbediente, ihre Erkenntniß und Erfahrung, mit dem Lichte und der Erfahrung des vorigen und des letzten Jahrhunderts vermehret haben, so haben wir gegen die alten eine geringere Hochachtung, weil sie sich des Lichts und die Erfahrung der neuern, nicht können zu Nutze machen, an statt, daß es den neuern leicht gewesen, absonderlich nach der glücklichen Erfindung der Buchdruckerey, des Lichts der Alten, und unsrer Nachbarn sich zu bedienen.

Drittes Kapitel.

Text.

Machiavell schrieb für ungefähr 300 Jahren, und man muß gestehen, daß zu der Zeit selbst, wohlerzogene Personen, den schädlichen Ruhm der ungerechten Ueberwinder, dem wahren Ruhme der sanftmüthigen, gerechten und wohlthätigen Fürsten vorzuziehen pflegten; anitzo aber sehe ich, daß der Ruhm, welcher aus der Sanftmuth, der Billigkeit und andern Tugenden entstehet, den Preis behält.

Man ist nicht leicht mehr so thöricht, daß man einen Ueberwinder, durch unzeitiges Lob, zu ungerechten Unternehmungen anspornet, wodurch der Untergang des Volks, die Zerstörung der Länder, die Verwüstung der Städte, und der Tod einer unendlichen Zahl Kriegsleute und andrer Menschen verursachet wird.

Wie kann ein Ueberwinder den Vorsatz fassen, seine Macht und seinen Ruhm, auf dem Elende und dem Verderben andrer Menschen zu erheben? Wie kann er glauben, ein großer und berühmter Mensch dadurch zu werden, daß er eine Menge Leute ins Unglück stürzet?

Ich gestehe es, daß man keinen abgeschmacktern Vorsatz finden wird, als wenn ein Ueberwinder darinnen einen angenehmen und würdigen Namen sucht, daß er die Einwohner seines, und der benachbarten Lande, ins Unglück und in das größte Elend stürzet. Könnte ein abscheuliches Ungeheuer, das alles verschlinget, was ihm in den Weg kommt, wohl etwas schlimmers thun; wenigstens verursachen sie, bey allen ihren Unterthanen, durch die Grausamkeit ihrer Gewalt, eine tödtliche Furcht.

Die mächtigsten sind zwar am meisten zu befürchten, und verursachen mehr und größeres Uebel? Ich frage aber auf treuen Glauben, heißt das einen angenehmern und fürtrefflichern Ruhm erwerben? Wer würde nach dem Ruhm

eines

eines abscheulichen Ungeheuers sterben oder verlangen? Wer wollte auf diese Art berühmt seyn? Diejenigen, welche viel Uebels ausrichten, jagen zwar weit und breit den Menschen eine Furcht ein, und machen in der Welt viel mehr Lärmen als die andern, sind sie aber deswegen mehr zu lieben, als zu achten? sind sie nicht vielmehr desto verhaßter? werden sie nicht endlich verflucht? Sollte nun der Name eines abscheulichen und verfluchten Menschen wohl werth seyn, daß man darnach trachte?

Es sind zwar eine große Menge thörichter Menschen, welche diejenigen loben und bewundern, die mit großen Gaben und vieler Herzhaftigkeit zu einer großen Macht gelangen; und denken nicht, daß sie auf eine schimpfliche und grausame Art dieser Macht, viele tausend Häuser unglücklich zu machen, mißbrauchen.

In den Augen der Frommen sind sie weiter nichts, als abscheuliche Ungeheuer, weil sie keine andre Menschen für groß erkennen, als die ihre große Gaben, ihre Herzhaftigkeit und ihre große Macht anwenden, sich gegen eine große Anzahl Menschen wohlthätig zu erweisen, und solche glücklicher zu machen.

Viertes Kapitel.

Text.

Die Franzoſen thun in unſrer Zeit nichts anders, als daß ſie dem Strome der Moden folgen, ihren Geſchmack auf das ſorgfältigſte verändern, heute dasjenige verachten, was ſie geſtern bewunderten, Buhlerinnen, Oerter, Zeitvertreib und Thorheiten verwechſeln, und in allem ihren Thun und Laſſen Unbeſtand und Leichtſinnigkeit an den Tag legen.

Fremde ſehen auf ihren Reiſen nichts als junge Franzoſen, die die Kinderſchuhe noch nicht völlig ausgetreten haben, dieſe ſind noch leichtſinnig und unbeſtändig; dieſe jungen Leute werden aber alt und beſtändig, zu dem machen ſie auch das ganze franzöſiſche Volk nicht aus.

Doch könnte es wohl wahr ſeyn, daß die Franzoſen, unter den europäiſchen Völkern, am meiſten den Neuigkeiten, der Veränderung und Unbeſtändigkeit ergeben wären; eben dieſes aber, welches man als einen Fehler anſehen könnte, kann zu der Handlung eine erwünſchte Eigenſchaft werden.

Wenn die Neugierigkeit die Menſchen unbeſtändig macht, ſo daß ſie keinen dauerhaften Geſchmack behalten, und ſich um die Menſchen, mit denen ſie täglich umgehen, nicht mehr bekümmern,

so ist es ein Fehler. Wenn es ein Mensch aber nicht müde wird neue Erkenntniß, neue Beweise, neue Geschichte, neue Erfahrungen in den Künsten und Wissenschaften, in der Sittenlehre und in der Staatskunst zu erlangen, so ist es eine erwünschte Eigenschaft.

Wenn man seinen Geschmack lange erhalten wollte, so müßte man den Vorwurf nicht so oft und nicht so lange auf einmal betrachten, und die Zeit, die zwischen den unterbrochenen Betrachtungen verfließen würde, im Umgange mit andern lieblichen Menschen zubringen.

Es wäre zwar nichts neues mehr, wenn es aber an der Neuigkeit fehlte, so würde uns die Erneurung desto angenehmer seyn, und ein Mittel werden, wodurch der Geschmack desto dauerhafter, und einer des andern nicht so leicht müde würde; und die Dauer der Neigungen würde viel beytragen, ein langes Leben glücklicher zu machen.

Der König von Preußen hat sich des Worts auf das sorgfältigste bedienet, damit auszudrucken, daß sich die Franzosen sonderlich bemühen, ihren Geschmack zu verändern, er hat aber nicht bedacht, daß wir uns den Geschmack nicht geben, sondern bloß denselben empfangen; daher kommt es auch, daß wir durch unsern Willen, des Geschmacks nicht können los werden, und daß wir ihn bisweilen unsrer Vernunft zum Trotze behalten müssen, da sie doch öfters wünschen

möchte, daß er ganz vernichtet, oder wenigstens geschwächt würde.

Der König von Preußen nennet an einem Orte, das französische Volk lieblich; wenn er also hier, dessen unbeständigen Geschmack tadelt, so merkt er nicht, daß ein Theil der Lieblichkeit und des angenehmen Wesens dieses Volks, in der Unbeständigkeit und Leichtsinnigkeit bestehet, wodurch man so viele artige Personen in einer einzigen findet.

Hieraus folget, daß eine liebliche Person, um länger lieblich zu bleiben, wünschen sollte, daß sie bisweilen ein wenig leicht und unbeständig wäre, und zu ihren Freunden und Freundinnen mit einem guten Geschmacke kommen möchte. Denn es ist der menschlichen Natur und den lieblichsten und glücklichsten Menschen angebohren, daß sie das Neue lieben, und folglich etwas unbeständiger sind, als andre, und andrer Unbeständigkeit nachsehen, so wie die Weisen andrer Irrthümer dulden: sie borgen ihnen auf Glauben, und warten bis sie die Wahrheit erleuchte, und ihr erster Geschmack wieder komme.

Fünftes Kapitel.

Text.

Meines Erachtens könnte ein Fürst, der ein Land eingenommen, nachdem er gerechte Ursachen gehabt, es zu bekriegen, damit

damit zufrieden seyn, daß er es genug gestraft, und ihm nachher seine Freyheit wieder geben; wenige Menschen haben diese Gedanken.

Man sollte fast sagen, daß der König von Preussen, als er dieses geschrieben, sein Absehen auf den Fortgang gerichtet, den Ludwig der vierzehende gehabt, da er im 1672 Jahre mit Holland den Krieg führte.

Ich verwundre mich nicht, daß als er 22 oder 23 Jahr alt war, und dieses schrieb, nachdem er aus dem Alterthume besondre Neigungen zum Edlen, dem Wohlanständigen und der Tugend geschöpft, und den Eigennutz zu verabscheuen gelernet, ich verwundre mich nicht, sage ich, daß er zu der Zeit die Gedanken gehabt, den Staaten alle Städte, so man ihnen abgenommen, mit vieler Großmuth wieder zu geben, wenn er an des Königs Platz würde gewesen seyn.

Ich muß aber gestehen, daß ich sehr bestürzt und erfreuet seyn würde, wenn er anitzo, da er König ist, in einem solchem Falle sich begnügen ließe, das Land, so ihn beleidigt, zu bestrafen, und wenn er nicht Lust bekäme, etwas von dem Lande, die Kriegskosten zum Theil zu ersetzen, zurück zu behalten.

Denn die edelsten Könige, wenn sie erst den Thron bestiegen, pflegen insgemein etwas von den edlen und großmüthigen Gedanken nachzulassen, die wohlerzogenen Erbprinzen haben, weil

die Könige noch mehr Leute um sich haben, die bloß auf ihren eignen Nutzen bedacht sind, als die Erbprinzen.

* * * * * *

Sind wir nicht rechte Thoren! wir wollen alles erobern, als wenn wir die Zeit hätten, alle das Eroberte in Ruhe zu besitzen, und als wenn unser itziges Leben kein Ziel hätte.

Eine schöne und weise Betrachtung, besonders für einen Fürsten, der das Glück hat, die Dauer dieses itzigen Lebens, so lange es auch währet, mit der Dauer des zukünftigen zu vergleichen, und zu begreifen, daß die besten Mittel ein zeitliches Leben durch Tugend und unschuldiges Vergnügen glücklich zu machen, eben dieselbigen sind, wodurch das ewige noch viel glücklicher werden könte, und daß diese Mittel, in einer milden Liebe, Gott zu gefallen, bestehen.

Ich gestehe, daß ein Fürst, der, wie der König von Preußen redet, sich bemühen würde, bey itzigen Zeiten, ganz Europa zu erobern, so alt dabey werden müßte, daß er unmöglich hoffen könnte, solches 7 oder 8 Jahr geruhig zu besitzen; was ist nun ein geruhiges Leben, das 8 Jahre währet? ist es wohl mit einem sechzigjährigen Leben, das man in Arbeit, Verdrießlichkeit und Schmerzen, alles zu erobern zugebracht, in Vergleichung zu setzen?

Ein Leben aber, das mit unschuldigen Vergnügungen angefüllet, und reich an Werken der Gerechtigkeit und Mildigkeit, so wohl gegen seine Nachbarn, als gegen seine Unterthanen wäre, auf der einen Seite ihr Unglück, durch Minderung des Uebels zu verringern, auf der andern ihr Glück durch Vermehrung ihrer Güter zu befördern: Ein solches Leben hätte den Vorzug, glücklich und tugendhaft zu seyn, so es wäre eines andern Lebens werth, das weit glücklicher, als das erste, und das Leben eines solchen Ueberwinders von Europa weit übertreffen würde.

Sechstes Kapitel.

Text.

Wenn die Leidenschaften gemäßigt sind, so sind sie die Seele der Gesellschaft, läßt man ihnen aber den Zügel schießen, und führen sie die Menschen zur Ungerechtigkeit, so dienen sie zu derselben Verderben.

Dieser kluge Lehrsatz ist für Unterthanen und Regenten wahr. Die Ehrgeizigen, Geizigen und Buhler, wenn sie ungerecht sind, machen diejenigen unglücklich, denen sie in wichtigen Dingen ihre Ungerechtigkeit empfinden lassen; heißt das nicht die Gesellschaft verderben, wenn man sie unglücklich macht? Wer wollte weiter mit mächtigen Ungerechten in Gesellschaft seyn?

Je ungerechter ein Mächtiger ist, um so viel mehr Leute stürzet er ins Unglück, und das ist der Unterschied zwischen der Ungerechtigkeit des Fürsten und der Ungerechtigkeit des besondern Einwohners. Der ungerechte Fürst verursachet mehr Uebel, und einen größern Untergang, er zerstöret mehr Haushaltungen in dem gemeinen Wesen. Hat er aber eine gleiche Lust zur Tugend, und zu einer vortrefflichen Herrlichkeit, so kann er ein grosser Wohlthäter seyn.

* * * * * * *

Unter allen Leidenschaften, die in unsrer Seelen die Herrschaft führen, ist keine für die, so ihren Trieb fühlen, traurigere, keine ihrer Ruhe schädlicher, als ein unordentlicher Ehrgeiz, und ein übermäßiges Verlangen nach falschem Ruhme, und nach einer Obermacht.

Mehr Einkünfte, mehr Macht, mehr Vergnügungen und Reichthum, als man besitzet, zu wünschen, ist ganz erlaubt, es muß aber nicht auf eine unrechtmäßige Weise, nämlich auf andrer Kosten geschehen.

Man kann durch Künste, durch Wissenschaften, durch die Handlung, durch verschiedne Handwerker Reichthum erwerben, ohne daß es auf andrer Kosten geschehe, und ohne, daß sich jemand darüber zu beschweren habe.

Wenn ein König die Einkünfte seiner Unterthanen durch Vermehrung ihrer Arbeit und des Nutzens ihrer Arbeit vermehren kann, und er bekommt einen gewissen Theil dieser Einkünfte, zum

Bey-

Beyspiele, den Zehenden zu den Ausgaben seines Hofes und des Staats; ist es nicht offenbar, daß, wenn er die Einkünfte seiner Unterthanen um einen vierten Theil, ohne iemands Schaden vermehret er zugleich seine eignen Einkünfte, um einen vierten Theil, ohne iemanden Schaden oder Unrecht zu thun, ohne sich den geringsten Feind zuzuziehen, er wird vielmehr von denen, die er bereichert hat, vielen Segen zu hoffen haben.

Wenn er nützliche Einrichtungen macht, es sey für die Handlung, für die Künste, oder für die Sitten, zum Beyspiele, die Erziehung der Jugend auf einen bessern Fuß zu setzen, es sey die Mängel zu verringern, die Tugenden zu vermehren, oder den Geist mit Gaben zu zieren, wodurch der Gesellschaft Bestes befördert würde, so ist gewiß, daß er mit der Zeit das Wohl seiner Unterthanen durch ihre eigne Tugenden merklich vermehren wird.

Es ist auch gewiß, daß wenn er auf die besten Anschläge aus der Staatskunst Preiße setzet, und eine Versammlung von Staatsverständigen zu Richtern setzet, so wird er in kurzer Zeit eine große Anzahl nützlicher Vorschläge bekommen, wenn er dem Erfinder des Anschlags, den der Staat gut befunden, auf Lebenszeit eine Besoldung giebt, die den zwanzigsten Pfennig des Nutzens, der dem Staate von diesem Anschlage zugewachsen, ausmacht.

Diese Vermehrungen des Glücks, und diese Verringerungen des Uebels werden seinen Nachbarn, nicht allein weder Unrecht noch Schaden

thun,

thun, vielmehr werden sie den Vortheil davon haben, daß sie dergleichen Einrichtungen nachzumachen, und solche in ihren Ländern zu einem höhern Grade der Vollkommenheit zu bringen, suchen können: auf diese Art können die Könige, an statt, daß sie einander schaden, oder durch mörderische und verderbliche Kriege, ein Stück Landes abstreiten, mit einander streiten, wer dem andern die meisten Wohlthaten, zu ihrer eignen und ihrer Unterthanen Glückseligkeit erweisen möge.

Wenn ich aber die Wahrheit sagen soll, weil unsre Vernunft die Kinderschuhe noch nicht ausgetreten, so werden wir in Europa noch lange nicht sehen, daß die Regenten ihren Nachbarn dergleichen Wohlthaten erweisen; Wir nahen dennoch unversehens immer mehr zu diesem Zweck, weil die Vernunft in den Künsten und Wissenschaften von Tage zu Tage zunimmt, folglich auch in der Kunst und Wissenschaft, Länder zu regieren.

Siebendes Kapitel.

Text.

Sehet, wie unbesonnen der Borgia, des Machiavells Hauptperson geurtheilet, und ein Laster aus dem andern herfür gebracht.

Meine Ausgaben erfordern große Einkünfte, will ich Einkünfte haben, so muß ich sie denen abnehmen, die sie besitzen, will ich sie in Ruhe besitzen, so muß ich die vorigen Besitzer

aus

aus dem Wege räumen. Ist das nicht ein Urtheil der Straßenräuber?

Gebet ihr Beyspiele der Verrätherey, so fürchtet, daß ihr verrathen werdet: Gebet ihr Beyspiele des Meuchelmords, so fürchtet die Hand eurer Schüler.

Nichts kann einen von den abscheulichen Lehrsätzen der Staatskunst Machiavells mehr abschrecken, als die Beschreibung der Thaten und das traurige Ende des Bösewichts, den er sich nicht schämet, allen Regenten als ein Muster eines geschickten und glücklichen Regentens vorzustellen, weil er seine verschiedene Laster in eine gewisse Ordnung zu bringen, und ein besonders Lehrgebäude daraus zu machen gewußt hat.

Achtes Kapitel.

Text.

Der außerordentliche Mensch, der kühne König, der einen Ritter in den alten Heldengeschichten hätte können abgeben, der herumschweifende Held, dessen zu weit getriebene Tugenden, allemal in Laster verwandelt wurden, mit einem Worte, Carl der zwölfte, König in Schweden, trug allezeit das Leben Alexanders bey sich.

Ich hatte von übel unterrichteten Leuten vernommen, der König in Preußen hätte Carln den zwölften zum Muster ausersehen, darum finde

ich mich genöthigt anzumerken, wie weit er davon entfernet sey, und deswegen die Worte, mit welchen er ihn beschreibet, hier anzuführen.

Der König in Preußen ist eben so herzhaft, als Carl der zwölfte und Alexander, er verlangt aber, weder Carln den zwölften, noch den Alexander zum Muster anzunehmen. Er weis besser als sie, worinnen der wahre Ruhm bestehe.

Er will seine Unterthanen glücklicher machen, als seine Nachbarn die Ihrigen, darum wird er gewiß dem Beyspiele dieser beyden ungerechten Ehrgeizigen, die weiter nichts, als einen falschen Ruhm erworben, und öfters nichts als ungerechte Anschläge gemacht, nicht folgen. Ich bin vielmehr versichert, daß er je mehr und mehr wird suchen, eine größre Anzahl Menschen glücklicher zu machen. Hierinnen bestehet eigentlich der beste Ruhm, den man erwerben, und der größte Gewinn, den die weisesten Fürsten iemals haben können.

*) Es braucht nur noch den Ruhm zu kennen, der darinnen bestehet, daß er mit Bescheidenheit bekenne, wie er in der gerechten und höflichen Art,

*) „Der Uebersetzer nimmt an dieser Betrachtung „keinen Theil, und betheuret, daß er sie mit rechtem „Ekel ins Deutsche gebracht, es kommt weder dem „Abt, noch andern besondern Personen zu, so frech von „hohen Häuptern zu urtheilen, er legt hiedurch öffentlich an den Tag, daß ihm das brevet de la Calotte, „welches in dem Bibliothecaire Moderne auf der 78 und

Art, von der Königinn von Ungarn Recht zu fordern, in Sachen die ihm zukommen, geirret. Es ist zwar was seltenes, wenn man ein gnugsames Licht besitzet, seinem eignen Nutzen zuwider, die gerechteste und anständigste Art Recht zu fodern, einzusehen: Noch seltner aber wird man die heldenmäßige Kraft haben, einen Irrthum und eine Unbedachtsamkeit, die so viel Aufsehens gemacht, öffentlich zu erkennen, absonderlich wenn ein Fürst mit Schmeichlern umgeben ist. Ich gestehe, daß dieses so wohl für das Herz, als für den Geist das allerschwerste, das gröste, das schätzbarste und erhabenste ist; aber ein Fürst, der einen so fürtrefflichen Anfang hat, kann meines Erachtens, nach den höchsten Unternehmungen streben.

Neuntes Kapitel.

Text.

Die Republiken entstehen, und blühen etliche hundert Jahre; endlich aber verfallen sie durch die Verwegenheit eines reichen und mächtigen Bürgers, der sich der Uneinig-

„und folgenden Seiten zu lesen, von Rechtswegen zu„komme. Hätte ein Uebersetzer das Recht, was ihm „nicht anstehet, auszulassen, so würde man hier ge„wiß eine Lücke gefunden haben:„ Dieses muß von allen den Orten verstanden werden, wo der Verfasser närrische Grillen hat.

einigkeit, die er zwischen seinen Mitbürgern unterhält, zu seinem Vortheil zu bedienen weis, und erlangt endlich seinen Zweck, so daß er sich zu ihrem Oberherrn erhebet.

Die neuerrichtete Monarchie blühet etliche hundert Jahre, und verfällt endlich, entweder durch den blöden Verstand der Fürsten, deren Bediente viele Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten ausüben, oder durch die Vereinigung der Großen, die lieber eine bürgerliche Regierung einführen mögen, als von einem Fürsten, oder dessen hochmüthigen, ungeschickten, und grausamen allgemeinen Staatsbedienten, auf eine tyrannische Art beherrschet zu werden.

* * *
* * *

Alles hat seine gewisse Zeit, alle Reiche, selbst die großen Monarchien bestehen nur eine Zeit lang. Die Republiken empfinden alle, daß diese Zeit kommen wird, und sehen deswegen, ein iedes allzumächtiges Haus, als den Grund der Krankheit an, die ihnen den Tod anthun wird.

Es werden zu diesen großen Veränderungen, eines Theils Männer von seltnen Gaben und Eigenschaften, andern Theils werden zu derselbigen Zeit, verschiedne Umstände und Händel erfodert, die noch seltner sind, hierdurch werden die Veränderungen verhindert, und die wankelnden Staaten unterhalten, bis besondre Köpfe dazu kom-

kommen, wodurch sie auf etliche hundert Jahr wiederum befestigt werden.

Beyde Arten der Regierungen sind gut, und diese ist die beste, bey welcher man die meisten guten Gesetze in acht nimmt, und die besten Einrichtungen macht.

Sollte man es nicht machen können, daß diese Regierungen immerwährend gemacht würden? Es wird so lange unmöglich bleiben, als in einem jeden Theile der Welt, oder wenigstens in Europa kein besonders, allmächtiges und beständiges Schiedsgerichte seyn wird, welches durch sein Ansehen die Streitigkeiten der benachbarten hohen Häupter niederleget.

Zehendes Kapitel.

Text.

Machiavell würde heut zu Tage mit Verwunderung die Gestalt des Staatskörpers von Europa ansehen, die Macht der Könige, welche durch die Art der Unterhandlung etlicher großen Herren, aus dem Grunde befestiget, indem sie unter sich durch gewisse Schutz- und Wehrverbindungen, das Gleichgewicht hergestellet, wodurch die Ruhe der Welt befördert, und allzumachtige, zu ehrgeizige und zu ungerechte Regenten im Zaume gehalten werden.

Dieſer Schutzverbindung fehlt es nur an zwey Dingen, damit ſie die Dauer halte: Erſtlich, an ſtatt nur ein Theil der Hohen aus Europa, einen ſolchen Bund mit einander gemacht, damit ſie den Mächtigſten möchten die Waagſchale halten, ſo müßte es ein allgemeiner Bund ſeyn, zwiſchen allen Oberhäuptern, wenn er allmächtig und immerwährend ſeyn ſollte.

Zweytens, ſo müßten die vereinigten Fürſten, damit ſie nicht unter einander uneinig würden, ein ewiges und allmächtiges Schiedsgerichte beſtellet haben, in welchem man, nach der Mehrheit der Stimmen, alle entſtandene oder zu entſtehende Streitigkeiten völlig abthäte, welche ohne dieſes Schiedsgerichte nicht anders, als durch den Krieg, oder nur auf etliche Jahre durch einen Vergleich, könnten abgethan werden. Es würde ohnedem dieſer Vergleich nicht lange gültig ſeyn, wenn er nicht durch ein Schiedsgerichte, welches zehenmal mächtiger wäre, als der Theil, der den Vergleich nicht halten wollte, gehandhabet würde.

So lange es dem fünf- oder ſechsfachen Bunde, an dieſen zweyen Stücken fehlet, ſo wird er bald durch Kriege gebrochen und vernichtet werden, er wird auch niemals den Krieg oder die Furcht des Kriegs, es ſey unter ihnen, oder gegen ſie, durch ſeine eigne Kraft verhindern, welches doch der Hauptzweck ſeyn müßte.

Dieſe zwo Bedingungen werden nothwendig erfordert, wenn die Schutzverbindung dauerhaft

haft seyn soll, wenn die Staaten sammt und sonders, für einheimischen oder fremden Kriegen sollen bewahret werden, und ein jeder Staat die Freyheit behalten soll, seine alten Gesetze und Einrichtungen vollkommner zu machen.

Auf diesen zwo Bedingungen war der allgemeine Bund von Europa, den Heinrich der vierte erfunden, und in fünf Hauptartikeln vorgetragen, gegründet.

Diese zween Artikel fehlten auf den allgemeinen Landtagen der Griechen, darum sind sie auch von keiner Dauer gewesen.

Der Artikel von dem Reichsgerichte, und die Furcht in die Acht erklärt zu werden, hat noch einige Kraft. Durch dieses Mittel hat das deutsche Reich, fünf- oder sechshundert Jahr bestehen können, weil man aber die übrigen Regenten von Europa nicht mit in diesen Bund genommen, so verfällt diese schöne Einrichtung, und die schwachen Stände werden zu ihrer Erhaltung keine Sicherheit mehr haben.

Es mögen sich die Staatsverständigen wenden wie sie wollen, eine beständige Art zu erfinden, wodurch benachbarte Fürsten im Frieden und ohne Krieg leben müssen, so werden sie doch niemals ein andres Mittel finden, als das allgemeine, beständige und allmächtige Schiedsgerichte, welches durch seine Obermacht den mächtigsten Fürsten keine Hoffnung läßt, für sich was auszurichten, und ihn in der Furcht halten kann, wodurch

er genöthigt wird, dem Ausspruche dieses Gerichts, Gehorsam zu leisten, mit seinem Lande sich begnügen zu lassen, und einzig und allein auf innerliche Mittel bedacht zu seyn, wodurch seine Macht vergrößert werde, wenn er nämlich neue und nützliche Einrichtungen in seinen verschiedenen Ländern macht.

*** *** ***

Die fünf Hauptsätze des Europäischen Landtags den Heinrich der vierte vorgeschlagen.

Erster Satz.

Hinführo soll zwischen den Oberhäuptern von Europa, welche die fünf Sätze unterschreiben werden, ein ewiger Bund seyn.

1. Einander auf ewig eine beständige und vollkommne Sicherheit zu schaffen, daß sie und ihre Nachkommen in dem völligen Besitz ihrer Länder, so wie sie sind, den Landesgesetzen gemäß, ungeachtet des großen Unglücks, welches durch fremde Kriege verursacht werden könnte, erhalten werden.
2. Einander auf ewig völlige Sicherheit zu schaffen gegen innerliche Kriege, es sey unter währender Minderjährigkeit des rechtmäßigen Erben, oder wenn die Fürsten des Hauses unter einander uneinig, oder sonst etwas, das zur Schwächung der Obermacht gereichen könnte, sich eräugen würde.

3. Ein-

3. Einander eine ansehnliche Verringerung der Kriegeskosten zu verschaffen, und dabey ihre Sicherheit zu vermehren.
4. Einander zu einer ansehnlichen Vermehrung der jährlichen Einkünfte, welche von dem Fortgange und der Sicherheit der Handlung entstehen werden, zu verhelfen.
5. Einander leichter und in einer kürzern Zeit, zur innerlichen Erhöhung oder Besserung des Staats, durch vollkommne Gesetze und Ordnungen, und durch den großen Nutzen vieler vortrefflichen Einrichtungen zu verhelfen.
6. Einander völlige Sicherheit zu schaffen, daß ihre künftige Streitigkeiten unverweilt, ohne Gefahr und Unkosten sollen abgethan werden.
7. Einander völlige Sicherheit zu schaffen, daß ihre vergangne und zukünftige Vergleiche hurtig und genau ins Werk gerichtet werden.

Damit dieser Bund desto leichter zu Stande gebracht werden möchte, so sind sie einig geworden, daß sie den **wirklichen Besitz und die Erfüllung der leztern Vergleiche** zum Hauptsatz annehmen wollten, und haben einander verheißen, Gewähr zu leisten, daß ein ieder Fürst, der diesen Grundvergleich unterschrieben, für sich und seine Nachkommen in dem völligen Besitz aller Länder und Rechte, die er wirklich besitzet, erhalten werden sollen.

Sie haben beschlossen, daß die leztern Vergleiche, zu welchen der Münsterische Friedens-

schluß mit gerechnet wird, nach ihrer Form und Innhalt sollen vollbracht werden.

Und damit dieser Bund durch die gröſsre Anzahl der Bundsgenossen, desto wichtiger und mächtiger seyn möchte; so haben die hohen Bundsgenossen beschlossen, alle christliche Fürsten sollten eingeladen werden, diesen Hauptvergleich zu unterschreiben.

Zweyter Satz.

Ein jeder Bundsgenosse soll nach dem Maaße seiner wirklichen Einkünfte, und der Last seines Staats, zur Sicherheit und den gemeinen Kosten des groſsen Bundes das seinige beytragen.

Diese Zubuße soll monatlich durch die bevollmächtigten Gesandten der hohen Bundsgenossen an dem Ort ihrer beständigen Zusammenkunft, nach den mehresten Stimmen, vorläufig eingerichtet werden, zum Endurtheil aber sollen drey Viertel der Stimmen erfordert werden.

Dritter Satz.

Es haben sich die hohen Bundsgenossen ihre gegenwärtige und zukünftige Streitigkeiten zu endigen, auf ewig für sich und ihre Nachkommen, des Mittels der Waffen begeben, und haben beschlossen, hinfort allezeit, den Weg der Versöhnung zu wählen, durch die Unterhandlung der übrigen hohen Bundsgenossen, an dem Orte der allgemeinen Versammlung: Sollte aber diese

Unter-

Unterhandlung keinen Fortgang haben, so haben sie beschlossen, daß sie sich dem Urtheil der bevollmächtigten Gesandten der übrigen Bundsgenossen, die sich beständig versammlen sollen, so unterwerfen wollen, daß zu einer vorläufigen Erkenntniß die Mehrheit der Stimmen, zum Endurtheil aber drey Viertel der Stimmen sollen erfordert werden, fünf Jahr nach dem vorläufigen Urtheile.

Vierter Satz.

Sollte einer der hohen Bundsgenossen, die Urtheile und Verordnungen des großen Bundes sich wegern zu vollbringen, oder widersprechende Vergleiche mit andern, oder Kriegsanstalten machen, so soll ihn der große Bund auf eine feindselige Art angreifen, bis er obgemeldete Vergleiche oder Verordnungen vollstrecket, oder Bürgschaft geleistet, daß er allen Schaden, den er durch seine Feindseligkeiten verursacht, und die Kriegskosten, so, wie sie die Bevollmächtigten des großen Bundes schätzen werden, ersetzen wolle.

Fünfter Satz.

Die Bundsgenossen haben beschlossen, daß die bevollmächtigten Gesandten Macht haben sollen, nach den mehresten Stimmen zum Endurtheil, in der immerwährenden Versammlung, alle wichtige und nöthige Satzungen zu machen, wodurch dem großen Bunde mehr Gründlichkeit,

Sicherheit und alle mögliche Vortheile zuwachsen können; an diesen fünf Hauptsätzen soll aber niemals etwas, es sey denn mit der Bewilligung aller Bundsgenossen, verändert werden.

Eilftes Kapitel.

Text.

Man sollte glauben, daß die Leute unter der geistlichen Regierung glücklicher leben müßten, als unter einer weltlichen, weil die Fürsten erst in einem hohen Alter, und zwar von 70 Personen gewählet werden, die man für erleuchteter und tugendhafter als andre Menschen hält.

Es scheint, als wenn der König von Preußen von der Regierung des Pabsts, der das Oberhaupt von Rom, und dem ganzen geistlichen Staat ist, allhier reden wolle, und sagt, daß man da mehr arme Leute, als in andern Ländern antreffe.

Ich weis nicht, ob es sich in der That so verhält, und ob man ihn nicht betrogen habe; dieses kann ich aber leicht begreifen, daß es einem Lande, wo die meisten unter den Reichen, die sich nicht verheyrathet, keine Kinder haben, und nichts eigenthümlich besitzen, an den Ursachen fehlet, wodurch sie möchten angetrieben werden, etwas neues zu erdenken, zu arbeiten, und für ihre Kinder etwas zu erwerben.

Man

Man gebe ihnen aber das Eigenthumsrecht wieder, man erlaube ihnen Kinder zu zeugen, so werden sie fleißiger seyn, so werden sie mehr erwerben, so werden sie das Land mit Einwohnern anfüllen, so wird die Handlung unter ihnen zunehmen, die Zahl der Reichen wird vermehrt, und die Zahl der Armen vermindert werden.

Zwölftes Kapitel.

Text.

Man hat mehr als einmal wahrgenommen, daß die Staaten, welche erst von innerlichen Kriegen erlöset, ihre Feinde, die lange im Frieden gelebt, weit übertroffen, weil in einem innerlichen oder bürgerlichen Kriege, iedermann entweder einen Kriegsbefehlshaber oder einen Kriegsknecht abgiebt. Hier kommt es auf gute Verdienste, und nicht auf die Gunst an. Hier werden alle besondre Gaben gleichsam aufgewickelt, und iedermann wird gewohnt seine Kunst und Herzhaftigkeit zu offenbaren.

Die Kriegsbefehlshaber und Kriegsknechte erlangen ihre Fertigkeit in den vielen Schlachten, denen sie beygewohnet; daher kommt es, daß tausend alte Kriegsknechte, unter der Aufsicht von alten Kriegsbefehlshabern, sich nicht scheuen dreytausend Neugebackne, welche von jungen Kriegsbefehlshabern angeführet werden, anzugreifen,

greifen, und insgemein den Sieg davon tragen. Sie bleiben beständiger in ihren Gliedern, sie lassen sich leichter wieder in Ordnung bringen, sie gehen hurtiger wieder auf den Feind los, sie verlassen sich auf den Sieg, und werden dadurch standhafter, und durch ihre Standhaftigkeit werden sie allzeit ihren Feinden obsiegen.

Es erfordert also die Klugheit eines Fürsten, daß er nicht still sitze, wenn seiner Nachbarn Kriegsvölker im Kriege geübet werden, sondern seine Völker gleichfalls abrichten lasse, denn der Unterschied zwischen Kriegsleuten, die gut gefochten, und andern, die keinen Feind gesehen haben, ist gar zu groß.

Dreyzehendes Kapitel.

Text.

Die bösen Beyspiele, die Machiavell den Fürsten vorstellet, sind Bosheiten, die man ihm nicht zu gute halten kann. Er führt in diesem Kapitel den *Hieron*, einen König von Siracusa, an, dieser fand, daß er in gleicher Gefahr stünde, er möchte die Hülfsvölker behalten oder abdanken, darum ließ er sie alle in Stücke hauen. Man kann dergleichen Verbrechen ohne Greuel nicht anhören, wie sollte man sie aber ohne Aergerniß, in einem Buche lesen können, das zum Unterricht der Fürsten geschrieben ist.

Eine

Eine so grausame und barbarische That, hätte als schändlich und abscheulich müssen getadelt werden, man kann Machiavells grausame und boshafte Natur nicht besser als hieraus erkennen, daß er diese That als ein Beyspiel einer Klugheit, dem man folgen soll, vorgetragen, anstatt, daß er hätte zeigen sollen, wie man sie mit einer guten Summe Geldes hätte wieder nach Hause schicken können, und also zu guten und treuen Bundsgenossen behalten.

Denn diese Hülfsvölker sind ja von einer gröſsern und stärkern Schaar in Stücke gehauen worden; sie würden also lieber mit einer anständigen Vergeltung, wodurch sie ihr Vaterland mit Freuden wieder hätten erreichen können, vorlieb genommen haben, als daß sie ihr Leben auf eine unrechtmäßige Weise, gegen eine stärkere Macht, die von der Gerechtigkeit unterstützt war, sollten gewagt haben.

Er hätte sie auch in zween Haufen theilen können, und fürs erste nur einen Theil zurück schicken, damit er hernach den zweyten Theil, mit weniger Gefahr ihnen nachsenden könnte; Machiavell aber, der das Leben vieler Menschen für nichts hielt, hat sich nicht bemühet, die Unbesonnenheit und den Greuel dieser That vorzustellen.

Deswegen weis dieser Verfasser bey verschiedenen Gelegenheiten keinen bessern Rath zu geben, als daß man Weiber und unschuldige Kinder

der ausrotte, damit sie nicht dermaleinst die Verbrechen, die er angiebt, rächen mögen. Das ist die Uebermaaß der Bosheit, der Unruhe und des Unglücks, wozu einen die ersten Ungerechtigkeiten und Gewaltthätigkeiten der Menschen stafelweise führen, absonderlich aber derejenigen, denen Machiavell den Rath giebt, daß sie ihr Glück zu vermehren, nach der Oberherrschaft trachten sollen. Kann ein vernünftiger Mensch wohl in eine größre Thorheit verfallen?

Vierzehendes Kapitel.

Text.

Ich will keineswegs die Jagd oder eine andre mäßige Leibesübung, die zu Erhaltung einer beständigen Gesundheit nützlich ist, an einem Fürsten verwerfen; wenn man aber acht darauf giebt, so wird man finden, daß die Leibesübung den Unmäßigen allein nothwendig sey. Es kommt ja auch darauf eigentlich nicht an, daß er länger lebe als andre, sondern daß er weiser und tugendhafter werde. Je reicher er an klugen Betrachtungen, an schönen und nützlichen Thaten gewesen, ie länger hat er gelebet.

Nichts kann an einem Fürsten erbaulicher seyn, als eine solche Rede, der um keiner andern Ursache willen zu leben verlanget, als die Menge der klügsten Betrachtungen anzustellen, und seine schönen Thaten so wohl, als seine löblichsten Unterneh-

ternehmungen zum Besten des menschlichen Geschlechts, und ins besondre seiner Unterthanen zu vermehren.

Funfzehendes Kapitel.

Text.

Machiavell giebt vor, ein Fürst könne in einer so gottlosen und lasterhaften Welt, als die itzige ist, nicht ganz gut seyn, ohne daß er in derselben umkomme; Ich sage aber, er müsse ganz gut und klug seyn, wenn er nicht umkommen, und eine geruhige und glückliche Regierung führen will: Du sollst also mit den Bösen nicht böse, sondern tugendhaft und unerschrocken seyn: Dein Volk wird sich nach deiner Tugend richten; Deine Nachbarn werden dich zum Muster annehmen, und die Gottlosen werden zittern, ohne daß sie iemals etwas unrechtes anfangen dürfen.

Der gerechte, unerschrockne und wohlthätige Fürst wird von allen seinen Unterthanen und Nachbarn geliebet. Es hat niemand so viele Freunde, folglich hat auch niemand so viele Vertheidiger gegen einen Bösewicht, der ihm nach dem Leben trachten möchte: Es wird ihn niemand angreifen dürfen, wenn er nicht von ihnen will zerschmettert werden; also wird er ein geruhiges und glückliches Leben führen.

Ich liebe diese Worte: **Du sollst mit den Bösen nicht böse, mit den Ungerechten nicht ungerecht, sondern gerecht, unerschrocken und tugendhaft seyn,** das ist wohlthätig. Soll ihre Bosheit in Liebe gegen dich verwandelt werden, so muß es durch die Höhe deiner Tugend geschehen, die dich beweget ihnen zu vergeben: sie werden dadurch genöthigt dich hoch zu achten, und endlich als ihrem Wohlthäter alles Gute anzuwünschen.

Wir können uns von keinem Fürsten auf der Erden so vieles versprechen, als von dem Fürsten, der tugendhafte Gedanken heget. Er wird sein Lebtage mit Leuten umgeben seyn, die nicht so edle Gedanken haben, die solche vielmehr auf ihren besondern Nutzen richten, und glauben werden, daß eine strenge Tugend mit der großen Klugheit nicht bestehen könne.

Ich sehe viele Leute, die den itzigen König von Preußen hoch achten, sie glauben aber, daß er dem Strome der verderbten Welt nicht zehen Jahre wird widerstehen können, und so weise und so tugendhaft in seinen Thaten bleiben, als er es in seinen Reden zu seyn, das Ansehen hat.

Sechzehendes Kapitel.

Text.

Es kann ohne Zweifel niemand als ein guter Haushalter freygebig seyn, und es kann

kann niemand andern Gutes thun, als der seinem Vermögen klüglich vorstehet.

Ein Oberherr muß sich also in den Stand setzen, etwas zu erwerben, und seinen Unterthanen durch Unterstützung ihrer Handlung und Handwerker zu bereichern, damit er zu rechter Zeit viel verzehren könne.

Es ist ein sehr löblicher Zweck eines Fürsten, zu rechter Zeit freygebig zu seyn; Der König von Preußen merkt aber sehr weislich an, daß, wenn man zu gelegner Zeit will freygebig seyn, so muß man kein Verschwender, sondern ein guter Haushalter gewesen seyn, und seine Ausgaben gemäßigt haben.

Siebenzehendes Kapitel.

Text.

Die guten Fürsten bedienen sich der Strenge, wenn sie die Laster bestrafen, damit nicht mehr und größre Laster begangen würden, wenn sie zu gnädig wären.

Man wird des Fürchtens bald müde, anstatt daß Güte und Gnade allezeit angenehm sind.

Es wäre zur Glückseligkeit der Welt zu wünschen, daß die Güte der Fürsten Haupteigenschaft seyn möchte, ohne daß sie allzu gelinde wären, damit die Güte bey ihnen, alle-

zeit eine Tugend, und niemals eine Schwachheit sey.

Diese Meynungen sind dem Rathe, den Machiavell seinem Fürsten giebt, schnurstracks zuwider, nämlich er soll darnach trachten, daß er von seinen Unterthanen mehr gefürchtet als geliebet werde.

Die gröste Klugheit ist, daß man den Bösen eine Furcht einjage, damit sie von den Lastern abgehalten werden; hingegen deren Liebe sich gewinnet, die die Tugend achten, weil diese Liebe gegen ihren Fürsten viele große Männer zu großen Unternehmungen anfeuren kann, wodurch die Regierung glücklicher und berühmter werden kann.

Achtzehendes Kapitel.

Text.

Man beurtheilet die Fürsten nicht nach ihren Reden, und nach ihren Worten, das wäre der Weg zu beständigen Irrthümern, man vergleichet aber ihre Thaten mit ihren Reden, und gegen diese Vergleichung und Prüfung, kann die Verstellung nicht bestehen. Man urtheilet von ihnen allezeit nach ihren Thaten. Man ist keine Person geschickter vorzustellen, als die man wirklich ist. Wenn ein Fürst noch so geschickt wäre, und alle Lehrsätze Machiavells beobachtete,

schrere, so würde er doch den Lastern, die er an sich hat, niemals die Eigenschaften der Tugend beylegen können.

Es ist falsch, daß die Welt nur aus Bösewichtern bestehe, wie es Machiavell ohne Beweis annimmt, es giebt viele ehrliche Leute, und die meisten sind weder gut noch böse.

Wenn wir auch annehmen wollten, daß alle Menschen Bösewichter sind, würde denn daraus folgen, daß wir sie nachahmen müßten; sollten wir dem unser Wort nicht halten, der sein Wort nicht hält; Der Cartouche stiehlt, mordet, folget daraus, daß ich meine Aufführung, nach der seinigen einrichten müsse.

Wenn ich bloß auf den Nutzen der Fürsten sehe, so sage ich, daß es ein schlechter Staatsstreich sey, wenn sie Betrüger abgeben, und die Welt hintergehen. Sie betrügen nur einmal, und verlieren ihren Glauben, und das Vertrauen andrer Fürsten. Nicht die Wissenschaften der Fürsten, sondern ihr Thun macht die Menschen glücklich.

Ich mag des Königs von Preußen seine gerechten Lehrsätze gar zu gern anführen, und glaube desto leichter, daß er lieber seine Gerechtigkeit, als seine Macht vergrößern will, weil ich sehe, daß er wohl weis, wie schädlich der Name eines ungerechten und Betrügers in den Seelen der Menschen, dieser Vermehrung der Macht zuwider sey, weil alle Mittel, wodurch diese Macht zunehmen möchte, und die aus der Handlung

mit seinen Nachbarn fließen, ganz unmöglich werden, indem sie kein Vertrauen zu ihm haben? an statt, daß alle Nachbarn geneigt sind, sich mit einem gerechten und wohlthätigen Fürsten, durch den Tausch, in der Güte zu vergleichen.

Es kann also ein Fürst, der kein Knecht seiner Worte ist, in der Länge der Zeit damit nichts gewinnen, weil er nicht allein darnach zu trachten hat, daß er seine Macht vergrößre, sondern auch seine Tugend, seinen Ruhm und das Glück seiner Unterthanen. Wenn er aber vor allen seinen Nachbarn, den Ruhm eines tugendhaften Fürsten erwerben will, so muß er selbst gegen den Ungerechten gerecht seyn, und in Sachen von kleiner Wichtigkeit, dem sein Wort halten, der es nicht zu halten pfleget. Ich sage in Sachen von kleiner Wichtigkeit, in Absicht auf das Wohl seiner Unterthanen *). Denn es ist besser für seine Unterthanen, wenn er den Namen hat, daß er für allen andern sein Wort genau zu halten pfleget. Die Vermehrung seines Glaubens wird ihm nützlicher seyn, als wenn er eine geringe Verheißung nicht erfüllet hätte.

Wenn er ein großer Fürst seyn will, so fragt man nicht so sehr, wie er seine Macht, als wie er das Glück seiner Unterthanen vergrößert, es sey, daß er die Gesetze verbessert, oder sehr nützliche Einrichtungen gemacht, oder die Hand-

*) Salus populi suprema lex.

Handlung vermehret, oder die Künste und Wissenschaften in einen bessern Stand gesetzet, oder endlich solche Gewohnheiten eingeführet, wodurch das Uebel der menschlichen Natur vermindert, und ihr Wohl vermehret wird.

Neunzehendes Kapitel.

Text.

Man merke, daß die meisten bösen Kaiser eines gewaltsamen Todes gestorben; an statt, daß Theodosius auf seinem Bette entschlafen, und daß Justinianus vier und achtzig Jahr, in aller Glückseligkeit, zugebracht. Hierauf gründe ich mich, Augustus kam nicht eher zur Ruhe, als bis er tugendhaft ward.

Es war eben so gefährlich, wenn man den Kriegsknechten von der kaiserlichen Leibwache, die keiner Zucht fähig waren, schmeichelte, als wenn man sie im Zaum halten wollte. Man hat den Aufstand und Ungehorsam der heutigen Kriegsvölker nicht so sehr zu befürchten, weil sie in kleinen Haufen getheilet sind, davon einer auf den andern ein wachsames Auge hat, und der König die untersten Stellen unter ihnen selbst besetzet.

Ehe ich schließe, muß ich noch anmerken, daß Machiavells Held, Cäsar Borgia, mit seiner vermeynten Geschicklichkeit, mit seiner Bosheit, Treulosigkeit und Grausamkeit, ein sehr unglückliches Ende genommen, an statt,

daß Marcus Aurelius, der gekrönte Weltweise, der allezeit gut und tugendhaft gewesen, bis an sein Ende keine Abwechslung des Glücks verspüret, und ein sehr glückliches Leben geführet hat.

Diese historische Anmerkungen für ein gerechtes und gutthätiges und gegen ein lasterhaftes und übelthätiges Leben, können ein vieles beytragen, die Fürsten klug zu machen, und ihre Klugheit auf die Gerechtigkeit und Gutthätigkeit zu gründen, denn ihre Klugheit muß hauptsächlich dahin zielen, daß sie dem Uebel dieses Lebens entgehen, und hingegen ihr und ihrer Unterthanen Wohl befestigen und vermehren.

Historische Anmerkungen, die wir von gekrönten Weltweisen haben, müssen wir sehr hoch achten, weil sie sehr selten sind, und einen größern Eindruck in unsern Gemüthern wirken, indem sie durch die einzige Kraft der Wahrheit zu uns durchdringen: Das ist, von der offenbaren Gewißheit der natürlichen Verknüpfung, die zwischen der Ungerechtigkeit und dem Unglücke, das sie in der Gesellschaft verursachet, sich befindet: welches Unglück nothwendig die verschiedenen Ungerechtigkeiten ungerechter Fürsten begleitet; und von der offenbaren Gewißheit der natürlichen Verbindung, die zwischen den Wohlthaten gutthätiger Fürsten, und der Vermehrung des Glücks, das auf sie zurück prallet, wenn sie es andern zuwege bringen, sich befindet.

Zwan-

Zwanzigstes Kapitel.

Text.

Lasset uns sehen, was die Klugheit, durch Zusammensetzung des Vergangnen mit dem Zukünftigen, und nach der Richtschnur der Vernunft und Gerechtigkeit, als das Beste rathen kann.

Der König von Preußen will, daß sich die Fürsten in Regimentssachen allzeit nach der Vernunft und Gerechtigkeit richten sollen; so werden sie sich niemals was vorzuwerfen haben.

Ich denke nicht, daß ein einziger Erbprinz des Machiavells Meynung annehmen wird, daß er nämlich zu seinem Vortheil ein Mißverständniß unter seinen Unterthanen erhalten müsse.

Man hat vielmehr zu wünschen, daß sich in einem Lande nicht zwo Hauptparteyen, es sey in dem Gottesdienste, oder in Staatssachen, befinden. Der Fürst muß sie allzeit suchen zu vereinigen, wenn sie da sind, oder wenigstens mit denen Spott treiben, welche die Sachen mit Ernst angreifen wollen, und beyde als verächtlich ansehen.

Es giebt zwar Fürsten, die nach ihrem geringen Verstande meynen, sie müßten zu ihrem Vortheil ein Mißverständniß unter ihren Bedienten

erhalten: es kommt aber sehr oft, daß diese Bediente zu ihrem besondern Nutzen, oder ihren Feinden zu schaden, wirklich dem gemeinen Wesen Schaden thun. Ich glaube also, daß nichts mehr zu der Macht eines Reichs beytrage, als die Einigkeit aller Glieder: und ein kluger Fürst muß den Zweck haben, solche Einigkeit zu befestigen.

Die Menschen haben eine heimliche Neigung sich in Parteyen zu theilen, damit sie das Vergnügen haben mögen, in ihrer Partey sich hervor zu thun: sie suchen sich auf andrer Kosten, das ist, durch Ungerechtigkeiten, von ihnen zu unterscheiden.

Diese Ungerechtigkeiten sind aber dem Glück der Menschen ganz zuwider, wenn sie sollen glücklich seyn, so müssen sie weder hassen noch gehasset werden; sie müssen auch kein Vorwurf seyn, einer gehäßigen christlichen Liebe, die zu Verfolgungen geneigt ist, wie man in Frankreich Beyspiele davon hat, unter verschiednen Parteyen, die das äußerliche Ansehen der Höflichkeit behalten, übrigens aber noch so kindisch sind, daß sie im Ernst über Lumpereyen zanken, an statt, daß sie mit einander streiten sollten, wie einer dem andern mehr Gutes thun möchte, dem gerechten und gutthätigen Wesen sich gefällig zu erweisen.

Ein

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Text.

Machiavell hält viel von dem Wunderbaren in der Kühnheit der Unternehmungen großer Fürsten, und in der Geschwindigkeit der Ausführung: das ist groß, ich gestehe es, doch ist es nur in so weit zu loben, als die Unternehmung des Bezwingers gegen die Nachbarn gerecht und wohlanständig, und seinen Unterthanen nützlich sind.

Denn wenn sie gegen seine Nachbarn ungerecht wären, so könnte die nicht gelobt, vielmehr müßte sie nach dem Maaß des Schadens, der den benachbarten Fürsten dadurch zuwachsen würde, getadelt werden. Und wenn sie auch gerecht wäre, so wäre sie dennoch zu tadeln, wenn sie den Unterthanen drey- oder viermal mehr kostete, als sie werth ist, an statt, daß sie zu ihrem Vortheile gereichen sollte.

Die Güte eines Fürsten gegen seine Unterthanen kann ihn noch größer machen, als seine grossen Eroberungen; denn zu den gerechten Eroberungen kommt noch ein gerechtes Mittel, ihre Staaten zu vermehren und zu bereichern, nämlich, wenn sie den Ackerbau, die Handwerker und die Handlung in einen bessern Stand setzen.

Diese Art, sein Land zu bereichern, hat diesen groſsen Vortheil, daſs sie gerecht und unschuldig ist. Man könnte noch hinzusetzen, er müsse die Sittenlehre und Staatskunst in bessern Stand setzen, indem er die Gesetze und Einrichtungen verbessert, wodurch die Menschen gegen einander gerechter und gutthätiger gemacht werden.

Diese Art sich zu vergröſsern, ist viel geschickter groſse Fürsten auszumachen, als wenn sie groſse Länder erobern, welches mehrentheils durch einen öffentlichen Straſsenraub geschiehet.

Ich begreife wohl, daſs groſse Landbezwinger mächtiger und erschrecklicher sind, so lange sie leben, sind sie aber deswegen gutthätiger; werden sie mehr geachtet; oder sind sie höher zu achten; sind sie nicht vielmehr ein Abscheu in den Augen der Menschen, die sie unglücklich gemacht haben? und verdienen sie also nicht eher, wegen der Ungerechtigkeiten und des Uebels, das sie den meisten zugefüget, bestrafet, als wegen der Wohlthaten, die sie der kleinsten Zahl erwiesen, gepriesen zu werden?

Marcus Aurelius, einer der gröſsten römischen Kaiser, war nicht weniger ein geschickter Kriegsheld, als ein kluger Weltweiser. Er verknüpfte die Ausübung der strengsten Sittenlehre mit den Lehren, die er davon bekannte; ich will also mit diesen Worten

ten schließen. Ein König, der die Gerechtigkeit in seinen Handlungen führet, hat die Welt zu seinem Tempel; und alle rechtschaffne Leute sind seine Priester.

Ich hätte, um mehrer Richtigkeit willen, der Gerechtigkeit die Gutthätigkeit an die Seite gesetzet, weil gutthätige Menschen nicht allein gerecht sind, und einem ieden geben, was ihm zukommt; sondern sie geben mehr, als sie schuldig sind, und fordern nicht alles, was sie mit Recht fordern könnten.

Zwey und zwanzigstes Kapitel.

Text.

Es sind zweyerley Fürsten in der Welt. Die ersten und vortrefflichsten sehen alles mit ihren eignen Augen, und regieren ihre Länder selbst. Die andern von schlechterer Art, verlassen sich auf die Treue ihrer Bedienten, und lassen sich durch diejenigen regieren, die bey ihnen im größten Ansehen sind.

Diese zwo Gattungen der Könige, wird man sagen, sind unter der Regierung Heinrichs des vierten, und unter dem Regimente Ludwigs des dreyzehenden, zu unterschei-

erscheiden, weil Heinrich der vierte selbst, Ludwig der dreyzehende aber durch andre regierte.

Die Fürsten von der andern Gattung sind, als wenn sie in dem Schlafe der Unempfindlichkeit ruheten. Der König ist alsdenn nur ein Schatten des Königs, aber doch ein nothwendiger Schatten.

Einen solchen Fürsten haben seine Unterthanen nicht zu befürchten, sie haben nichts dabey zu wünschen, als daß er einen guten allgemeinen Minister wähle, der einen guten Verstand besitzet, der in allen Dingen Gerechtigkeit und Ruhe liebet, und der sich des Raths, der besondern Rathsversammlungen, die er aus den gelehrtesten und besten Bürgern bestellet, zu bedienen weis.

Kluge Fürsten pflegen insgemein die redlichsten unter ihren Bedienten zu den innersten Geschäften ihres Landes vorzuziehen: Verschlagne Köpfe pflegen sie aber, in Unterhandlung mit Fremden zu brauchen.

Denn, Ordnung im Lande, kann zur Noth durch die Gerechtigkeit erhalten werden; kommt es aber darauf an, daß man andre überreden, und in gewissen Unterhandlungen, mit ihnen fortkommen will, so wird mehr Witz und Verstand dazu erfordert.

Ich bin der Meynung, daß einen Nachbar zu überreden, weiter nichts erfordert werde, als daß man

man ihm seinen Vortheil vorhält, dazu wird keine sonderliche Beredsamkeit erfordert; ein redlicher Mann kann also, so wohl in, als außer dem Lande mit Fortgange gebraucht werden. Denn der Mangel an Erkenntniß kann durch fremdes Licht ersetzet werden; fehlt es einem aber an der Redlichkeit, die kann durch andrer Redlichkeit nicht ersetzet werden.

Drey und zwanzigstes Kapitel.

Text.

Die meisten Fürsten leiden die Schmeicheley, die ihren Geschmack rechtfertiget, man muß eine sehr scharfe Urtheilungskraft besitzen, wenn man die Schattirung bemerken will, welche der Wahrheit durch die Schmeicheley zugefüget wird.

Fürsten, die des Tages viele Gnade erweisen können, dürfen nicht zweifeln, daß es ihnen an Leuten fehlen wird, die Gnade zu erlangen, allen Fleiß anwenden werden, ihnen durch Schmeicheley und Lobeserhebungen zu gefallen.

Das einzige Mittel, wodurch ein Fürst verhindern kann, daß er nicht durch so angenehme Speisen, als die Lobeserhebungen sind, vergiftet werde, ist, daß er daraus Gelegenheit nehme sich zu befleißigen, dieses Lob je mehr und mehr zu verdie-

dienen: und eine jede Lobeserhebung als eine Erinnerung ansehe, die ihn antreibt, einen Schritt weiter, als die Schmeichler sagen, zu gehen.

* * * * * *

Diejenigen, so die ganze Zeit ihres Lebens regieret, wie Ludwig der vierzehende, würden aus Schwachheit sterben, wenn es ihnen am Lobe fehlete. Wenn man also Fehler an ihnen bemerket, so sind sie mehr zu beklagen, daß sie so selten die Wahrheit sehen, und daß sie durch ihren Stand so schlechte Speisen haben genießen müssen, als zu verdammen, daß sie so oft geirret haben.

Der König von Preußen hat das größte Recht. Man muß die Fürsten nicht mit Leuten vergleichen, die eine gute Erziehung gehabt, sondern mit Fürsten, die insgemein eine schlechte Erziehung haben, und lange nicht so glücklich sind, als Cyrus, der das Glück gehabt, in einer großen Schule erzogen zu werden, wo es ihm an Widerspruch nicht gefehlet.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Text.

Bringet einen Schluß nach dem andern vor, führet Beyspiele an, bedienet euch aller eurer Spitzfündigkeiten, ihr möget es anfan-

anfangen, wie ihr wollet, soll die Regierung für den König und seine Unterthanen glücklich seyn, so müsset ihr immer wieder auf das Lehrgebäude kommen, daß die Gerechtigkeit des Königs gegen seine Nachbarn, gegen seine Unterthanen, und die Gerechtigkeit der Unterthanen gegen den König zum Grunde leget: wenn ihr dieses Lehrgebäude umstoßet, so werdet ihr die ganze Welt umkehren.

Die Welt umkehren, heißt so viel, als die menschliche Gesellschaft zerstören: und deswegen kann man sagen, daß unter den wirklichen Gesellschaften, diejenigen für andern dauerhaft und glücklich sind, in welchen die Gerechtigkeit zwischen Unterthanen und Unterthanen, zwischen dem Könige und seinen Unterthanen, zwischen dem Könige und seinen Nachbarn am besten in acht genommen wird.

Die Länder, in welchen die Jugend in den Schulen am besten zur Gerechtigkeit und Gutthätigkeit angeführet wird, sind diejenigen, in welchen die Gerechtigkeit und Gutthätigkeit am besten werden beobachtet werden, und in welchen eine größere und längere Glückseligkeit in diesem Leben zu hoffen, und die Glückseligkeit des andern Lebens mehrern wird zubereitet werden.

Das ist eine natürliche Wirkung des allgemeinen Gesetzes der Vernunft, **thut nichts Uebels, und thut Gutes**; wo nun mehr Schüler zu

der

der Tugend angehalten werden, da wird man auch mehr junge Leute, und endlich auch mehr alte finden, die sich der Tugend befleißigen, und die tugendhafter und glücklicher sind, als man heut zu Tage ist. Die Zahl wird in hundert Jahren noch gröſſer seyn: denn je mehr die Tugend unter den Menschen zunimmt, je mehr junge Leute werden durch andrer Beyspiele dazu angefeuret, absonderlich, weil die Schulen an Vollkommenheit zunehmen, und der Welt immer mehr neue Einwohner, die zur Tugend angeführet sind, überliefern werden.

Es ist mit dem Amte eines Königs so, wie mit allen andern beschaffen. Wollen die Menschen darinnen fortkommen, so müssen sie sich das Vertrauen derer erwerben, mit welchen sie zu schaffen haben: welches nimmermehr geschehen wird, wenn sie nicht gerecht und erleuchtet sind. Die Verderbtesten wollen allezeit mit einem rechtschaffnen Menschen zu thun haben, gleichwie die Unfähigsten zur Regierung sich gerne von dem führen lassen, der für den klügsten und den gelehrtesten gehalten wird.

Einer, der für ungerecht und gottlos gehalten wird, kann sich Furcht und Haß erwerben, man wird aber niemals wünschen, mit ihm in ein Bündniß zu treten, oder sonst mit ihm etwas zu theilen. Kann nun ein solcher Mensch, der von iedermann gehasset wird, wohl einige Lust in einer

nen Gesellschaft suchen? Man hat alsdenn kein Glück zu hoffen, wenn man das Gebot des höchsten Wesens nicht hält: Thut nichts Uebels, ohne es wieder zu erstatten, und thut Gutes.

Dieses Lehrgebäude ist dem Lehrgebäude des Betrugs und der Ungerechtigkeit, welches Machiavell sich nicht scheuet den Fürsten vorzutragen, ganz zuwider.

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Text.

Es sind gewisse Zeiten, in welchen bey den Fürsten ein verkehrter Sinn und ein Mißtrauen regieret. Diese Zeiten sind kühnen Fürsten recht dienlich Länder zu erobern. Es giebt andre Zeiten, in welchen die Welt nicht so ruhig ist, und scheinet, sie wolle nur mit Sanftmuth und Klugheit beherrschet werden. Alsdenn sind die Unterhandlungen, den Schlachten weit vorzuziehen.

Die Zeiten der Schlachten zwischen den Fürsten und den Völkern, die ihr Leben suchen glücklicher zu machen, sind eigentlich Zeiten der Kindheit der Welt. Sie meynen, das höchste Glück bestehe in der höchsten Macht, weil es ihnen an der Weisheit und der Erkenntniß dessen

gebricht, wodurch das Leben glücklicher oder unglücklicher gemacht wird.

Wir leben noch in diesen Unglückszeiten, wir fangen aber an, die Nothwendigkeit eines immerwährenden Schiedsgerichts, das die streitende Parteyen an Macht weit übertreffen muß, einzusehen: und merken die Möglichkeit einer solchen Einrichtung, die Menschen vor dem erschrecklichen Unglücke des Krieges zu bewahren, und ihnen von Zeiten zu Zeiten neue Annehmlichkeiten, und neue Früchte eines ewigen und unveränderlichen Friedens zu verschaffen.

Man will es nicht leicht glauben, weil eine solche Unternehmung einen Fürsten erfordert, der kühn ist, und das Schwere liebet; weil es bis daher den kleinen Geistern so groß vorgekommen, daß sie dafür erschrocken, und geglaubet, es sey unmöglich ins Werk zu richten.

Es wäre was schönes, wenn ein kühner Ueberwinder das vornehmste Werkzeug zu der Einrichtung eines Europäischen Schiedsgerichts würde, welches das einzige Mittel ist zu einem ewigen Frieden.

Diejenigen, welche der Himmel bestimmet hat, andre zu beherrschen, müßten sich einen Abriß ihrer Aufführung machen, darinnen alles

alles so wohl an einander hienge, und aus so starken Gründen herflösse, als in einem geometrischen Beweise. Dieses wäre ein Mittel, wodurch alle ihre Handlungen gegründet würden, und sie sich niemals von ihrem Zweck entferneten. Alles würde zu der Ausführung ihrer Anschläge behülflich seyn.

Nachdem man einen höhern Grad der Erkenntniß in der Staatskunst erlangen würde, so würde man auch an seinem Entwurf etwas verändern. Ich setze voraus, daß alle Staatskündige eines Landes, welche verschiedne Sachen vorschlügen, dem Fürsten behülflich wären; so würden sie alsobald Beweise finden, die alten Einrichtungen in bessern Stand zu setzen, es wäre also nur ein Entwurf, der allen diesen Veränderungen unterworfen wäre, der aber immer auf den größten Nutzen der meisten Leute abzielen würde.

Dieser beständige Fleiß der fürnehmsten Geister eines Staats, die alten Einrichtungen zu verbessern, und ganz neue einzuführen, kann nicht mit Fortgang in den Stand gebracht werden, wenn nicht vorher ein beständiges Europäisches Schiedsgericht bestellet ist. Man ist mit dem, was draußen geschiehet, zu sehr beschäftiget, nämlich mit dem Kriege, und kann also nicht mit rechtem Ernst auf die innerlichen Einrichtungen bedacht seyn.

Es ist offenbar, daß so lange die Kindheit der Welt währen wird, das ist, so lange man sich des Krieges, der Obermacht, der List und des Betrugs bedienen wird, die Streitigkeiten großer Herren abzuthun; so hat man fast nichts von den Bemühungen der Staatskunst, zur Beförderung der menschlichen Glückseligkeit, zu hoffen. Der Weg des Krieges hält den Fortgang der allgemeinen Vernunft gar zu sehr zurück.

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Text.

Der Krieg ist so fruchtbar an Unglücke, der Fortgang so ungewiß, die Folgen sind so verderblich, daß die Fürsten nicht genug darauf denken können, ehe sie sich damit einlassen. Sie sind in der Welt nur andre glücklich zu machen: sie sollten es also weislich überlegen, damit sie ihren Nächsten um geringer Ursachen willen, nicht in das größte Unglück stürzten.

Hat man von einem allgemeinen Schiedsgerichte weniger zu befürchten, als von dem schlechten Fortgange des Krieges, warum sollte man das Schiedsgericht nicht vorziehen? Denn ihr waget durch den Krieg die Sache selbst, warum

um ihr streitet, ihr waget euer Glück und ewe Länder, und vor dem Schiedsgerichte waget ihr nichts, als die Sache, worüber ihr streitet; ja die Sache selbst wird vor dem Schiedsgerichte nicht so sehr gewaget, als durch den Krieg. Und dieses bleibt gewiß, daß das Mittel des Schiedsgerichts viel weniger kostet, als der Krieg, und den Streit auf ewig endiget, an statt, daß durch den Krieg und die Friedensschlüsse, nichts auf ewig abgethan wird.

* * * * * *

Bey dem Schlusse dieses Werks bitte ich die Fürsten, sie wollen die Freyheit, der ich mich im Reden bedienet, nicht übel deuten. Mein Zweck ist, die Wahrheit zu sagen, zur Tugend anzufeuren, und niemanden zu schmeicheln. Ich habe von den itzt regierenden Fürsten so gute Meynung, daß ich sie würdig achte, die Wahrheit zu vernehmen. Man kann ihnen keine beßre Lobrede halten, als daß man sagt, man dürfe vor ihnen die Laster kühnlich schelten, welche die königliche Würde verkleinern, und den Neigungen zur Menschlichkeit und Gerechtigkeit zuwider sind.

Das sind Meynungen, worauf alle rechtschaffne Leute zu sehen haben, deswegen habe ich mich nicht enthalten können, sie mit meinen Betrachtungen zu begleiten, und bin versichert, daß,

wenn dieser König hinkünftig seinen Nachbarn, ohne sein Wissen unrecht thut, so wird er nicht sterben, ohne solches vortheilhaftig zu ersetzen. Er wird seinen Unterthanen und andern Völkern, durch seine Wohlthaten beweisen, daß er selbst bey der königlichen Würde ein großer Mensch gewesen, und daß er dem Trajanus und Marcus Aurelius, die Kriege nachgelassen, weit vorzuziehen: anstatt, daß, wenn sich dieser König der guten Umstände bedienet, so kann er der größte Friedensstifter werden, auf der ganzen Welt, und den Krieg auf ewig daraus verbannen.

IV.

Des Abts St. Pierre
Politisches Räthsel.

den 10 April, 1741.

Wenn wir auf der einen Seite die Lobsprüche betrachten, die wir von der Gerechtigkeit des Königs von Preussen gehöret haben; oder die verbindlichen Briefe, die er an die Königinn von Ungarn geschrieben, in Erwägung ziehen; oder seine Schriften, die mit trefflichen Gedanken angefüllet sind, und insonderheit das kostbare Werk ansehen, so ihn zum Verfasser haben soll; (ich meyne das Buch, welches die von dem Machiavell vertheidigte bösen Handlungen und Betrügereyen bestreitet;) so finden wir uns verbunden, ein gutes Vorurtheil von der Gerechtigkeit dieses Monarchen zu haben.

Bedenket man auf der andern Seite das Unternehmen des gedachten Königs, daß er nämlich mit gewaffneter Hand in die Staaten der Königinn von Ungarn eingedrungen ist, um dieselben seiner Bothmäßigkeit, wider Willen der Kriegsgefangenen gemachten Besatzungen, zu bringen; da er doch an statt der Gewaltthätigkeiten, seine Absicht

durch Vermittlungen, ja gar durch die Richter, die sich auf dem Reichstage befinden, hätte ausmachen können; (weil er so wohl als die Königinn von Ungarn, Glieder des teutschen Reichs sind,) so kann die Welt nicht anders, als in der so hochgepriesenen Gerechtigkeit Sr. Preußischen Majestät einen Widerspruch bemerken. Und eben dieser ist es, der ein politisches Räthsel verursachet. Allein, dieses ist einem Weisen so schwer nicht aufzulösen; denn als ein Philosoph weis man, daß die gerechten Leute nicht nur in verschiednen Graden von einander unterschieden sind, sondern, daß sie sich auch nicht selten in Irrthümer verstricken lassen, die ihre Thaten beflecken; zumal in solchen Fällen, da es zweifelhaft scheinet, ob etwas recht oder unrecht sey?

Und wer siehet nicht ein, daß der Mangel der Erkenntniß, auch diejenigen in Ungerechtigkeit stürzet, die keinesweges darinn verwickelt zu werden gesonnen sind. Nun aber liegt ferner am Tage, daß der Gerechte, der aus Unvollkommenheit seiner Vorstellungen eine Ungerechtigkeit begehet, doch seinem Zwecke nach gerecht bleibet: Folglich, so ist das Räthsel leicht aufgelöset, das der König von Preußen veranlasset.

Man findet bey diesem Herrn nur einen scheinbaren Widerspruch; denn so gerecht seine Absicht ist, so ungerecht ist seine Meynung. Gesetzt, dieser Fürst hält den Satz für wahr, daß ein König befugt sey, sich dasjenige mit Gewalt zu nehmen, was er für das Seinige hält; oder, daß

ein

ein Monarch einen eignen Richter abgeben könne; Gesetzt, er hat vor langer Zeit solchen Irrthum für eine Wahrheit gehalten; wie kann man sich denn darüber verwundern, wenn er bey seiner großen Macht anfängt, in Schlesien dasjenige wegzunehmen, was er für das Seinige hält? Indessen, so ist doch nicht zu läugnen, daß er der Königinn von Ungarn auf eine üble Art begegnet, weil diese Monarchinn auf ihrer Seite glaubt, er habe sie, als der rechtmäßigen Beherrscherinn jener Staaten, auf eine bloß gewaltsame Weise aus dem Besitze des Ihrigen gebracht. Ein solcher Friedensbruch ist allerdings in einem Irrthume gegründet, und bestehet nicht allein in einer Ungerechtigkeit; sondern es hat auch ein ieder unparteyischer Mensch die That des Königs von Preußen für ungerecht angesehen. Kurz, es liegt am Tage, daß dieser Herr, in Betrachtung seiner löblichen Absichten, gerecht sey; allein es erkennet auch ein iedweder, daß er noch viel gerechter werden kann, wenn er nämlich zu einer scharfsinnigern Beurtheilung des Rechts und Unrechts gelangen sollte. Und dieses ist zureichend unser Räthsel zu erklären.

Aber es möchte jemand fragen, was dieser Fürst thun muß, wenn er den Ruhm eines vollkommen gerechten Herrns wieder erwerben will? Hierauf antworte ich: Er soll der Königinn von Ungarn anbieten, sich in diesem Stücke gewisse Schiedsleute, die Sache abzuthun, zu erwählen; wie denn hierzu die Engländer und Holländer

der gar füglich genommen werden könnten, ob sich gleich beyde Völker verbunden haben, die Pragmatische Sanction zu beschützen.

(Dieser Vorschlag ist um so viel gegründeter, weil man unter der Hand vernimmt, daß er bereits anfängt in Erfüllung gesetzt zu werden.) Die gedachten Schiedsmänner werden ihm, aller Vermuthung nach, zuförderst auflegen, seine Trouppen aus Schlesien heraus zu ziehen, um das Uebel eines wirklichen Krieges vorerst abzuwenden. Die Billigkeit selbst verlangt solche Maaßregel, indem sie allen Schiedsrichtern den Grundsatz auszuüben, vorschreibt. Spoliatus ante omnia restituendus est. Es ist auch nichts vernünftiger, als wenn man eine Sache in denjenigen Stand setzet, in welchem sie war, ehe man auf eine gewaltsame Art damit umgieng.

Ein Mensch von mittelmäßigen Gemüthskräften findet zuweilen, daß es ihm mehr Ehre bringet, wenn er in seinem Irrthum in Sachen, die die Gerechtigkeit angehen, bleibet; als wenn er denselben aufrichtig und öffentlich für einen Irrthum ausgiebt, den er endlich durch weiteres Nachsinnen entdecket hat.

Die Ursache hievon ist, daß ein solcher Mensch nicht immer bey solchen Umständen Vortheil zu schöpfen, und seine wahre Ehre zu befördern vermag; dahingegen eine erhabne Seele das Kunststück besitzet, gar wichtigen Nutzen aus einem Fehler, der wider die Klugheit begangen ist, zu

ziehen,

ziehen, in sofern er durch die Gerechtigkeit gut gemacht worden.

Damit ich aber jenem Fürsten erweislich mache, daß sich ein Monarch irret, der in der Meynung stehet, er sey befugt seinen eignen Richter abzugeben, so will ich ihm nur folgende Frage vorlegen; Gesetzt, euer Nachbar ist dreymal stärker als ihr, wollet ihr es denn wohl für gerecht halten, wenn sich derselbe nach seinem Wahn aufführet, und seine Ansprüche oder Forderungen gegen euch darnach sofort ins Werk zu richten sucht, oder aber gar einen Theil der Länder wegnimmt, die ihr itzo wirklich besitzet? Wollet ihr antworten, der gedachte mächtige Nachbar sey ungerecht, weil er euch keine Gerechtigkeit wiederfahren läßt, oder dasjenige thut, was euch in seinen Handlungen gegen euch nicht gefällt; so wird euer obiger Begriff von der Gerechtigkeit in dem gegenwärtigen Falle widerleget und aufgehoben.

Ich muß also behaupten, daß es nach dem Begriffe, den man mir von dem König in Preussen beygebracht hat, und den er auch in seinem Buche selbst von sich äußert, nicht wahrscheinlich sey, daß er von den Leuten, die seine Aufführung gegen die Königinn von Ungarn in Schlesien betrachten, verlange, ihn als einen ungerechten Prinzen anzusehen. Ja! ich bin versichert, er würde die gemeldete Königinn als ungerecht verdammen, wenn sie dreymal stärker als er wäre,

und

und seine Länder deswegen überfiele, weil sie daran gerechte Ansprüche zu haben glaubte.

Ich begreife folglich wohl, daß der König falsche Vorstellungen von Recht und Unrecht heget; ich glaube aber auch, daß er im Grunde gerecht ist, und seinen Absichten nach, die Gerechtigkeit befördert sehen will. Er würde also vollkommen gerecht seyn, wenn er ein wenig mehr Einsicht besäße; inzwischen so ist bey einem großen Herrn dieses das vornehmste, wenn er sich richtige Zwecke vorsetzet, und im Stande ist, dieselben der Wahrheit gemäß zu erreichen: denn diese schreibet folgendes Gesetz der Billigkeit vor;

Thue deinem Nachbar das nicht, was du nicht von ihm gethan haben willst, wenn er viel mächtiger wäre als du.

Es fehlet dem Könige nichts, als daß er die leichte Regel von seinem Hofmeister nicht oft genug hat aussprechen hören:

Halte alles für Böse und Unrecht, was du nicht willst, das andre an dir thun sollen.

Auf diese Art wird es mir erlaubet seyn, allemal von dem König in Preußen gut zu urtheilen; ob es gleich gewiß ist, daß des Numa seine Gerechtigkeit denselben übertrifft; denn dieser König richtete einen Priesterorden auf, der die benachbarten Fürsten auf eine feyerliche Art besuchte, und sich über den der Römischen Republik zugefügten Schaden beklagte, damit sich die Beleidiger eine bestimmte Zeit lang bedenken könnten, ob sie die ver-

verlangte Genugthuung verschaffen, oder sich den Krieg ankündigen lassen wollten: Und auf diese leutselige Art regierte Numa vierzig Jahr lang, ohne einen einzigen Krieg zu führen. Allein es ist dabey zu erwägen, daß Numa älter als der König von Preußen war; ferner, daß die Einsicht der Menschen mit dem Alter zunimmt, indem entweder der Widerspruch andrer, oder die Erfahrung, oder das langwierige Nachdenken, zu mehrerer Stärke bringet.

Da ich nun von des Königs in Preußen Verstande, schon itzo viel Gutes weis; so kann ich mir von seinen zukünftigen heldenmäßigen Fähigkeiten, die in der Annehmung der Wahrheit bestehen, viel Gutes versprechen.

Ich hoffe nämlich, daß er sich auch hierinn größer zeigen wird, als die großen Geister gemeiniglich sind: denn es ist ganz gewöhnlich, daß auch diese der Welt Proben von ihrer Hartnäckigkeit mittheilen.

V.

Anti-St. Pierre,

oder

Widerlegung des von dem Abt St. Pierre vorgelegten Politischen Räthsels.

1742 *).

Eine Studierstube Gelehrter ist gemeiniglich gar wenig im Stande, gewisse Handlungen recht zu beurtheilen; wenn gleich seine Lehrsätze noch so tiefsinnig, und seine Gedanken noch so erhaben sind. Nichts weniger aber pflegen dergleichen Leute gehöriger maassen einzusehen, als die Thaten der Fürsten: denn es fehlt ihnen mehrentheils an der Kenntniß vieler tausend geheimen Umstände, die außerhalb dem Cabinet eines Regenten niemals bekannt werden; und dem ohngeachtet unterstehen sie sich, eine weitläuftige politische Verbindung zusammen zu setzen, und

*) Diese Widerlegung ist den 22 Jun. 1742 verfertigt, da ich das politische Räthsel am 19 Jun. zu Gesichte bekommen hatte, das heißt: Si natura negat, facit indignatio versum.

und gleichsam Schlösser, oder Welten in der Luft zu bauen, die eben so feste werden, als die Welten der Philosophen. Es kostet einem solchen sehr wenig Mühe, wenn er mit dem Tone eines Orakels aus dem erhabensten Theile seines Zimmers redet, und denen Beherrschern des Erdkraises Vorschriften austheilet. Allein, er nimmt sehr viel auf seine Hörner, wenn er sich unterstehet, so wichtige Sachen und so zweifelhafte Geschäfte der Monarchen, vor seinen Richterstuhl zu ziehen; ja er setzet diejenige Verehrung aus der Acht, die ein jeder, er mag noch so alt, oder so weise seyn, wie er will, den gekrönten Häuptern schuldig ist. Meines Theils bin ich versichert, daß der Abt St. Pierre unter diesen Leuten eine Stelle einnimmt, indem er sein politisches Räthsel gar leichtsinnig vorgetragen. Der vorgegebene Widerspruch, den er zwischen den Grundsätzen und der Aufführung des Königs von Preußen zu zeigen suchet, findet sich bloß in seiner Einbildung, die, wie man weis, allemal sehr stark gewesen ist. Die Menge von ihren Geburten haben ihre Ehre gemacht; und man kann viele davon, als Träume eines gutgesinnten Menschen ansehen. Nachdem man ihm aber die Erlaubniß gegeben, seine völlige Freyheit in solchen Träumen zu äußern; so sollte er sich doch billig in acht nehmen, damit er sie nicht gegen solche erhabene Personen mißbrauchte, denen er nicht nur die äußerste Hochachtung schuldig bleibet; sondern die auch über seinen Horizont sind, und solchen Beurtheilungen nicht unterworfen werden können.

Mein

Mein Durchlauchtigster Fürst bedarf keine Vertheidigung, und ich würde seine Sache mit meinem schwachen Arme nicht unterstützen, wenn der Gegentheil zu fürchten wäre. Doch, ich sage dieses, ohne, daß ich den Abt St. Pierre verachte, oder ihn mit mir vergleiche. Ich weis, daß er sich fast seit funfzig Jahren mit mathematischen Beweisthümern und solchen Dingen unterhält, die ihm eine geometrische Gewißheit verschaffen: Was ist es also Wunder, daß er in einem so langen Laufe müde wird, und zumal gegen das Ende desselben Fehltritte begehet. Es giebt ein gewisses Alter, in welchem die Schritte der Greise so unsicher sind, als der Gang des Leibes: Und bis an sein Ende den Preiß gewinnen wollen, das heißt, sich der verkehrten Veränderung des alten Diogens unterwerfen. Es ist viel zu spät alsdenn seine Ohnmacht verspüren, wenn man bereits auf der Rennbahn ist, und ausschreyen muß:

Ach Gott! meine gewöhnliche Stärke verläßt mich itzo, da ich sie nöthig habe.

Wiewohl es ist weder der eine, noch der andre beifügt, über des Königs von Preussen sein Vornehmen einen Richter abzugeben, und ich will deshalben in diesem Versuche einer Antwort, mehr auf das Verfahren des S. Pierre, als auf seine Vernunftschlüsse, meine Gedanken richten. Der Ausgang wird solche Urtheile sattsam widerlegen; das heißt, das ruhmwürdige Leben Sr. Preussischen

ſiſchen Majeſtät, iſt im Stande, zu ſeiner Zeit, alles das zu nichte zu machen, womit die Kühnheit und Bosheit ſeine treffliche Thaten zu verdunkeln ſucht. Was aber das Unternehmen ſolcher Leute betrifft, ſo ſtehet daſſelbe nimmermehr zu entſchuldigen; denn es iſt kein Schriftſteller, er mag von einem Volke ſeyn, von welchem er will, ſeine Verwegenheit gut zu machen vermögend, wenn er auf eine ſo ausſchweifende Weiſe von einem Fürſten redet. Man kann ſich irren, wenn man ſein Nachdenken noch ſo ſehr brauchet, indem ja die größten Geiſter ſolcher Gefahr zu fehlen, beſtändig unterworfen bleiben. Man kann aber die Verachtung derer, die richtigen Grundſätzen, und keiner blinden Leidenſchaft folgen, ohnmöglich verhüten, wenn man dasjenige außer Augen ſetzet, was man Königen ſchuldig iſt. Dieſe Anmerkung trifft den Abt St. Pierre ſo ſehr eben nicht, (ob er ſich gleich in ſeinem politiſchen Räthſel nicht wenig vergeſſen hat) als die ganze Menge erbarmenswürdiger Schriftſteller, die vors Geld das Papier ſeit geraumer Zeit beſudelt haben, und noch itzo die Wochenſchriften mit ſo abgeſchmacktem Zeuge anfüllen, daß ſie den gerechten Lohn fürchten müſſen, wenn der Fürſt, den ſie angreifen, nicht noch großmüthigere Gedanken hätte, als es ſein hoher Stand mit ſich bringet, indem er die Schmeicheley der Verachtung gleich hält.

Wenn aber gleich sein groſser Geist solche niederträchtige Anfälle weit übertrifft, so kann doch ein treuer Unterthan nicht umhin, seinen Unwillen und vernünftigen Eifer für seinen würdigen Monarchen zu bezeugen. Ich habe auch bey dem Lesen solcher Bücher nicht wenige gefunden, welche der Jähzorn des Juvenals überfiel, wenn er sagte:

Semper ego auditor tantum?
Nunquam ne reponam.

Um so vielmehr kommt es mir fremd vor, daß auch solche Länder, welche die Wirkungen eines beleidigten Königs erfahren haben, eine solche Freyheit unterstützen. Doch, wir wollen wieder auf unsern guten Abt zu reden kommen, und eine Lanze mit ihm brechen.

Die Lobsprüche, die man dem Könige von Preußen aller Orten beyleget, die erste Aufführung dieses Herrn gegen die Königinn von Ungarn, und überhaupt die schönen Meynungen, welche man in dem Buche, wovon man den König zum Urheber macht, antrifft; alle diese Umstände haben bey dem Abt ein gutes Vorurtheil von Sr. Preußischen Majestät gemacht. Es schien dahero der Abt mit Höflichkeit und väterlicher Liebe auf Se. Majestät zu sehen; ja er fieng an zu hoffen, daß dieser Herr das gröſste

Werk

Werk ausführen sollte, das sein Gehirn so viele Jahre lang beunruhiget hatte. Er sagt nämlich am Ende seiner Anmerkungen über den Anti-Machiavell:

„Ich habe den König von Preußen für den
„würdigsten und geschicktesten Prinzen
„angesehen, das wundervolle Vorha-
„ben von einem beständigen Frieden,
„wornach der König von Frankreich
„Heinrich der IV gestrebet hat, aus-
„zuführen.„

Er gründet seine Aussage auf solche Dinge, die ihm niemand streitig machen wird, indem er von der Größe und Gerechtigkeit des Verstandes, von der Schönheit seiner Regeln, von der Duldung, von der Menschenliebe, von der Wirksamkeit und denen übrigen herrlichen Eigenschaften Friedrichs des II redet. Allein alle diese schöne Gaben werden in den Augen des alten Staatsklugen auf einmal verfinstert; sein Vorhersehen trieget; sein Warten wird nicht erfüllet; Der Held ergreift die Waffen, und überschwemmt damit die Staaten der Königinn von Ungarn, an statt, daß er die Stimme des Mentors hören sollte, der ihm zuruft: er soll sich der Vermittelung andrer Prinzen oder gar der Richter bedienen, die auf dem Reichstage sind und mit seiner gewaffne-

ten Hand wiederum in das alte Eigenthum zurück kehren.

Ein so lebhaftes Verfahren befremdet unsern Abt, es ist in seinen Augen ein Räthsel, und er legt es daher in dieser Gestalt ganz Europa vor.

Wenn wir ihm glauben dürfen, so komme die Schwierigkeit des Räthsels daher, daß ein gerechter Prinz einen ungerechten Krieg anfängt. Er findet folglich keine andre Erklärung solches Betragens, als daß er meynet, es komme von dem Mangel der Erkenntniß her. Kurz: er stellet sich vor, die gerechte Absicht des Königs sey nicht im Stande, alle Ungerechtigkeit zu vermeiden.

Ich hege des Abts Gedanken, daß nämlich das Räthsel dem Mangel der Erkenntniß zuzuschreiben sey; aber dieser Mangel liegt bloß in dem, der das Räthsel vorträgt, und keineswegs in dem, der dazu Gelegenheit giebt.

Wenn St. Pierre die Ungerechtigkeit des Krieges, von welchem die Rede ist, so erwiesen hätte, als den natürlichen Trieb des Königs zur Gerechtigkeit; so wäre der Widerspruch offenbar; so aber, da er die Ungerechtigkeit des Krieges als ausgemacht zum Grunde leget, so würdiget er diesen Ausspruch keines Beweises; sondern er gehet als ein schlechter Philosoph, gleich fort auf den Schluß, ohne sich um die Richtig-

keit

keit der Sätze, woraus sie gezogen werden, zu bekümmern.

Es wäre hier der Ort, die vernünftigen Bewegungsgründe anzuführen, die den König von Preußen getrieben haben, diejenigen Länder sich bey einer guten Gelegenheit wieder zu unterwerfen, die bey widrigen Umständen seinem Hause unrechtmäßiger Weise entrissen worden. Allein es ist mein Zweck nicht, die gründlichen Ausführungen abzuschreiben, die der gedachten Rechte halber für Se. Majestät aufgesetzet worden sind. Man hat auch überdem dieselben schon in ganz Europa bekannt machen lassen, so daß der Tadler (St. Pierre) nicht zu entschuldigen stehet, wenn er in diesem Stück aus Unwissenheit sündiget.

Ich begreife auch wohl, daß er nicht so wohl die erwehnten Rechte angreifen, als das für unverantwortlich ausgeben will, daß sich der König keiner Schiedsrichter bedienet, und dasjenige mit Gewalt eingenommen hat, was er für das Seinige angesehen.

Nach der Meynung unsers Philosophen haben solche Feindseligkeiten den falschen Wahn zum Grunde, welchen der König angenommen, daß, nämlich ein Fürst nicht allein befugt sey, dasjenige sich mit Gewalt zu erwerben, was er für das Seinige hält; sondern, daß auch ein Regent in seiner eignen Sache seinen eignen Richter abgeben könne.

Hierbey kommen zwey Dinge vor, wovon dem Abt St. Pierre der Beweis sehr schwer fallen dürfte. Erstlich, daß diese Sätze, die er als die Richtschnuren des Königs von Preußen betrachtet, in der That falsch sind, und daß es keine Fälle gebe, in welchen sich ein Monarch selbst Recht schaffen dürfe, oder solche Mittel brauchen solle, die ihm die Vorsehung in die Hände gegeben, um dasjenige auf eine kurze Art zu erhalten, was man moralischer Weise ohnmöglich durch Vorstellungen und Unterhandlungen erhalten kann. Zweytens, so verfährt der Abt St. Pierre sehr geschwinde, wenn er die Grundsätze von der Aufführung Sr. Preußischen Majestät bestimmet, und so frey den Ausspruch thut, daß ihn dieser oder jener Irrthum zur Ungerechtigkeit verleitet habe. Es ist zwar kein Mensch von allem Irrthum frey, und der weise Friedrich selbst, glaubet nicht, daß er ganz davon sicher sey, indem er die Gränzen des menschlichen Verstandes besser, als viele Philosophen, verstehet. Allein, ich will mich, ohne jenen politischen Nestor zu beleidigen, lieber der Einsicht meines Monarchen und dem Urtheile, daß er, in seiner eignen Sache, nachdem er alles sehr genau überleget hat, überlassen, als dem seinigen. Ich sage, das Urtheil des Königs ist viel sicherer, als dasjenige, das ein alter Greis gefället hat, der seine Brille von neuen zu rechte setzen muß, wenn er von ferne solche

Dinge

Dinge entdecken will, die er allein auf eine undeutliche Art aus einander zu setzen, im Stande ist, und die er folglich nur blindlings beurtheilet.

Wir wollen ihm die Sache etwas begreiflicher machen, und da er für einen Weltweisen und Feldmesser gehalten wird; so wollen wir uns gegen ihm einer Kürze bedienen, die er in seinem politischen Räthsel zu verachten scheinet, indem man darinn nichts, als Sätze ohne Beweis, und Folgerungen, die aus falschen Lehren herfließen, antrifft. Ich frage daher den Beförderer des europäischen Reichstages:

I. Ob nicht der König von Preußen von der Gerechtigkeit seiner Sache versichert seyn könnte? Meines Erachtens ist ein Prinz, der bey weiten so scharfsinnig nicht ist, als unser Monarch, fähig, sich, wenn er will, allemal von der Festigkeit seiner Bewegungsgründe, wornach er so, und nicht anders handelt, zu überführen.

Ja, wenn auch die Fürsten, wie sie mehrentheils sind, nicht das Vermögen haben, für sich gewisse verwickelte Geschäfte einzusehen, so können sie doch die Auslegung, die ihnen geschickte Leute davon geben, begreifen, und die Deutlichkeit derselben wahrnehmen. Um so viel weniger also hat es dem Könige in Preußen, dessen Einsicht so wohl der Abt St. Pierre als die ganze Welt verehret, an hinlänglichen Mitteln gefehlet, um sich selbst erweislich zu machen, daß sein hohes

Haus auf einen Theil von Schlesien unwidersprechliche Rechte habe. Daß dieses auch wirklich geschehen sey, das zeigen die Schriften, die Se. Majestät dem ganzen Europa vor Augen geleget hat, denen man nichts als eitles Schreyen und nichtswürdiges Geschwätze entgegen setzen konnte.

Folglich, so hat dieser Monarch nicht geglaubet, daß dasjenige, was er überfiel, ihm zugehörte, sondern er wußte es so gar. Woraus denn so viel abzunehmen, daß die Gerechtigkeit selbst seine Handlungen erleuchtet, und das Licht zu einem unvermeidlichen Krieg angestecket habe. Die andre Frage, die ich dem Abte vortragen muß, ist:

II. Ob der König ein andres Mittel gehabt hat, eine billige Genugthuung von dem Hause Oesterreich zu erhalten, als diejenigen, die er zu erwählen geruhet?

Der gegenwärtige Zustand der Sachen, und die Betrachtung der vergangnen Zeiten, giebt keine andre an die Hand. In einer so mißlichen Verbindung der Umstände, als diejenigen waren, in welche der Tod des Kaisers, Deutschland und ganz Europa setzte, hätte man auch mit der ganzen politischen Tiefsinnigkeit des Herrn Abts das zweifelhafte einer langen Vermittlung nicht verhüten, am wenigsten aber die Gefahr abwenden können, daß niemand zuvorkommen und das unsrige wegnehmen würde.

Hier-

Hiernächst, so brauche ich hier nur die Erfahrung reden zu lassen. Tausend Vorfälle zeigen uns, daß man zu der Wiedererwerbung des Seinigen so wenig, als zu der Bezahlung vieler Millionen unläugbarer Schulden, weder durch das Recht, noch durch Vermittlungen, zu gelangen, im Stande gewesen. Gesetzt aber, es stritten dergleichen vernünftige Bewegungsgründe für unsern Monarchen nicht; so frage ich:

III. Ob sich nicht der König von Preußen, ehe und bevor er seine Trouppen nach Schlesien schickte, deutlich genug erkläret, und der Königinn von Ungarn seine Forderungen vor Augen geleget hat?

Der Marquis von **Botta**, Minister dieser Königinn, ist von den rechtmäßigen Ansprüchen des Königs auf die verschiednen Fürstenthümer in Schlesien, hinlänglich unterrichtet, und man hat außer dem dem Wiener Hofe die vortheilhaftesten Bedingungen vorgeleget, wenn er zu einer billigen Genugthuung wäre zu bewegen gewesen. Allein es verursachte alles dieses weiter nichts, als eine weitläuftige Antwort und Freundschaftsversicherung; wodurch sich vielleicht der gute Abt hätte können einschläfern lassen; allein er würde sich doch haben schämen müssen, wenn er nach seinem Erwachen den Betrug gemerket hätte: Und was könnte es alsdenn helfen, wenn er den europäischen Reichstag um Hülfe anriefe?

Bey solchen Umständen mußte ein so wachsamer und weiser Fürst, wie Friedrich ist, bey der ersten Weigerung einer Genugthuung, seinen Feinden keine Zeit geben, sich in der Ungerechtigkeit zu stärken, oder wider das Recht in Sicherheit zu stellen. Eben dieses hat das große Geschrey des Hauses Oesterreich verursachet, indem es viele Jahrhunderte durch in seiner eignen Sache Richter zu seyn gewohnt gewesen; ob es gleich nicht einmal die Mühe angewendet hat, seinem unrechtmäßigen Besitze einen guten Schein zu geben. Folglich so ist es sehr gut, daß es einmal durch seine eigne Erfahrung lernet, wie schmerzlich dergleichen Thaten sind, zumal da es nur seine halbe Belohnungen bekommen, nämlich bloße Repressalien erlitten, die der Gerechtigkeit so sehr gemäß sind. Und was will sich Oesterreich beklagen, da es so lange Zeit diejenigen Fürsten, die auf ihrer Seite Recht hatten, mit Gewalt zu quälen pflegte? Gesetzt aber, es wäre alles wahr, was sich der Abt St. Pierre von dem Könige in Preußen in diesem Stücke vorstellet; so hätte sich doch dieser Prinz weiter nichts, als des Wiedervergeltungsrechts bedienet; Allein wir haben bereits klärlich erwiesen, daß er in seinem Verfahren dem Beyspiel seiner Feinde nicht gefolget ist, indem er alle diejenigen Mittel vorzukehren gewußt, die den Gebrauch seiner Waffen abzuwenden im Stande waren. Da hiernächst noch ein einziger Umstand hätte beobachtet werden

ben müssen, wenn die Sache des Abts Beyfall erlangen sollte, nämlich die Erwählung der Richter des Reichstages; so bin ich schuldig, demselben die vierte Frage vorzulegen, nämlich: Ob es dem Reiche zukomme, diejenigen Streitigkeiten zu beurtheilen, die Schlesiens halber zwischen dem Könige von Preußen und der Königinn von Ungarn obschweben?

Ich glaube, vieler Gründe halber, das Gegentheil. Denn zuförderst, so betrafen diese Streitigkeiten solche Rechte, die jura singulorum genennet werden; wie kann man denn sagen, daß dieselben wider alle Vernunft, oder Nothwendigkeit, nach dem Reichstage gezogen werden sollen? Und wo ist denn ein Reichstag, der zu solchen Sachen die gehörige Vollmacht hat? Der Versammlung des Römischen Reichs war damals alle Thätlichkeit benommen, und es würde viel zu viel Zeit gekostet haben, wenn der Abt de. Pierre den europäischen Reichstag hätte ausschreiben sollen. Kurz, das Deutsche Reich hatte von diesem Kriege nichts zu befürchten, er war auch mit keinem Schaden seiner Glieder verknüpfet. Es ist dem Reiche überdem gleichgültig, ob sich das Herzogthum Schlesien in den Händen des Hauses Brandenburg oder Oesterreich befindet; ja man kann sagen, daß die Banden, ohne welche der deutsche Staatskörper nicht bestehet, nämlich die Ausübung der Gerechtigkeit, nicht besser befördert wird, als wenn einem ieden das

wie-

wiedergegeben wird, was ihm zukommt, oder was ihm mit Gewalt entweder weggenommen, oder vorenthalten worden.

Mich wundert, daß der Abt St. Pierre, vermöge seiner fruchtbaren Art, Zweifel zu machen, und eine strenge Gerechtigkeit vorzuschreiben, nicht auf die Pragmatische Sanction gekommen ist, und dem Könige von Preußen vorgeworfen hat, daß der Schlesische Krieg derselben entgegen laufe. Doch es wäre nicht schwer, auch in diesem Falle seine Zweifelsknoten, wie in allen übrigen aufzulösen. Denn die Pragmatische Sanction ist dazu gemacht, daß die Erbfolge des Hauses Oesterreich dadurch fest gesetzet werden möchte; wer weis aber nicht, daß dergleichen Vorschriften einer Familie ohnvermögend sind, das Recht, das ein andrer besitzet, oder von seinen Vorfahren erhalten, aufzuheben? Es hat auch überdem der verstorbne Kaiser, als er im Jahre 1731 die gedachte Erbfolge dem Reiche zu erkennen gab, mit ausdrücklichen Worten bezeuget, daß er durch die zu leistende Vergewisserung derselben, keinem Menschen, folglich auch dem Rechte eines dritten nicht schaden wolle.

Wiewohl ich merke, daß ich mich wider meinen Willen selbst in der Untersuchung mehr erwehnter Rechte einlasse; ich werde indessen meine Mühe nicht bedauren, wenn ich dadurch die Augen des Abts ein wenig öffnen, und ihm zugleich begreiflich machen kann, daß die gerechte

Sache

Sache des Königs, auch in der Ausübung gerecht geblieben sey.

Es ist dieser Monarch dem Natur- und Völkerrechte gemäß verfahren, welches unter den Fürsten einmal eingeführet ist, die bekannter maaßen in einer natürlichen Gleichheit stehen, und keinen Richter erkennen. Wer siehet also nicht, daß Seine Preußische Majestät sich und ihrem königlichen Hause die ihnen obliegende Pflicht würden versagt haben, wenn sie so unstreitige Rechte außer Acht gelassen, oder dem Zuvorkommen eines andern frey gestellet hätten.

Eben diejenigen Gründe, die da zeigen, daß der König durch die Ergreifung des Besitzes wohl gethan hat, beweisen auch, daß Se. Majestät sehr übel thun würden, wenn sie den Besitz wieder abtreten wollten, und nach dem scharfsinnigen Rathe des Abts ihre Rechte in den vorigen Stand setzten, oder dem Schiedsurtheil der Engländer und Holländer übergäben. Geschähe das letztere, und der König erwürbe sich auf diese Art wieder den Ruhm der Gerechtigkeit, in den Augen jenes erzklugen Mannes; so kann man im Gegentheile leicht vorher sehen, was die Beherrscher der Welt davon sagen würden, wenn man an statt der mit großen Kosten, vieler Mühe und Gefahr erworbene Länder, alles gütlich wieder liefern, und an statt der glücklichen Kriegswirkungen, mit kreuzweise zusammen geschlagenen Armen denjenigen Theil annähme,

me, den ihm die Schiedsrichter anweisen möchten. Gewiß, bey solchen Umständen würde sich ein wahrhaftiges politisches Räthsel sehen lassen, welches ohne dem Schlüssel des Herrn St. Pierre nicht zu eröffnen stünde. Wie ist es denn möglich, daß ein vernünftiger Mensch auf solche Vorschläge kömmt? Wenn der Abt nur einige Bücher gelesen, und etwas von den Geschichten der Staaten gehöret hat, so muß er ja wissen, daß dergleichen niemals geschehen ist, auch nicht thulich sey.

Se. Preußische Majestät sind zwar so gerecht, daß sie sich zu einem Vergleiche verstehen werden, wenn er annehmlich ist, und denjenigen Genugthuung verschaffet, welche ihre alte Rechte, wie auch den Schaden und Kosten, die sie bey deren Gebrauch strenger Mittel anwenden müssen, erhalten *); allein wer siehet nicht, daß sie dabey eine vollkommne Sicherheit zum Grunde setzen müssen. Ein guter Krieg wird eines guten Friedens halber geführet, und wenn keine vernünftige Vorstellungen helfen wollen, so muß man freylich zum Waffen schreiten.

Der Abt will dem ohngeachtet die Ehre des Königs rühren, indem er einen gewissen Menschen, der seinen Irrthum halsstarriger Weise vertheidiget, und eine erhabne Seele, die im Stande

*) Der Ausgang rechtfertiget dieses zu der Zeit, da ich schreibe.

Stande ist, ihren Irrthum öffentlich zu bekennen, und die Fehler der Klugheit durch Gerechtigkeit gut zu machen, mit einander in Vergleichung stellet. Allein diese geistliche Vermahnung hat keine Kraft iemanden zu überreden, in sich; denn wenn der Zuhörer gescheuter als sein Pfarrer ist, der ihn damit zu überreden suchet; so wird er sich gewiß nicht einmal einfallen lassen, darinn eine so harte und besondre Probe zu machen.

Man muß sich übrigens wundern, daß man den Abt St. Pierre, der so viele Geschicklichkeit die Fürsten zu unterrichten besitzet, an dem Hofe, wo er sich bisher aufgehalten hat, vorbey gegangen ist. Man muß, sage ich, sich wundern, warum man ihm nicht die jungen und zu Kron und Zepter bestimmte Prinzen anvertrauet. Was könnte man sich nicht von der Größe und Gerechtigkeit der Erkenntniß versprechen, wenn er itzo die Stelle bekleidete, welche noch zur Zeit von einem alten Herrn, dessen Weisheit die ganze Welt bewundert, besetzet ist? Aber das in der Vertheilung der Ehrenstellen unvernünftige Glück, hat unsern Abt zu einem bloßen Apotheker von Europa gemacht *), und zwar zu einem solchen, der wenig Abgang hat.

Seine

*) Dieses ist ein Scherz, der den Herrn Cardinal von Fleury zum Urheber hat. Er bedienet sich nämlich desselben in einem kleinen Briefwechsel, den er im Anfan-

Seine lindernde und süße Tränke kommen den Leuten ekelhaft und abgeschmackt vor, und das Elexier von dem Vorschlage eines beständigen Friedens, bleibet bisher in seinem Kramladen dergestalt liegen, daß es aller Wahrscheinlichkeit nach, niemals wird heraus genommen werden.

Doch ich muß noch ohne allen Scherz sagen, daß die pedantische Schreibart des Abts St. Pierre, wider den König von Preußen gar sehr unanständig angebracht ist. Friedrich II ist kein Herr, den man zu seinem Hofmeister in die Schule schicken muß. Er hat andern vorlängst Unterricht ertheilen können, und derjenige, welchen er den Fürsten in einem unsterblichen Buche ertheilet hat, ist weit besser, als die außerordentliche Menge von Schriften des Abts St. Pierre; denn dieser ihr Leben gebiehret den Tod selbst; sie dienen folglich auch zu nichts, als etwan dazu, daß sie in einem Bücherkriege Poltergeister abgeben können. Ich war willens, die Feder niederzulegen, aber ich darf es nicht eher bewerkstelligen, bevor ich nicht noch das Mittel berühre, das die Gelehrsamkeit dem Abte vorschreibet, und dieser wider den König als ein Muster zur Nachfolge vorleget. Es bemerket ein gewisser Schrift-

Anfange des Jahrs 1740 mit dem Abte St. Pierre unterhielt. Man sehe davon den XVIten Theil der Werke unsers Abts, auf der 117 und folgenden Seite.

Schriftsteller gut wohl, daß die Menschen nie mals alles recht überdenken; und man muß in der That eine starke Einbildungskraft haben, wenn man die folgende Nachricht von dem Numa, zugleich wie St. Pierre betrachten, und doch dabey glücklich anwenden will. Es heißet, Numa richtet einen Orden von Priestern auf, die mit Gepränge die Fürsten besuchten, und sich über den der römischen Republik zugefügten Schaden beklageten, damit sich die Beleidiger eine gewisse Zeitlang bedenken konnten, ob sie die verlangte Genugthuung verschaffen, oder sich den Krieg ankündigen lassen wollten. Gewiß, wenn man am Ende des Novembris des 1740sten Jahrs, eine Rotte Priester nach Wien geschicket hätte; so würde man wunderswürdige Wirkungen wahrgenommen haben, weil diese heilige Schaar, sehr vielen üblen Folgen vorzubeugen, im Stande gewesen wäre. Aber, ich wette, man hat nicht darauf gedacht: denn wäre jemand diese Historie eingefallen, so müßten auch die gewünschten Begebenheiten daraus hergekommen seyn.

Unterdessen so hat der Abt, was das zukünftige betrifft, gute Hoffnung; Numa war älter als Se Preußische Majestät, als er sich dieses Mittels, wodurch er 43 Jahr in Frieden regierete, zu bedienen anfing; es kann ja also unser siegreicher Monarche, auch noch wohl auf solche friedfertige Erfindungen kommen. Seine Scharfsinnigkeit, und heldenmäßige Fähigkeit, etwas zu

lernen, vergrößern des klugen Abtes seine Vermuthungen.

Ich verspreche mir davon vor das zukünftige gleichfalls solche vieles; ich glaube auch gewiß, daß wenn die öffentliche Ruhe einmal durch die Tapferkeit des Königes recht wird unterstützet seyn, seine dem Frieden eigenthümliche und vortreffliche Eigenschaften unser Glück befestigen werden; ja ich bin von den süssen Früchten seiner Regierung, die eben so langwierig und glückselig seyn muß, als sie deren Anfang nach ruhmwürdig ist, vollkommen versichert. Allein, die Vorschriften des Abts St. Pierre werden eben so wenig zu solcher Glückseligkeit, als das Einblasen der egerischen Nymphe beytragen: denn obgleich das Daseyn von dem Abt mehr wirkliches in sich fasset, als die Existenz dieser Nymphe; so sind doch beyde ihre Aussprüche von gleichem Gewichte.

Ein Geist, der weit geschickter ist als der ihrige, ein Geist, der erleuchteter ist als Socrates selbst; ein solcher Geist, sage ich, regieret unsere Glückseligkeit, und eben dieser Geist wird unsere Glückseligkeit noch so groß machen, als die Liebe, die wir für ihn hegen.

Fünf-

Fünfter Abschnitt.

Von den vornehmsten Auflagen und Uebersetzungen des Anti-Machiavells.

Es ist unser Endzweck nicht, hier alle und jede Auflagen und Uebersetzungen des Anti-Machiavells anzuzeigen, sondern nur die vornehmsten derselben, und in so fern sie von einander abweichen, zu bemerken.

In weniger als einem Jahre erschienen davon sieben Auflagen, und fünf Uebersetzungen.

I. Anti-Machiavel, ou Examen du Prince de Machiavel, avec des notes historiques et critiques 8. à la Haye, chez Jean van Duren, 1740.

II. Londres, chez Guillaume Mayer dans le Strand.

Diese beyde Auflagen kamen zu gleicher Zeit heraus; sie kommen genau mit einander überein, und unterscheiden sich bloß in dem Titel. Wir haben in dem ersten Abschnitte gewiesen, daß dieses die ächte Auflage sey.

III. Anti-Machiavel, ou Essai de Critique sur le Prince de Machiavel. Publié par Mr. de Voltaire 8. à la Haye; und gleich darauf ein Nachdruck von dieser.

IV. Imprimé à Amſterdam. Und da der Herr von Voltaire in beyden als Herausgeber verſicherte, daß dieſes die ächten Auflagen, die dorigen aber, ſo bey van Düren und Mayer gedrucket, von der erſten Haupthandſchrift ſehr unterſchieden wären; ſo richteten ſich einige nach ſeiner Vorſchrift; und man ſah eine andere.

V. Imprimé ſur l'Edition originale de l'Editeur, 8. à Göttingue, chez Abr. Van den Hoeck. Und nach eben dieſer

VI. A Copenhague, aux depens de Jaques Preuſſ. Alle vom Jahr 1740.

VII. Suivant l'Edition de Mr. de Voltaire, ou l'on a ajouté les variations de celle de Londre. 8. Amſterdam, chez Jaques la Caze, 1741. Dieſes iſt unter allen die richtigſte, und deren man ſich bey der gegenwärtigen neuen deutſchen Ueberſetzung mit Nutzen bedienet hat; Eben ſo wie der folgenden:

VIII. Examen du Prince de Machiavell &c. Troiſieme Edition, enrichie de pluſiers pieces nouvelles et originales la plû part fournies par M. F. de Voltaire, à la Haye chez van Duren, 1741. 2 Tomes 8. avec Privilege de S. M. Imp. Im erſten Theile findet man unter andern einen Vorbericht zu dieſer neuen Auflage, darinnen gemeldet wird, daß ſich der hohe

Ver-

Verfasser selbst vor die ersten Auflagen gegen die Aenderungen des Herrn von Voltaire erkläret. Im Werke selbst findet man auf den gebrochenen Columnen den Machiavell zur Rechten: den Anti-Machiavell, oder die authentische Widerlegung, zur Linken; die Anmerkungen des Amelot über den Machiavell gleich darunter, und sodann in ungebrochenen Zeilen die völlige geänderte Auflage des Herrn von Voltaire. Der erste Theil enthält die 16 ersten Kapitel; der zweyte die folgenden, nebst denen versprochenen Bereicherungen, welche die Richtigkeit dieser und der beyden ersten Auflagen gegen den Herrn von Voltaire beweisen. Sonsten ist eben diese Auflage wieder gedruckt worden:

IX. A Loipzig, chez Arkstée & Merkus 1742. und ....

X. A la Haye, aux depens de la Compagnie, 2 Tomes. gr. 12. 1743.

Die deutsche Uebersetzung kam

I. in Göttingen, 1741 in 8. heraus, und richtete sich nach der No. II. bemerkten französischen Auflage. Sie wurde

II. im folgenden Jahre eben daselbst wieder aufgeleget, und man folgte in allem der No. VIII. angezeigten Ausgabe; außer, daß die Vor-

rede des Herrn von Volraire, der Bericht des van Düren und die übrigen Zusätze weggeblieben.

III. Eine englische Uebersetzung wurde bereits im Nov. 1740. in der Nouvelle Bibliotheque angekündiget, und eben daselbst auch

IV. eine italiänische Uebersetzung.

V. Eine lateinische wurde vom Herrn Prof. Koloff in Frankfurt an der Oder versprochen; und da er durch den Tod daran verhindert worden, kam eine solche von einem unbenannten unter folgender Aufschrift zum Vorschein: Anti-Machiavellus sive specimen disquisitionum ad Principem Machiavelli, latine conversus, additisque diversarum editionum discrepantibus locis in lucem editus, 8. maj. Amstelodami, apud Janssonio-Waesbergios, 1743.

Endlich ist noch übrig, daß wir von der gegenwärtigen neuen deutschen Ausgabe und der dabey gemachten Einrichtung etwas weniges sagen.

Man hat in selbiger die wohlgerathene Uebersetzung des berühmten Herrn Hofrath von S. bis auf einige wenige Ausdrücke, beybehalten. Bey dem Texte des Anti-Machiavells hat man die Ausgabe des Herrn von Voltaire,

den man als rechtmäßigen Herausgeber ansehen muß, zwar zum Grunde geleget; man hat aber seinen Versicherungen nicht blindlings geglaubet; sondern die erstern Auflagen mit zu Rathe gezogen, und die in selbigen gefundenen Abweichungen, unterschiedene Lesarten, ausgelassene Stellen, deren die mehresten von Wichtigkeit sind, und überhaupt alle und jede Aenderungen sorgfältigst zusammen getragen, und unter den Text gesetzet; so, daß man hier alles richtig vergnüget findet, und mit einmal wahrnehmen kann, worinnen die vom Herrn von Voltaire gemachten Veränderungen bestehen, ohne daß man nöthig habe, die verschiedenen Auflagen gegen einander zu halten, noch, wie bishero geschehen müssen, selbige jede besonders zu lesen.

In den vorigen sowohl französischen als deutschen Auflagen war der Machiavell dem Anti-Machiavell gegen über in gespaltenen Columnen gedruckt, unter jenen die Anmerkungen des Amelots gesetzet, und unter diesen die Voltairische Auflage von Worte zu Worte abgedrucket: Alles dieses fand sich auf einer Seite beysammen, und verursachte eine gewisse Unordnung, die das Lesen sehr beschwerlich machte, so daß auch der geübteste Leser öfters Mühe hatte, zu errathen, an welchem Orte er den Machiavell, Anti-Machiavell, oder den Amelot de la Houssaye suchen müsse.

Diese